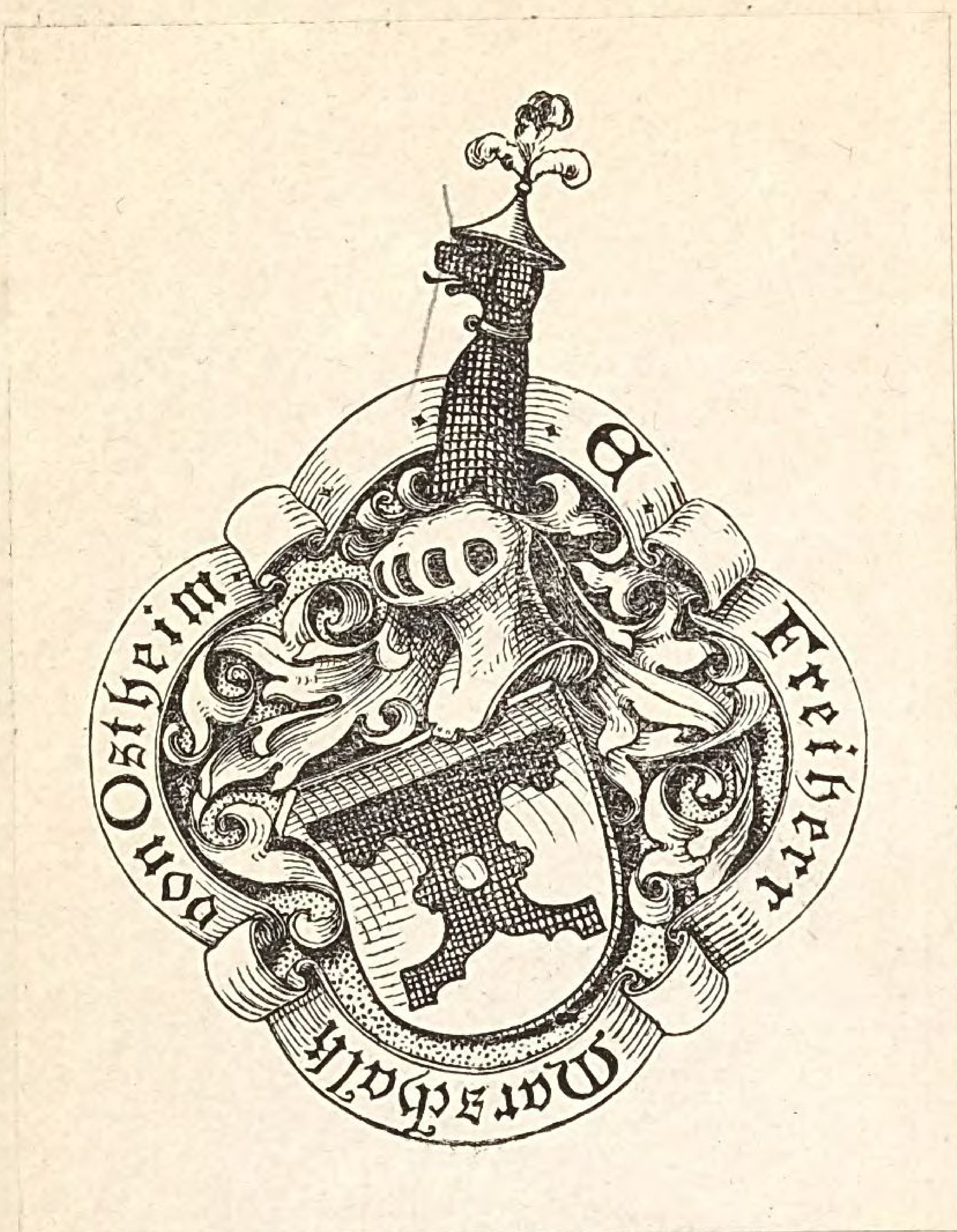

B
Freiherr
Marschalk
von Ostheim

Erinnerungsblätter

aus den

Papieren eines Diplomaten.

Wien. München. Paris.

Von

Franz Freiherrn von Andlaw.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1857.

Druck von J. D. Sauerländer.

Erster Theil.

Wien.

Mi giovera narrar' altrui le novità vedute e .....

Tasso.

Erste Abtheilung.

Während der zehn letzten Regierungsjahre des Kaisers Franz.
(1826 — 1835.)

I. Der Kaiser Franz.

Ein Blick auf die Persönlichkeit dieses unvergeßlichen Kaisers beginne die Schilderungen aus der letzten Periode seines Wirkens. Es liegt nicht in meiner Absicht, das Leben des Kaisers zu skizziren. Nur einzelne Züge aus demselben will ich anführen, nur zum Theil selbst Erlebtes wollte ich in das Gedächtniß meiner Mitwelt zurückrufen, welche nur zu leicht vergißt. Der Kaiser Franz schließt bekanntlich jene lange Reihe von römisch-deutschen Kaisern, welche von Karl dem Großen (800) bis zum Jahr 1806 — also über 1000 Jahre — die Geschicke Deutschlands mit bald mehr, bald minderm Erfolge leiteten. Gerade ebenso lange hatte das griechische Kaiserthum in Konstantinopel vom 5ten bis in's 15te Jahrhundert gewährt. Beide Reiche sind daher trotz ihrer Dauer sprechende Beweise für die Hinfälligkeit aller weltlichen Schöpfungen. Nur ein Fels hat alle diese Throne, welche man für immerwährende Zeiten gegründet wähnte, überdauert.

Die Eigenschaft als Letzter der Kaiser würde daher schon die Regierung Franz II. in der Geschichte verewigen, wenn nicht andere weit erfreulichere Momente diese langjährige Periode bezeichneten.

Schon die Umstände, unter denen der längst sehnlich erwartete Sohn des Großherzogs Leopold (1768) zur Welt kam, die ebenso originelle, als gemüthliche Weise, mit der die unsterbliche Maria Theresia im Burgtheater den Wienern die hocherfreuliche Nachricht mittheilte, die darauf folgende Erziehung des jungen Erzherzogs unter Kaiser Joseph, endlich die 43jährige Regierung — der längsten nach jener Karl's des Großen und Friedrich's III.

Es gibt Regierungen, in denen ein Genie die Epoche beherrscht, ihr den Namen, den Charakter verleiht; es gibt andere, in denen gewaltige, erschütternde, welthistorische Ereignisse die Individualitäten bewältigen. Zu dieser zweiten Art gehört die Regierung des letzten Kaisers aus dem Saale zu Frankfurt; es war dieselbe denkwürdiger durch die unerhörten Dinge, welche sich während jener Jahre — 1792 bis 1835 — zugetragen, als durch die Persönlichkeit des Fürsten selbst. Dennoch bietet auch diese anziehende Momente genug. Ich wiederhole, daß ich nicht Geschichtsschreiber bin: mein Standpunkt ist das Jahr 1826, von dem ich die nöthigen Rückblicke auf die Vergangenheit werfen werde.

Der Kaiser hatte sich nach einer so stürmisch durchlebten Zeit seit einigen Jahren, theils aus Neigung, theils seiner geschwächten Gesundheit zu pflegen, eine äußerst einfache, selbst einförmige Lebensweise angeeignet. Die Stunden des Tages, in Wien, wie während des Landaufenthalts, waren sehr regelmäßig eingetheilt; nur in außerordentlichen Fällen wurde davon abgegangen. Mit der dem Kaiser eigenen Gewissenhaftigkeit prüfte er alle wichtigeren Fragen, und brachte jeden Tag schon am frühen Morgen einige Stunden in seinem Cabinet allein oder mit seinen Ministern arbeitend zu. In jeder Woche fanden, außer den feierlichen und besondern, auch die so ermüdenden allgemeinen Audienzen Statt, in denen der Kaiser mit bekannter Leutseligkeit sich mit jedem Bittsteller in dessen Landessprache unterhielt. Nach kurzer Erholung in seinem Blumen- und Wintergarten, oder auch einem

Spaziergang auf der Bastei, wo man ihm oft in Civilkleidung, nur von einem Adjutanten — gewöhnlich Kutschera — begleitet, begegnen konnte, wurde zwischen 1 und 2 Uhr ein einfaches Mittagmahl mit der kaiserlichen Familie eingenommen. Nach Tische fuhr der Kaiser öfter in einem sechsspännigen Wagen in Gesellschaft der Kaiserin, meistens in den Parken, spazieren. Die Nachmittagsstunden fanden den thätigen Monarchen wieder an seinem Schreibtisch in jenem Zimmer, dessen hohe Fenster auf den Burgplatz gehen, und an dem man ihn oft in eifrigem Gespräche stehen sehen konnte. Beinahe jeden Abend besuchte der Kaiser das Burgtheater, eine ruhige Erheiterung, welche seinem Geschmacke zusagte, und das er bequem aus seinen Gemächern erreichen konnte. Mit einem kurzen Souper beschloß der Kaiser den Tag, um am andern Morgen das segensreiche Regierungswerk auf's Neue zu beginnen.

Im Sommer brachte der Kaiser Franz immer einige Wochen zur Kur in dem benachbarten Baden zu, wo er ein kleines Haus bewohnte, das ihm die Stadt geschenkt. Auch hier dieselbe Lebensweise: eine Spazierfahrt im Helenenthale, ein Gang in den schattigen Wäldern oder über duftende Wiesen. Ununterbrochene Thätigkeit in den Staatsgeschäften. Nur selten unternahm der Kaiser in den letzten Jahren weitere Reisen: Preßburg zu den Landtagen, Prag, Töplitz, Münchengrätz in Böhmen, dann die Herrschaften in Oberösterreich wurden besucht.

Es fehlte während dieses Decenniums nicht an vielfachen Störungen der behaglichen Ruhe; doch wurde das Privatleben des Kaisers nur wenig dadurch berührt. Ich werde auf die wichtigen politischen Phasen dieser Zeit, sowie auf die Vorgänge am kaiserlichen Hofe selbst in eigenen Abschnitten zurückkommen.

Nur einige Züge will ich in's Auge fassen und stelle allen anderen voran: die Gerechtigkeitsliebe und die Popularität des Kaisers.

Der Kaiser Franz blieb das ganze Leben hindurch seinem bekannten Wahlspruche getreu. Dieses Rechtlichkeitsgefühl, dieser Sinn für das Wahre und Billige leitete ihn fortwährend bei allen seinen Handlungen. Nichts, keine Gefahr, keine menschliche Rücksicht konnte ihn von einem Ausspruch, einem Entschluß abbringen, den er als prompt erkannt; keine Drohung, kein Flehen ihn erweichen, wenn es sich um feste Grundsätze handelte.

Er untersuchte und überlegte Alles mit seltener Geschäftskenntniß, und ließ oft lange auf seine Unterschrift warten. Wenn aber einmal die fünf Buchstaben mit fester Hand nebst dem deutlichen M. pr. auf dem Papier standen, war sein Wille heilig und unveränderlich.

War es diese Eigenschaft, bei der doch gewiß nur jeden Tag das Wohl der ihm anvertrauten Monarchie gedeihen konnte, waren es andere äußere Ursachen, genug! ich darf, ohne Gefahr, widersprochen zu werden, behaupten, daß selten ein Fürst populärer war, als Kaiser Franz, und ich will es versuchen, diesen Satz zu beweisen, wenn es hierzu noch eines Beweises bedarf. Nehmen wir jenes Wort nicht in dem gewöhnlichen Sinne, wonach ein Monarch in Folge großer Wohlthaten, die er seinem Lande zuwenden konnte, oder durch blendende Siege und Eroberungen Gegenstand allgemeiner Verehrung und Bewunderung wurde. Die Popularität des Kaisers Franz ergab sich wie von selbst, war daher um so echter und andauernder. Man führt immer Titus an: dieser Kaiser regierte zwei Jahre, und sprach noch von verlornen Tagen, wenn er sie nicht dem öffentlichen Wohle geweiht. Ich glaube, daß Kaiser Franz sich durch 43 Jahre auch stets das nulla dies sine linea zur Vorschrift genommen und derselben wohl nur selten untreu geworden.

Der Kaiser hatte viele erhebende Tage in seinem Leben, Siege, große Erfolge jeder Art bereiteten ihm wahre Triumphe; ich erinnere nur an die Rückkehr nach dem Pariser Frieden. Aber

rührender und in seinem Herzen nachklingender waren doch wohl jene Ausbrüche der Volksliebe, wo keine äußeren Anlässe eine Ovation erwarten ließen. Es war in dem unglücklichen Jahre 1809. Der Kaiser, nach dem Preßburger Frieden, war, in einen dunkeln Mantel gehüllt, incognito gegen Abend in Wien angekommen. Einige Bürger erkannten den geliebten Monarchen; ein ungeheurer Jubel erschallte; von Straße zu Straße wuchs die Menge an, welche zuletzt die Pferde ausspannte, den Wagen in die Burg zog und auf diese Weise einen triumphartigen Einzug bereitete.

Ebenso schön und rührend sind die Scenen, welche sich im März 1826 ergaben. Der Kaiser war plötzlich von einer entzündlichen Krankheit befallen worden; man fürchtete für sein Leben; da ordnete der alte umsichtige Arzt Dr. Staudenheimer einen Aderlaß an, und der Kaiser war gerettet! Die Freude an dieser unerwarteten Genesung war gleich groß wie die Besorgniß, welche sich bei der Gefahr gezeigt hatte. Allgemein war die Theilnahme: die Höfe, die Treppen, die Gänge der Burg von Fragenden wie belagert, die Kirchen mit Betenden angefüllt: Alles schien sich nur in einem Gefühle zu begegnen, und in schönem Bilde drückte der Dichter den herrschenden Gedanken aus, wenn er den Todesengel am Sterbebette mit den Worten zurücktreten läßt: „Nur ein Herz, nicht so viele zu brechen, war ich gekommen!"

Wer, wie ich, Augenzeuge der ersten Ausfahrt des Kaisers am 3. April war, kann diese echte Popularität nicht leugnen, und wer sich noch dieser ehrwürdigen Gestalt mit den ernsten Zügen, der zauberischen Wirkung erinnert, die jedesmal bei besonderen Anlässen die Volkshymne: „Gott erhalte!" im Burgtheater hervorbrachte, mit welcher Begeisterung die Anwesenden stets mit einstimmten, der wird nicht ohne Wehmuth jener Zeiten gedenken. Solche Erscheinungen finden sich oft nur erst nach vielen Menschenaltern wieder.

Dennoch gab es gar Viele, welche die Beliebtheit des Kaisers in Abrede stellen, sie als eine erkünstelte, erheuchelte, wenigstens

als eine blinde, durch nichts gerechtfertigte bezeichnen wollten. Eine unparteiische Nachwelt, nicht durch die Leidenschaften des Tages verblendet, wird darüber richten.

Man kann über jene Thatsachen erstaunen; sie sind aber nicht wegzuleugnen; sie werden fortwährend und zu so größerer Verwunderung feststehen, als der Kaiser Franz gerade derjenige Monarch war, der am wenigsten nach sogenannter Popularität strebte. Ernst, still, ohne äußern Prunk hielt er seinen geraden Gang, unbekümmert um das Urtheil der Außenwelt, und peinliche Entschlüsse, Verlegenheiten aller Art, unerhörte Opfer, selbst seines Vaterherzens, waren ihm auferlegt. All' dieß, Glück wie Widerwärtigkeiten, Siege wie Niederlagen, gute wie die schlimmen Zeiten des Kriegs, der Noth, der Theurung, des Staats-Banquerots, der Krankheiten — zuletzt noch der Cholera — hatten keinen Einfluß auf die ihm stets treu gebliebenen Gemüther seiner deutschen Unterthanen.

Ich fahre in meiner Skizze fort.

Der Kaiser war nicht Feldherr, nicht gerade Staatsmann; es fand sich in ihm aber ein so seltenes Gleichgewicht aller Geistesgaben und Fähigkeiten, daß keine derselben störend oder die übrigen beherrschend hervortrat. Der Kaiser war echt religiös, konnte sich jedoch nie ganz von den Eindrücken lossagen, welche den Geist der Zeit, in die seine Jugend fiel, bezeichnet. Er war einfach in seiner äußern Erscheinung, wie in seinen Sitten, und hatte das seltene Glück, in vierter Ehe eine treue Gefährtin, eine zärtliche Pflegerin zu finden, welche ihn während der letzten 20 Jahre nie verließ und ihm den Abend des Lebens verschönerte.

Die Regierung des Kaisers Franz gehört nunmehr der Geschichte an: es liegt diese merkwürdige Periode abgeschlossen hinter uns; eine schon ferne Zeit, verdrängt durch so viele neue überraschende Begebenheiten.

Dennoch hat sich noch kein Plutarch gefunden, dessen Feder würdig und fähig wäre, die Biographie jenes Kaisers zu schreiben.

Es ist dieß keine leichte Aufgabe!

Man hat den Kaiser Franz vielfach falsch beurtheilt, ihn entweder über Gebühr erhoben, oder seinen Charakter wie seine Handlungsweise mit unverdientem Tadel, selbst oft mit Hohn überschüttet! Beide dieser Wahrnehmungen lassen sich erklären. Es fehlte seinem Wirken nicht an Lobhudlern und Schmeichlern, besonders in den Jahren 1815 bis 1830. Solche gleichzeitige Uebertreibungen haben keinen historischen Werth. Die heftigsten Angriffe, welche eben auf den Kaiser Franz gerichtet waren, kamen von Seiten der Revolution. Wenn seine edle, jedem rechtlichen Gefühl offene Seele dem Hasse zugänglich war, so traf dieser gewiß die Freiheitschwindeleien, den politischen Radikalismus; es waren ihm diese Erscheinungen in jeder Form, in der liberalen, in der constitutionellen, wie in der propagandistischen zuwider. Man wirft daher dem Kaiser gegen diese seine politischen Gegner eine sonst ungewöhnliche Härte vor. Sie war aber eine Folge seines streng und unverbrüchlich beobachteten Systems, das er sich aufgestellt. Mit festen Zügeln leitete er die innere Verwaltung, nur selten war er irgend äußeren Einflüssen zugänglich; ja man will sogar bemerkt haben, daß er nicht ohne Eifersucht auf seine Macht war, und die Erzherzoge, seine Söhne, wie seine Brüder, den Erzherzog Ludwig ausgenommen, nicht unmittelbar Theil an den Regierungsgeschäften nehmen ließ. Der Erzherzog Palatin und der Vicekönig Rainer befolgten nur die ihnen von Wien aus zugekommenen Befehle. Wie dem auch immer sei, der Kaiser besaß im hohen Grade das Gefühl seiner Würde und erkannte auch in ihrem vollen Umfange das Gewicht seiner Regentenpflichten. Die Einfachheit seiner Lebensweise, seiner entschiedenen Abneigung gegen allen Pomp, gegen jedes Hofceremoniel und die sogenannte Repräsentation scheint im Widerspruche mit diesem Bewußtsein der Majestät zu stehen. Es ist aber nach einem so überaus bewegten Leben das Bedürfniß nach Ruhe in der letzten Zeit gar leicht zu

begreifen, um so mehr, als die Thätigkeit des Kaisers nach jeder andern Richtung eine so überaus große und nützliche war. Ich habe im Gegensatze zu seinem Verwaltungssysteme noch nicht von der Politik des Kaisers gesprochen; eine Beurtheilung derselben gehört nicht in diesen Rahmen. Von den Jahren 1815 bis 1825 hatte der österreichische Einfluß, das Ansehen dieses Cabinets in Europa den höchsten Grad erreicht.

Der Kaiser war, wie alle Erzherzoge, wissenschaftlich gebildet und vorzugsweise den Studien der Naturlehre zugewandt; man kannte an ihm keine Leidenschaft, als die für die genaue Erfüllung seines hohen schweren Berufs, und die unschuldige Freude an den Blumen. Sein Gedächtniß war erstaunenswürdig: er sprach und schrieb alle Sprachen, welche in seiner Monarchie einheimisch sind, auch Latein; mit dem feinen, klug berechnenden Verstande des Italieners verband der Kaiser den geraden, schlichten, gemüthlichen Sinn des Deutschen. Viele seiner Aeusserungen, die man sich erzählt und die er trocken im Wiener Dialekte vorbrachte, zeugen von einem treffenden Witz und einem sichern Takt. Seine Ansichten waren ebenso klar, als gesund. Eine Hauptanklage betrifft seine angeblich zu weit getriebene Sparsamkeit. Es steht mir hierüber kein Urtheil zu; nur halte ich die Gerüchte von fabelhaften Summen, welche der Kaiser hinterlassen haben soll, für lächerlich und übertrieben.

So erschien mir der Kaiser Franz!

Die Nachwelt wird ihm gerecht sein, wenn einst Parteigeist wie jene Gleichgiltigkeit erlöschen, die sich des Andenkens an diesen vortrefflichen Monarchen bemächtigt zu haben scheint. Die Geschichte wird erkennen, daß Kaiser Franz unter höchst schwierigen Verhältnissen den Thron durch seltene Privattugenden geschmückt und stets das Glück seiner Völker durch Gerechtigkeit und gewissenhafte strenge Pflichterfüllung angestrebt hat!

Es bleibt mir nun die peinliche Aufgabe, nachdem ich von den vielen Scenen, denen ich beigewohnt, gesprochen, noch die letzte zu berühren — den Tod des Kaisers.

Er war am 24. Februar 1835 noch im Burgtheater gewesen. Des andern Tages fand er sich unwohl und gerade während einer Unterredung mit dem Grafen Collowrat überfiel ihn Mittags Schwindel und Frost. Aehnliche Symptome zeigten sich beinahe in jedem Jahre um diese Zeit; sie waren entzündlicher Art, und man dachte Anfangs an keine Gefahr. Doch schon am 26sten wurden dem Kaiser die Sterbsakramente gereicht, und es wiederholten sich die Auftritte während der Krankheit im Jahre 1826.

Leider war der Ausgang derselben nicht so erwünscht. Sonntag, den 1. März, war alle Hoffnung verschwunden, und der Kaiser starb in der ersten Stunde des 2ten, demselben Tag, an dem er 43 Jahre zuvor die Regierung angetreten hatte. Um mit einem Worte diesen Trauerfall zu bezeichnen, kann man nur sagen, daß sich des Kaisers Leben auch im Tod abspiegelte. Mit der größten Ruhe und Geistesgegenwart ordnete er alle Angelegenheiten des Staats und der Familie; eine fromme Hingebung verließ ihn keinen Augenblick, und alle Anwesenden waren tief erschüttert und gerührt. Er hatte in seinen letzten Anreden nur Ausdrücke der Liebe und Mahnung an seine Söhne, des Dankes für die vortreffliche Kaiserin, des Wohlwollens, der Milde für seine Verwandten und treuen trostlosen Diener. Bekannt sind die Worte, welche der Kaiser mit sterbender Hand zitternd auf ein Blatt Papier geschrieben:

„Meine Liebe vermache ich meinen Unterthanen; ich hoffe, ich werde vor dem Throne Gottes für sie beten können. Der Armee danke ich für ihre treuen Dienste; ihre Tapferkeit erhielt die Monarchie."

Es war das Ende des gerechten, des liebenden Vaters, des edlen Fürsten.

Ich erwähne der gewöhnlichen Trauerfeierlichkeiten nicht; still und langsam bewegte sich der Leichenzug am 7. März zur Gruft der Kapuziner; düster wie der Tag war die Feier; sichtbar gedrückt die Stimmung des Volkes, das in tiefem Schweigen ohne die gewöhnliche zudringliche Neugierde den schwarzdrappirten Wagen mit den theueren Resten dahinziehen sah!

Das Sterbegemach des Kaisers wurde in eine Hauskapelle verwandelt. Hier betet noch täglich die fromme Kaiserin an nun geweihter Stätte. Wer erfaßt ihren Schmerz, wie die Leere, welche sie nach so schön erfüllter Lebensaufgabe fühlen mußte? Nur in dem Gebet und einem unbegränzten Wohlthätigkeitssinn findet sie Trost und Beruhigung.

Nie ging wohl ein Regierungswechsel geräuschloser und einfacher vor sich; einige Handbillete des neuen Kaisers Ferdinand genügten, um der Monarchie zu verkünden, daß sie die Nacht über einen andern Herrscher erhalten! Keine Eidesleistung, keine augenblickliche Huldigung der Truppen, keine außerordentlichen Maßregeln, nicht einmal Personal-Veränderungen fanden, mit wenigen Ausnahmen, Statt.

II. Das 70jährige orientalische Drama.

In dieser Zeit begann jenes großartige Schauspiel im Orient, dem wir jetzt noch beiwohnen, und das sich in ebenso viele Acte eintheilen läßt, als gewöhnlich eine Tragödie enthält.

Das blutige Vorspiel in Griechenland, das mit der Losreißung dieser Provinz von der Türkei schloß, bereitete die ahnungsvolle Erwartung Europas auf die nachfolgenden Ereignisse vor. Die Trippelallianz vom April 1826 bildete den Zwischenact, und Oesterreich, die Grundsätze, welche dieselben leiteten, höchlich mißbilligend, ließ gewähren, was es nicht mehr hindern konnte.

Der Vorhang erhob sich wieder im Juni 1826, um uns das grauenhafte Bild einer der blutigsten Katastrophen in Konstantinopel vorzuführen, wie sie nur die barbarischesten Zeiten erdenken konnten.

Der Sultan Mahmud, längst schon im Stillen über die ihm immer dringender erscheinenden politischen und religiösen Reformen brütend, fand in den Ulema's und Janitscharen, vorzüglich aber in den Letzteren, ein stets entschiedenes Hinderniß zur Durchführung seiner Pläne. Der Sultan ging von der Idee aus, welche auch jetzt noch die türkischen Machthaber durchdringt, daß eine solche gänzliche Umgestaltung des Islamismus möglich, daß durch deren Verwirklichung sein Reich gleichberechtigt in die europäische Staatenfamilie, oder, wie man jetzt sagt, in das europäische Concert aufgenommen werden könne, unbekümmert vorerst noch um das Instrument, das es drinnen spielen werde. Die Türkei sollte, mit einem Worte, in Sitten, Gebräuchen, Ansichten und politischer Haltung dem übrigen Europa gleichgestellt werden. Die Erfahrungen der Geschichte mußten den Sultan belehren, daß eine solche

gewaltsame Umgestaltung nicht ohne Gefahr für sein Leben stattfinden konnte. Es sollte daher ein rascher Entschluß gefaßt, der große Schlag gewagt werden! War sein Gelingen der Anfang einer neuen bessern Zeit für die Türkei; war, was geschehen, nur der erste Act des Trauerspiels, der so blutig begann, der Anfang des Endes: wer konnte dieß damals wissen? Genug! das Unerwartete, das Unerhörte geschah! In einer Nacht unterlag wie mit einem Hieb ein ganzer mächtiger Stamm. Des Sultans verderbenbringender Arm erreichte die meuterische Schaar; in den qualvollsten Martern, mit den ausgesuchtesten Todesarten wurde die Leibwache der Janitscharen hingeschlachtet, denen viele widerspenstige Ulema's folgten. Noch erinnere ich mich des peinlichen, erschütternden Eindrucks, den diese Schreckenskunde in Wien hervorbrachte! Man hielt solche Greuel in unserer Zeit kaum für möglich. Lassen wir daher den Vorhang über dieß trübe Gemälde fallen, um ihn im October 1827 wieder zu lüften. Was erblicken wir hier? Drei Flotten: die französische, russische, englische im Hafen von Navarin, der türkisch-egyptischen Flotte gegenüber, und diese drei combinirten Geschwader von 26 Segeln griffen am 20. October mit einem furchtbaren Feuer die 128 Schiffe der Türken an und zerstörten 55 derselben gänzlich, während 73 bedeutend beschädigt wurden. Dieß ist die trockene Thatsache. Ein Augenzeuge bemerkt: „Nie sah man eine ähnliche Scene von Metzelei, verzweiflungsvollem Kampf und gränzenloser Verwirrung." Im Parlamente wurde sie ein „untoward event" genannt.

Die Flotten zogen sich hierauf zurück, und es hieß: jene furchtbare Katastrophe sei eine Coërcitivmaßregel gegen die Türkei gewesen, um die Pacification Griechenlands zu erzwingen; allerdings seltsame Friedensboten und Vermittler. Die Maßregeln waren etwas derb und zerstörend gewählt, ein bizarrer Zustand, die Mitte zwischen Krieg und Frieden haltend! In Konstantinopel verbreitete die Hiobspost von Navarin stummes Entsetzen, dem bald

eine unthätige Gleichgiltigkeit folgte. Oesterreich, abermals ein erstaunter Zeuge dieser Vorgänge, nahm auch jetzt nicht unmittelbar Theil an den Unterhandlungen, sich auf ermahnende Noten, Protestationen beschränkend.

So schloß der zweite Act des großen Drama's, nicht weniger unheilbringend, als der erste!

Der dritte Aufzug nahm schon eine größere Entwickelung, hatte noch bedeutendere Resultate. In zwei Feldzügen überschritten die russischen Truppen den Balkan; bald mit zweifelhaftem Erfolge, bald siegreich kämpfend! Die nun organisirte ottomanische Armee hatte dabei Gelegenheit, ihren Muth wie ihre Fähigkeit zu erproben. Der Friede von Adrianopel im Jahr 1829 rettete das türkische Reich. Nun trat mit der Pariser Julirevolution ein kürzerer Zwischenact ein.

Der Vorhang erhob sich zum vierten Male, und wir sehen die kühnen Schritte des greisen Mehmed Ali von Aegypten; in rasch wechselnden Scenen ziehen die Vorgänge von St. Jean d' Acre, die Schaaren Ibrahim Pascha's unseren erstaunten Blicken vorüber; zum ersten Male seit den Kreuzzügen kämpft ein Erzherzog im Oriente zugleich mit der englischen Marine. Schon droht ein allgemeiner Brand ganz Europa zu ergreifen; alle Gemüther sind lebhaft angeregt: da drängte das Jahr 1840 die schon gezuckten Schwerter wieder in die Scheiden. Der vierte, gleichfalls blutige Act war zu Ende gespielt. Was zwischen diesem und dem fünften Acte liegt, ist in Jedermanns Gedächtniß. Die ernsten Vorgänge der Jahre 1847 bis 1852 ließen die orientalischen Zustände vorübergehend in den Hintergrund treten. Sie entzündeten sich jedoch wieder mit um so größerer Gefahr für den europäischen Frieden. Zum zweiten Male seit zwanzig Jahren entspann sich ein Kampf zwischen Rußland und der Pforte, und es zog sich wiederholt das von Norden hereinbrechende Gewitter über Konstantinopel zusammen.

Was hierauf geschah, gehört in die neueste Tagsgeschichte. Die Eindrücke sind noch frisch; der Pariser Friede vom 30. März 1856 bildete den Schluß des fünften Acts, der mit seinen denkwürdigen Episoden wohl die ergreifendsten Wirkungen hervorbrachte. Wird dieß gewaltige Drama ein Nachspiel haben?

III. Diplomatisches Corps.

Die Stellung dieses Corps war in Wien von jeher eine eigenthümliche, sie war es noch mehr in jener Epoche, von der ich spreche. Während dasselbe in anderen Städten, zumal in kleineren Residenzen den Kern der höhern Gesellschaft bildet, verlieren sich seine Mitglieder hier in einzelne Coterien, und gelten mehr nach ihrer Individualität, als nach ihrem Range. Der esprit de corps war dabei nicht zu finden. Jede neu angekommene Familie glaubte mehr als die andere zu gefallen, mehr in die Gesellschaft der Einheimischen einzudringen, und statt sich an ihre Standesgenossen anzuschließen, oder einen eigenen Cirkel zu bilden, isolirten sie sich immer mehr. Dazu kam, daß die Botschafter sich meist von den übrigen Gesandten losschieden, in vorkommenden Fällen nicht gemeinschaftliche Sache mit ihnen machten und eigene Vorrechte in Anspruch nahmen; daher von allen Seiten Unzufriedene, Klagen über Kälte in der Aufnahme, ein beschwerliches Noviciat. Selbst die Etiquette des Hofes war den Fremden im Allgemeinen, so auch den Repräsentanten nicht günstig. Sie wurden damals weder zu Hofdiners, noch zu den kleinen Hof- und Kammerfesten geladen, und da bei der Zurückgezogenheit, in welcher der Kaiser Franz lebte, keine glänzenden Feste mehr stattfanden, so vergingen oft Jahre, ehe das diplomatische Corps bei Hof erschien.

Während jener zehn Jahre hatte sich beinahe das ganze diplomatische Corps mit nur wenigen Ausnahmen vollständig regenerirt. So sah ich im Laufe dieser Zeit fünf französische Botschafter, drei päbstliche Nuntien, zwei englische Botschafter, drei preußische, ebenso viele bayerische und württembergische, zwei spanische, dänische, hannover'sche Gesandte, der vielen, stets wechselnden Geschäftsträger

nicht zu gedenken. Nur Rußland war von Tatischeff durch beinahe zwanzig Jahre vertreten; ich werde auf dessen wahrhaft großartige Repräsentation an einem andern Orte zurückkommen.

Ein eigenes nur in Wien bekanntes Element in der Diplomatie bildeten jene geborenen Oesterreicher, welche vor Auflösung des deutschen Reichs Agenten verschiedener deutschen Höfe gewesen waren und nun als Ministerresidenten und Geschäftstäger accreditirt wurden. Einige derselben vertraten oft mehrere Bundesstaaten zugleich. Diese Generation ist nun ausgestorben.

Man könnte aus der großen Zahl der in jenem Zeitraum in Wien beglaubigten, zum Theil ausgezeichneten Diplomaten eine Auswahl zu anziehenden Charakterskizzen treffen. Der Fürst Hatzfeld, die beiden Malzahn, der geistreiche freundliche Graf Bray, die Grafen Bernstorff, Schulenburg, wären ebenso viele historische Portraite. Ich will, um dieß Bild nicht über Gebühr zu verlängern, nur die fünf französischen und zwei englischen Botschafter in dasselbe aufnehmen.

Der Duc de Caraman war von der Zeit der Restauration bis zum Jahre 1828 als französischer Botschafter accreditirt. Er war ganz Franzose der alten Zeit; stolz, aber höflich, bei vorgerückten Jahren von beinahe jugendlichem Aussehen und Benehmen, oberflächlich gebildet, gastfrei und beliebt, angenehmer Gesellschafter.

Sein Nachfolger war der Prince Duc Laval-Montmorency. Er kam von Rom, wo man ihn wohl hätte lassen sollen. Bekanntlich einer der ältesten und berühmtesten adelichen Familien Frankreichs angehörend, war er Grand Seigneur im vollen Sinne des Wortes, von den edelsten Gesinnungen, großmüthig, wohlthätig, splendid für die Gesellschaft, seine Landsleute, Fremde und Künstler. Sein angeborener Stolz war mit einer Feinheit und Höflichkeit im Umgange verbunden, daß ersterer nicht verletzte, während letztere für ihn einnahmen. Dabei war er freundlich und sanft. Seine Lebensgeschichte gehört einer früheren Epoche

an. Unzertrennlich von dem älteren Zweige der Bourbonen, und alle politischen Gesinnungen wie Vorurtheile ihrer Zeit theilend, war er der Schule Polignac's beizuzählen. Er hatte Ludwig XVIII. in's Exil begleitet und bis 1814 in England privatisirt. Später zum Botschafter in Rom ernannt, welchem Posten er gewachsen war, wurde er wider seinen Willen nach Wien versetzt, wo er seinen mühsam genug erhaltenen Ruf eines brauchbaren Diplomaten so ziemlich einbüßte.

Bei allen seinen Vorzügen des Herzens, der aristokratischen Formen, der Geburt und des Reichthums waren ihm Scharfsinn und Geschäftsgewandtheit nur stiefmütterlich von der Natur beschert, und diese Mängel gingen mit einer oft unglaublich erscheinenden Unwissenheit Hand in Hand. Es fehlte Laval gerade nicht an natürlichem Verstande, selbst nicht an einer gewissen Originalität; dadurch war seine Conversation nicht monoton und oft abwechselnder und unterhaltender, als die eines geistreichen, aber langweiligen Pedanten. Neben richtigen Ansichten beurtheilte Laval oft manche Dinge in ganz schiefer Weise, ohne den mindesten Takt. Dabei hatten ihn seine sechzig Jahre noch mehr abgestumpft: er war taub, sehr kurzsichtig, und ein häufiges Stottern machte den Sinn seiner oft etwas dunkeln Phrasen nicht klarer; dennoch war Laval bei all diesen Gebrechen in der Gesellschaft beliebt, weil er sich heiter, wohlwollend, als echter Edelmann zeigte und als großmüthiger Mann erwies. Sein Haus war glänzend: Concerte, Bälle, Diners wechselten in rascher Folge, und schon im Vorzimmer zog die eigenthümliche Livrée des Botschafters die Aufmerksamkeit der Besuchenden auf sich. Der rechte Aermel dieser Livrée war nämlich dreifarbig, nicht nach den Farben der Revolution, sondern in Erinnerung einer geschichtlichen Thatsache. Als Mathieu von Montmorency in der Schlacht tödtlich verwundet worden war, lag er sterbend unter einem Baum, und es sah ihn da sein König zum letzten Male; man entblößte den verwundeten rechten

Arm, welcher die Farben des Fleisches, des Blutes und des Kothes zeigte, daher der dreifach getheilte Aermel.

Groß und allgemein war das Erstaunen, als im August 1829 nach dem Abgange des Ministeriums Martignac dem Prince Duc Laval-Montmorency das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten angetragen wurde. Nichts beweist wohl mehr die Verlegenheit, in der man sich damals bei der Zusammensetzung eines neuen Cabinets befinden mußte, als diese Wahl. Laval zeigte bei diesem Anlasse mehr Verstand und Takt, als Jene, welche ihn zu dieser schwierigen Stelle beriefen; er lehnte diese Ehre ab, und Polignac trat bekanntlich dieß Ministerium an, während Laval nach London als Botschafter ernannt wurde, wo er mit der Julirevolution natürlich seine diplomatische Laufbahn beschloß. Soll ich den vorstehenden Zügen noch einen über diese nicht alltägliche Erscheinung beifügen, so könnte ich von der ganz außerordentlichen Zerstreutheit Laval's sprechen, von der man sich fabelhafte Dinge erzählte, und die oft zu allgemeiner Heiterkeit Anlaß gab, welche er nicht selten selbst theilte, gutmüthig, wie er war. Es geschah ihm gar oft, daß er mitten im Gespräche den Faden verlor, oder auf einen andern Gegenstand übersprang: eine Note, einen Brief aus der Tasche zog, und in der Meinung, sie mitgetheilt zu haben, wieder ungelesen einsteckte, Namen von Personen und Orten verwechselte und dergleichen mehr. Besonders war er mit der Geographie zerfallen: einmal konnte er Odessa auf der Karte nicht finden, dann wollte er in Linz wieder nicht glauben, daß das dort vorüberfließende Wasser die Donau sei, weil Wien ja an diesem Flusse liege. Es mag an diesen Proben seiner Zerstreutheit genügen, welcher freilich nicht Gründe, wie der Newton's, zur Entschuldigung dienten.

Laval wurde durch Rayneval ersetzt, welcher aus der Schweiz nach Wien gekommen war. Ihm ging der Ruf eines gewandten Geschäftsmannes, eines im Dienst ergrauten Diplomaten voraus.

Dieser Ruf trügte nicht. Trotz der beschränkten Dauer seines Wirkens in Wien erkannte man in ihm den umsichtigen, verständigen Gesandten einer Macht, welcher zu jener Zeit um so schwieriger zu dienen war. Rayneval hatte zwar nicht, wie sein Vorgänger, die Formen der ganz feinen vornehmen Welt. Doch sein lebhafter Geist, seine gediegene Conversation und eine Art von Bonhomie ersetzten diesen Mangel. Er war leidenschaftlicher Verehrer der Musik, dichtete selbst Couplets und componirte dazu; er leitete die französischen Liebhabertheater und war ein angenehmer Vorleser. Eine liebenswürdige Frau, eine freundliche Tochter beförderten die Geselligkeit in seinem Hause, das gern besucht wurde. Rayneval bewohnte in Wien das Gräflich Festetits'sche Palais auf dem Minoritenplatze, das von da an bis 1848 immer das französische Botschaftshôtel geblieben war.

Die Julirevolution machte auch dieser Sendung ein Ende. Im Herbst 1830 sagte mir Rayneval zu Paris: Il y a eu parmi les diplomates français, comme parmi les victimes de juillet des morts et des blessés: quant à moi, je compte parmi les morts. Er irrte sich: er war nur verwundet. Die Juliregierung verlieh Rayneval den Posten von Madrid, wo er, den Schwierigkeiten seiner Stellung unterliegend, im Jahr 1833 starb.

Der General Belliard hatte die Thronbesteigung Ludwig Philipp's dem Wiener Hof angezeigt. Ihm folgte als neuer Botschafter der Marschall Maison. Diese Wahl war gerade keine glückliche zu nennen. Man hatte in Wien von diesem Manne bisher außer seinem Feldzuge in Morea und der Begleitung Karl's X. nach Cherbourg nur wenig erfahren. Vor Allem Soldat, der napoleonischen Schule angehörend, fehlte es dem Marschall Maison nicht an natürlichem Verstande, desto mehr aber an einem gewissen Takte, an einer umsichtigen Beurtheilung der Verhältnisse. Ein barsches, offen und militärisch sein sollendes Wesen paßte nicht zu seiner Stellung; überdieß debütirte er wegen der Fragen des

1. Mai mit einem Zerwürfnisse mit Tatischeff. Alle diese Umstände, der kalte Empfang, der ihm zu Theil wurde, wirkten dann auch wieder auf seine eigene gereizte Stimmung zurück. Ebenso wenig konnte seine Familie in der Gesellschaft ansprechen. Maison's Frau erinnerte in Ton und Bildung zu sehr an die Zeit der Pike, zu welcher der Marschall sie im Felde geheirathet hatte. Der erste Juli-Botschafter machte daher in Wien entschieden kein Glück, und sind die Dinge einmal so weit gekommen, so ist einem Diplomaten in solcher Lage nichts Besseres zu rathen, als schnell einzupacken. Diesen Rath befolgte denn auch Marschall Maison, der ohne Familie nach St. Petersburg ging, um dann später in eines der vielen Ministerien der Juliregierung als Kriegsminister zu treten.

Ich komme nun zum Fünften der französischen Botschafter während dieser zehn Jahre: — St. Aulaire.

Dieser Staatsmann gehörte zur Schule von Decazes, der mit einer seiner Töchter erster Ehe vermählt war. Während der Restauration Mitglied der Opposition, sich der Partei Orleans nähernd, kam er im Jahr 1830 in Gunst, wurde Botschafter in Rom, dann in Wien. St. Aulaire war von gebildetem Verstande, gediegenem Wissen, Schriftsteller, Mitglied der Akademie; seine Formen waren gefällig, vielleicht nur etwas zu höflich; seine Haltung weicht von der vornehmen Art, klein, häßlich, geschmeidig in seinen Bewegungen sprach St. Aulaire Anfangs wenig an. Doch ließ man seinen guten Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren, und es gelang ihm selbst, was unter den damaligen Verhältnissen sehr schwer war, sich nach einigen Jahren in Wien sogar beliebt zu machen, viele Franzosenfeinde mit ihm und seinem Hause auszusöhnen. Dazu trug auch viel seine so ausgezeichnete Frau bei. Reich an Kenntnissen, selbst Verfasserin verdienstvoller Schriften, vortrefflich von Charakter, überaus wohlthätig, nahm sie durch ihre freundlichen Formen und ruhige Würde allgemein ein. Ebenso einfach und liebenswürdig waren ihre Töchter, begabt mit geselligen Talenten.

Erst in späterer Zeit wurde St. Aulaire durch den Grafen Flahault ersetzt, und trat in die Pairskammer ein.

Ich habe nun noch von den beiden englischen Botschaftern zu sprechen. In den 1820r Jahren war Sir Henri Wellesley, später mit dem Titel: Lord Cowley zum Peer erhoben, in Wien beglaubigt. Mit Vergnügen erinnert man sich dieser hohen, edlen Gestalt, der wohlwollenden und doch so würdevollen Art dieses echten Gentleman. Vortrefflicher Gatte und Vater, sanft und liebenswürdig im Umgange war Lord Cowley allgemein geschätzt. Diese Klasse von englischen Edelleuten, gleich edel in der äußern Haltung wie in den Gesinnungen, wird täglich seltener und scheint zuletzt ganz auszusterben. Man kann zu derselben noch die Lords Aberdeen, Westmoreland und einige wenige Andere rechnen.

Als der Rücktritt Wellington's, Cowley's Bruder, vom Ministerium auch des Letztern Abberufung nach sich zog, so verhehlte sich die allgemeine Theilnahme nicht. Für die Wiener Gesellschaft war das Haus dieses Botschafters stets zu ebenso glänzenden als angenehmen Festen geöffnet. Lady Cowley machte mit ihrer blendend schönen Tochter — später Lady Grosvenor — auf die graziöseste Weise die Honneurs, während der Sohn, jetzt Botschafter in Paris, sich der Wiener fashionablen Jugend beigesellte.

Ein Bruder Lord Melbourne's, Sir Frederic Lamb, war Cowley's Nachfolger in Wien. Hatte man im Jahr 1830 an dem Wechsel des französischen Botschafters nicht viel gewonnen, so war dieß, freilich nicht in gleichem Grade, bei dem englischen der Fall. Man kann das Bild Lamb's kurz mit den Worten entwerfen, daß er ungefähr in Allem das Gegentheil seines Vorgängers rücksichtlich der beiderseitigen Eigenschaften war. Podagrist, launisch, stolz ohne Seelenadel, Egoist, mit vorherrschendem Verstande, scharfer Beobachtungsgeist mit Geschäftsroutine, exclusiv, sein Haus der Repräsentation verschließend, nur für einige Freunde und Cirkel zugänglich, dann angenehm und unterhaltend, so war Sir Frederic

Lamb. Seine äußere Erscheinung war die eines vor der Zeit gealterten Roué, seine hagere Gestalt gebeugt, seine Haare ergraut. Dabei lachte Lamb während des Sprechens auf eine höchst widerliche Weise. Wie Cowley nachgeborner Sohn in seiner Familie, gehörte Lamb den Whigs, dagegen jener den Torys an. Beide waren daher ohne großes Vermögen, welchem Uebelstande Lamb auf eine die Grenzen einer weisen Sparsamkeit überschreitende Weise abzuhelfen suchte, während Cowley von einer edlen Freigebigkeit war. In späterer Zeit zum Lord Beauvale ernannt, vermählte sich dieser Botschafter mit der ebenso schönen als liebenswürdigen Tochter des königlich Preußischen Gesandten, Grafen Mortimer Malzahn.

IV. Ungarn.

1. Das Land.

Die Verhältnisse Ungarns zogen, besonders in den letzten Jahren, die allgemeine Aufmerksamkeit in mehr als gewöhnlichem Grade auf sich. Selten ist noch ein Land weniger gekannt, unrichtiger beurtheilt worden. Ich maße mir nicht gerade vorzugsweise an, mir eine genaue Kenntniß darüber verschafft zu haben, doch war ich zu lange in Wien, stand in mancher Beziehung Ungarn und seinen Bewohnern zu nahe, um nicht, frei von Vorurtheilen jeder Art, besser als so mancher Andere, ein Wort über diesen Gegenstand mitsprechen zu können. Ueberdieß fand ich mich von jeher zu Ungarn hingezogen. Seine Geschichte, wie die Eigenthümlichkeiten dieses Landes, sprachen mich an, und ließen mich seinen Zuständen eine mehr als oberflächliche Theilnahme zuwenden. Ich erinnere jedoch hierbei vor Allem, daß die nachstehenden Bemerkungen in den 1830er Jahren, daher zu einer Zeit geschrieben sind, welche die späteren Ereignisse noch nicht ahnen ließ.

Ich kann hier nicht einmal mit flüchtigen Blicken auf die Vergangenheit des heiligen Königs Stephan und seiner Verfassung, der langen Reihe magyar'scher Fürsten, der vielen inneren Unruhen, der 150jährigen Türkenherrschaft gedenken; ich erinnere nur an jenen in Oesterreichs Annalen so erhebenden Moment, in dem die für die jugendliche Kaiserin Maria Theresia begeisterten Ungarn das pro rege moriamur ausriefen und die Monarchie retteten.

Dieser Enthusiasmus wurde später durch die gewaltsamen Eingriffe des Kaisers Joseph abgekühlt. Seit den 1790er Jahren

war kein regelmäßiger Landtag mehr gehalten worden; seit 1811 fehlte ein Rechenschaftsbericht über die Lage und Finanzzustände des Landes; dazwischen fielen die zwanzig Kriegsjahre. Alles nahm daher in Ungarn den Charakter des Provisorischen an; und man wünschte nach erfolgtem allgemeinen Frieden sehnlichst aus diesem Zustande von Halbheit zu treten. Die deßhalb angestellten Versuche fallen in die Periode von 1825 bis 1832.

Aus Anlaß der Krönung der Kaiserin Carolina Auguste als Königin von Ungarn wurde im Jahre 1825 ein Landtag in Preßburg zusammenberufen, nach so langer Zeit der erste, wobei es sich dann gleich klar herausstellte, daß man sich von allen Seiten nicht mehr verstand. Es zeigte sich alsobald ein ungewöhnlich heftiger Geist der Opposition. Vorzüglich war es ein Theil der Aristokratie, welcher dem kaiserlichen Cabinet feindselig entgegentrat und im Bunde mit den liberalen Beamten und der sogenannten Juratenklasse einen Widerstand organisirte, der jede Vereinigung unmöglich machte. Es entstand dadurch ein Chaos der Begriffe, wie noch selten, und das selbst in der Sprachenverwirrung seinen entsprechenden Ausdruck fand. Der Adel wie die modernen Freiheitsschwindler setzten als Hebel für ihre Plane gleich mächtig eine Art von falschem Patriotismus in Bewegung, mit dem sie ihre Rechte, wie ihren Besitzstand zu schützen glaubten. Der den Ungarn angeborene Nationalsinn und Stolz nährte diese Ideen: man zog veraltete Nationaltrachten an's Tageslicht; man studirte mit Eifer die seit Jahren vernachlässigte ungarische Sprache; es entspann sich ein reger Kampf; man wollte nichts von Vergleichsvorschlägen wissen; man trotzte; Einflüsse aller Art, vielleicht von Außen wirkten zündend auf diese Zerwürfnisse. Unter diesen Umständen wurde der zweijährige Landtag im August 1827 geschlossen. Er ließ einen peinlichen Eindruck, traurige Früchte zurück. Neue unverdaute Ideen hatten die morsche Verfassung überflügelt und zu einer unaufhaltsamen Bewegung fortgerissen, welcher

nur die geographische Lage Ungarns für den Augenblick Gränzen setzen konnte. Der Adel hatte, auf die alten Vorrechte sich stützend, die zeitgemäßen Vorschläge der Regierung zur Erleichterung und gleichmäßigen Vertheilung der Lasten von sich gewiesen, und die, wie allenthalben, auch dort geschäftige Partei der Umwälzung hatte für ihre Plane gewonnenes Spiel.

Mit jedem Jahre steigerte sich die Erbitterung, welche die Vorgänge des Jahres 1830 natürlich nur nähren konnten. Es hatte zwar die Julirevolution keine sichtbare Veränderung in Ungarn hervorgebracht. Dieß Ereigniß ließ jedoch in den Gemüthern einen nachhaltigen, erschütternden Eindruck zurück. Als nun vollends sich die Brandfackel des Aufruhrs in dem benachbarten Polen entzündete, die Cholera mit ihrem Gefolge von Greuelscenen mehrere Comitate heimsuchte, die Emissaire der politischen Propaganda das Land aufhetzend durchstreiften, loderte das bis dort unter der Asche glimmende Feuer rasch empor. Ein neuer Landtag wurde vom Kaiser im December 1832 persönlich eröffnet. Sechs Propositionen, welche die sogenannten Urbanial-Verhältnisse, die kirchlichen Fragen, die Modificationen der Verfassung, das Finanz-Kriegswesen und dergl. mehr betreffen, wurden vorgelegt, aber nichts erledigt. Monate lang zogen sich die Verhandlungen hin; die Stimmung war eine noch viel schwierigere geworden; die früheren Demagogen, wie z. B. Nagy-Pal waren schon nicht mehr populär; jüngere Redner entstanden, mit begeisterten, den englischen und französischen Tribunen entlehnten Phrasen über Polen, die Preßfreiheit und hundert andere Gegenstände wurden die Sitzungen zugebracht; ihre Protokolle, deren Druck nicht erlaubt war, wurden auf Subscription abgeschrieben und dadurch verbreitet; es fehlte nicht an Untersuchungen und Verurtheilungen Jener, die sich hochverrätherische Handlungen erlaubten. Die Regierung, mit kluger Umsicht die Verhandlungen leitend, gab bald nach, brauchte bald Strenge und Drohungen, sich nur beengt

innerhalb der Gränzen bewegend, welche eine unhaltbar gewordene Verfassung der königlichen Wirksamkeit zog, während die Gegner der Regierung die ihnen gebotenen Vortheile kühn benützten. Man entschied daher in Wien keine Frage, schien auf günstigere Verhältnisse zu warten, um die dringend nothwendigen Reformen durchzusetzen, und vertagte den Landtag. Fühlbar war zu jener Zeit der Mangel an ausgezeichneten Staatsmännern, welche die Regierung würdig und mit Erfolg in Preßburg vertreten konnten; man verhehlte sich nicht, daß die Masse der Intelligenz auf den Bänken der Opposition saß und der Hof mit dem besten aufrichtigsten Willen nur schwach gegen den Drang der gewaltsam erdrückenden Uebelstände anzukämpfen im Stande war. Von heilsamem Einflusse war der helle Geist und versöhnende Charakter des Erzherzogs Palatin; er leitete vermittelnd den Landtag und kam durch Ruhe und Klugheit manchem Mißverständnisse zuvor. Ihm schlossen sich einige würdige ergraute Magnaten und Geschäftsmänner, weise Prälaten an, allein es fehlte ihnen theils an Einsicht, theils an Kraft, um den anbrausenden Forderungen des Tages zu genügen oder zu widerstehen. Im Jahre 1835 vertauschte Graf Reviczky den Posten eines ungarischen Hofkanzlers, den er seit 1827 begleitet hatte, mit der Gesandtschaftsstelle in Florenz, und der frühere judex curiae, Graf Fidel Palfy, erhielt obige Würde. „Die Zukunft schien damals verhüllt" (so schrieb ich im Jahre 1837), „in ihr schlummerten die Keime zu ereignißvollen Jahren; viel ist zu ebnen, zu ordnen; schneidend treten sich die täglich mehr getrennten Interessen gegenüber; überall Conflicte von Meinungen, Rechten, Ansprüchen, Reformen, so daß kein Prophet im Stande ist, die verworrenen Räthsel mit klarem Blick in das nächste Jahrzehnt zu lösen! Ein Haupthinderniß bleibt, und wird immer die Verfassung bleiben, wenn es sich um eine Verständigung des Königs mit der Nation handelt; eine Analyse dieser alten, barocken, so vielfach gedeuteten Verfassung

wird man mir gerne erlassen; man könnte ganze Bücher darüber schreiben, ohne zu einer anderen Ueberzeugung zu gelangen, als daß sie in die dermaligen Zustände durchaus nicht paßt, am allerwenigsten aber dem Verbande sich anschmiegt, in dem Ungarn zum österreichischen Kaiserreiche steht. Der dadurch entsponnene Kampf wird fortdauern, sein Ausgang ist nicht abzusehen. Unter hundert ungarischen Patrioten werden gewiß neunzig verschiedene Ansichten über die Lage und Zukunft ihres Vaterlandes haben, ebenso weit gehen die Rathschläge über die Mittel, so drohenden Uebeln abzuhelfen, auseinander. Ich theile die Meinung Jener, welche annehmen, daß eine politische Regeneration Ungarns im gesetzlichen Wege rein unmöglich ist. Eine außer den Gesetzen liegende Umgestaltung der Dinge ist aber auf zweierlei Art denkbar: einmal von Oben, durch eine nothwendig gewordene, im äußersten Falle mit Gewalt der Waffen durchgesetzte Reform, einem sogenannten Staatsstreich; oder von Unten: im Wege des Aufruhrs, wo dann eine erfolgreiche Unterdrückung der Regierung erlauben würde, das Land als ein erobertes zu betrachten. Eine Vereinigung des Königs mit den Ständen auf verfassungsmäßigem Wege ist wohl nicht mehr zu erzielen. Ob die so pflichttreue und gewissenhafte kaiserliche Regierung zu dem ersten der erwähnten Auskunftsmittel greifen werde, bezweifle ich; ein Ausgang der zweiten Art steht in Gottes Hand, der die Fürsten wie die Völker lenkt. Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß diese meine Ansicht eine irrige sei, und mit Hinwegräumung der vielfachen Mißbräuche und Mängel in den ungarischen Zuständen auf friedliche, gesetzliche Weise, die Zukunft die trüben Ahnungen der Gegenwart widerlegen möge."

Ich wiederhole, daß vorstehende Zeilen vor zwanzig Jahren geschrieben wurden; ich füge denselben keine weitere Betrachtung bei. Inwieweit sich jene Voraussetzungen bewährt haben, hoffe ich an einer andern Stelle meiner Aufschreibungen zeigen zu können.

Nach dieser politischen Uebersicht kehre ich zu Ungarn selbst und seinen Bewohnern zurück.

Was in jener Zeit dem aufmerksamen Beobachter zuerst auffiel, war der große Reichthum Ungarns und das Mißverhältniß, in welchem seine ungeheuren Ressourcen zu den Vortheilen standen, die das Land daraus zog: entweder erstickten die fruchtbaren, ergiebigen Comitate aus Mangel an Absatz der Produkte in ihrem Fett, oder große, unabsehbare Strecken, wie die sogenannten Pußten, waren unbebaut, theils aus Trägheit und Sorglosigkeit, theils mit der Entschuldigung, welche der alte Schlendrian stets bereit hatte, daß es ja immer so gewesen, mehr Erzeugnisse demnach nicht verwerthet werden könnten u. s. w. Ueberdieß fehlten die Hände: der eigentliche Magyar ist, was Ackerbau, Cultur und Industrie betrifft, gerade nicht sehr rührig, und dann ist ein so buntes Gemisch von Deutschen, Slaven, Colonisten in Ungarn, daß es jahrelanger genauer Studien dieser Localverhältnisse bedarf, um klar in den Wirrwar zu sehen.

Alle drei Naturreiche zahlen Ungarn ihren reichlichen Tribut; es fehlt nicht an ergiebigen Gold-, Silber-, Kupfer-, Blei-, Eisen-Bergwerken, an reichhaltigen Steinkohlen- und Torflagern. Die Schätze an südlichen vortrefflichen rothen und weißen Weinen, an ausgezeichnetem Tabak sind bekannt. Das Banat ist eine wahre Kornkammer, auf dessen Boden sich sogar kein Stein vorfindet; es ist Ueberfluß an herrlichem Obst aller Art, doch beschränkt sich das Ergebniß nicht nur auf Wein, auch mit Wasser ist Ungarn gesegnet: die Donau durchfließt als mächtiger, schiffreicher Strom — eine Pulsader — das ganze Land. Sie gibt die besten Fische: Hausen, Schill, Stör, während die Theiß, die Waag, sowie die beiden großen Seen ihre bekannten Fische aller Art, besonders den Fegasch liefern. Heilquellen und selbst berühmte Mineral- und Schlammbäder gibt es in Menge; ich erinnere nur an Mehadia, Füred, Pistian und andere. Der Viehstand ist in

Ungarn sehr beträchtlich; wer kennt nicht die großen falben Ochsen mit den riesigen Hörnern? Pferd- und Schaafzucht blüht, des vielen vortrefflichen Geflügels nicht zu gedenken. Der Jagdliebhaber findet reiche Ausbeute, ja selbst Bären und Wölfe hetzt man noch in den Karpathen. Alle diese in die Augen fallenden Vortheile sind aufgeklärten Staats- und Finanz-Männern nicht entgangen. Der ebenso geistreiche als thätige Graf Stephan Szechenyi erkannte vor Allen mit richtigem Scharfblicke die Vorzüge wie die Mängel seines Vaterlandes; er fühlte, daß die Fesseln, welche Vorurtheile und veraltete Institutionen dem industriellen Aufschwunge, der Cultur des Bodens, dem Nationalwohlstande, dem Handel und Verkehr, dem öffentlichen wie dem Privat-Credit anlegten, von unberechenbaren nachtheiligen Folgen seien. Er that daher, was in seinen Kräften stand, so großen Uebelständen abzuhelfen; seinem unermüdlichen Eifer, seinem reinen, uneigennützigen Patriotismus, seinen häufigen Reisen und bedeutenden persönlichen Opfern gelang es, in kurzer Zeit Unglaubliches zu leisten. Die sonst so einsame Donau war mit Dampfschiffen bedeckt, Straßen wurden angelegt und dadurch später die Lust zu Eisenbahnen geweckt, Moräste ausgetrocknet, Waldungen gelichtet, Haiden angepflanzt; es erwachte der Speculationsgeist, und allenthalben zeigte sich bald ein regeres Treiben, das, wäre es nicht mit den Verfassungsgebrechen Ungarns in beklagenswerthen Conflict gekommen, viele Wunden geheilt, das Land ohne Blutvergießen gehoben haben würde. Der Impuls war wohlgemeint, fruchtverheißend gegeben, aber immer stand eine mit den Fortschritten der Civilisation wie mit den heutigen Ansprüchen durchaus unvereinbarliche Gesetzgebung hemmend entgegen. Ich kann hier nur oberflächlich andeuten, wie wenig die bürgerliche Prozeßordnung den Bedürfnissen der Zeit entsprach; wie schwer es selbst für einen ergrauten Rechtsgelehrten war, sich in der Masse veralteter, widersprechender oder unklarer Gesetze zurechtzufinden; wie die Aviticitätsverhältnisse eine völlige Unsicherheit im Besitz-

stande hervorbrachten, die Rechtsstreitigkeiten sich oft zwischen Familien oder gegen den Fiscus durch Jahrhunderte fortzogen. Wie mangelhaft das Conscriptionswesen organisirt, wie ungleich die Steuern und andere Lasten vertheilt waren; wie das Eigenthum, durch zahlreiche Räuber- und Diebsbanden gefährdet, so wenig durch die sogenannte Comitatspolizei Schutz fand, wie die persönliche Sicherheit; welche Uebelstände die Gränzsperre, die Ungarn betrachtete, als ob es gar nicht zu Oesterreich gehöre, herbeiführte, welche Verwirrung durch die Geldreduction wegen Heimzahlung der Capitalien oder Entrichtung der Zinsen entstand u. s. w. Ich würde nicht enden, wollte ich alle diese Erscheinungen einzeln beleuchten. Auch die Religion war davon berührt. Die Beziehungen des Episcopats zum Staate sind überall nicht geregelt, des erstern Einkünfte nicht immer im Verhältnisse zu den andern Kirchen. Auch die politische Stellung der Protestanten, Griechen und Juden ist nicht immer klar.

Bei all diesen wenig erfreulichen Wahrnehmungen ist Ungarn doch ein herrliches Land! Welche Abwechslung bietet es an pittoresken Naturscenen, wie an dem täglichen Treiben seiner Bewohner! Es ist auch hier Alles so verschieden von den Erscheinungen anderer Länder.

Von den Karpathen, wo mit Adlern und Gemsen sich eine ganze Alpenwelt eröffnet, bis zu den weiten Steppen, welche an Asien erinnern, von den reizenden Donauufern und den romantischen Thälern der Zips bis zum Bakonyier Walde und den Wildnissen der Gebirge, von den reichen Fruchtfeldern des Banats und anderer Theile bis zu den unabsehbaren Pußten: Alles findet sich hier. Soll ich nun noch die oft komischen, oft ergreifenden Auftritte erwähnen, welche sich bei Hochzeiten, feierlichen Anlässen, oder selbst auf der Straße oder öffentlichem Markte ergeben, von dem originellen Gespanne, von der Bauernpost sprechen, die mit den kleinen Pferden pfeilschnell über Stock und Stein dahinbraust,

die verschiedenen malerischen Trachten, die freundlichen Dörfer mit den grünen Acacien, die Gasthöfe mit ihrem ganz eigenen Aussehen beschreiben? Jeder Schritt in Ungarn gibt Stoff zu neuen überraschenden Beobachtungen und Vergleichen.

Es ist daher der Enthusiasmus, die Heimathsliebe der Magyaren in mancher Beziehung gerechtfertigt; es durchweht noch ein frischer, ritterlicher Geist diese Gemüther, es wallt in ihnen südliches Blut. Im Gegensatz zu der immer mehr überhand nehmenden Verflachung haben die Magyaren noch ihre warme Empfänglichkeit, selbst einen Theil ihrer Originalität bewahrt. Mit der Beobachtung altherkömmlicher Formen hat sich noch ein Kastengeist, ein gewisser spießbürgerlicher Sinn erhalten. Mit dem Stolz auf ihre Abkunft verbinden sie aber auch wieder eine Gemüthlichkeit, die oft an Naivität grenzt, und eine in keinem Lande mehr geübte Gastfreundschaft der wohlwollendsten Art. Die Schönheit der ungarischen Frauen ist bekannt; sie sind nicht die geringste Zierde des Magyarenthums. Die ungarische Tracht wird von beiden Geschlechtern mit vieler Grazie getragen und ist ebenso reich als geschmackvoll. Die Landessprache klingt nicht unangenehm, ist aber schwer zu erlernen, da sie mit keiner andern lebenden Sprache in Verbindung steht; sie soll nicht reich sein, daher man so viele fremde Worte in derselben findet, um neue Begriffe, Erfindungen und dergl. damit zu bezeichnen. Bekanntlich war lange die lateinische Sprache, und ist es zum Theil noch, die Geschäfts- und Urkundensprache.

Welch' ein reiches Feld zu Betrachtungen bietet daher Ungarn! Wie eigenthümlich, wie streng gesondert von den Andern ist der Charakter dieses Landes wie der Nation! Welche seltsame Mischung veralteter Formen und moderner Einrichtungen neben Bildern aus der Zeit der Kreuzzüge, — ein Luxus, gesteigerte Lebensbedürfnisse, wie man sie nur in Paris oder London findet!

Welcher Zukunft Ungarn entgegengeht, wer kann es wissen? Aber eben weil ich dieß schöne Land und seine reichen Quellen von Wohlstand und innerer Kraft kenne, wünsche ich, daß eine freie Entwicklung derselben Ungarn jene Vortheile zuwenden möge, auf welche es irgend Anspruch machen darf. Ich möchte daher allen jenen Magyaren zurufen, welche in verschiedenen Richtungen, von einem falschen Patriotismus verblendet, die Fortschritte hemmten, die Segnungen zurückhielten, welche die Vorsehung über ihr Vaterland ausgießen zu wollen scheint: „Ueberlaßt euch weder unbedingt den Traditionen der Vergangenheit, noch den Täuschungen einer erträumten Zukunft!"

Mögen die Freunde des Veralteten, die blinden Anhänger ihrer Verfassung bedenken, daß, weil dieselbe auch das ehrwürdige Alter von tausend Jahren erreicht hat, sie doch nicht ewig bestehen könne. Was wäre wohl aus Frankreich und England geworden, hätten diese Länder fest an den politischen Institutionen gehalten, welche ihnen ihre Könige Ludwig VI. und Wilhelm der Eroberer gegeben? Und sind die Zustände Deutschlands und Italiens dieselben geblieben wie zur Zeit, als man die Kaiserkrone Karl's des Großen, die eiserne Krone, nicht minder heilig als die des heiligen Stephan, weihte?

Die Früchte aber, welche die ungestümen Weltverbesserer in Ungarn durch Jahre gesäet, sind leider im Jahre 1848 nur allzufrühe aufgegangen. Diese blutige Ernte ist wohl noch in zu frischem Andenken, um solche Versuche so bald wieder zu erneuern.

2. Die Landtage.

Ich habe nur einigen Sitzungen des ungarischen Landtags in Preßburg beigewohnt. Wer diese Versammlungen sich etwa wie deutsche Kammern vorstellt, täuscht sich; sie haben vielmehr

eine gewisse Familienähnlichkeit mit dem früher so bekannten Polnischen Reichstage. Doch werde ich eine kleine Skizze versuchen.

Wir treten in das, von einer lebhaften Menschenmenge umlagerte Landhaus, worin sich auf Gängen und Treppen große Bewegung kundgibt. Die Sitzung selbst ist eine sogenannte gemischte, das heißt aus beiden Tafeln zusammengesetzte. Eine kleine, in schwindelnder Höhe errichtete Tribüne nimmt uns nebst einer geringen Zahl der neugierig sich Hinzudrängenden auf. Da die Versammlung in dem Locale der Magnaten stattfand, so saßen diese, wie gewöhnlich, an einem langen Tische — daher der Name: Tafel, — jeder nach seinem Range, während die Abgeordneten in bunter Mischung, außerhalb dieser Tafel auf Stühlen und Bänken sitzend, oft auch nur stehend, an den Verhandlungen Theil nahmen. Der Anblick einer solchen Versammlung hat etwas Ueberraschendes, Ehrfurchtgebietendes. Oben am Tische sitzt der Erzherzog Palatin, neben ihm die vier Reichsbarone, dann in langer Reihe die Magnaten in ihren herrlichen Costümen, ferner die Cardinäle, Erzpriester, Bischöfe; um sie drängt sich die stets aufgeregte Menge der Comitatsdeputirten, gleichfalls in ungarischer, doch schwarzer Tracht, denen sich die zahlreichen Abgeordneten des niederen Adels, der Geistlichkeit und Städte anschließen. Mit Ausnahme des Clerus sind diese Alle nach ungarischer Sitte bewaffnet, Säbel- und Sporengeklirre sehr häufig, was der legislativen Versammlung einen besondern Charakter verleiht. Ebenso eigenthümlich sind die Verhandlungen, welche bald in lateinischer, bald in ungarischer Sprache geführt werden; ja selbst deutsche Improvisationen sind nicht selten, denn manche Redner sind der Geschäftssprache nicht ganz kundig, oder können in ihrem Eifer die magyarischen Worte und Ausdrücke nicht gleich finden, welche oft ganz moderne Ideen wiedergeben sollen. Der Palatin präsidirt mit Würde, doch erhebt sich oft ein betäubender Lärm, und was man bei uns gemeinhin Geschäftsordnung nennt,

wird da, wo die Abgeordneten nicht einmal bestimmte Plätze haben, nicht immer strenge gehandhabt. Die Stimmung schien sehr gedrückt, es gab heftige Ausfälle gegen die Regierung; man konnte zu keinem Resultate kommen; es war bekannt, daß der Landtag vertagt werden sollte, nur wußte man noch nicht, in welcher Weise. Man berathschlagte, unterhandelte von beiden Seiten. Die königliche Rede sollte nichts bitteres, keine Vorwürfe enthalten, während man sich in Preßburg jeder mißbilligenden Aeußerung begeben würde. Endlich hieß es, daß der Kaiser sich entschlossen habe, den Landtag persönlich zu schließen, daß er in Schloßhof übernachten und den andern Tag in Preßburg eintreffen werde. Den 18. August 1817 hielt der Monarch seinen feierlichen Einzug, umgeben von einem ganzen Heere von Magnaten in ihrer reichen malerischen Tracht, die herrlichsten Pferde tummelnd. Das Volk mischte sich jubelnd unter die Begrüßenden, keinem anderen Widerstande, als jenem der sogenannten Staberlherren weichend.

Da das Preßburger Schloß im Jahre 1809 ein Raub der Flammen geworden, so brachte der Kaiser nie mehr die Nacht in jener Stadt zu, und gönnte sich nur einige Stunden der Erholung im Landhause. Unterdessen war der Krönungssaal mit Menschen angefüllt, die Hitze, das Gedränge unerträglich.

Gegen fünf Uhr Abends begann der Zug. Voran ein Bischof mit dem Kreuze, dann die Deputationen der ungarischen Stände und die Staatsbeamten, endlich der Kaiser-König mit dem Prinzen des Hauses und dem Gefolge. Ein dreimaliges donnerndes Lebehoch, mit vivat rex! und Ellien! vermischt, empfing den Kaiser. Er trug das ungarische Kleid und bestieg den Thron. Mit fester, deutlicher Stimme verlas er die lateinische Rede. Mit großer Aufmerksamkeit und ängstlicher Spannung hörte man auf jedes Wort, ob es keinen Tadel enthalte, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß in diesem Falle die Magnaten der Opposition den Saal in Masse verlassen würden.

Alles ging glücklich vorüber! Der Kanzler verlas hierauf die Entlassungs-Formel. Nach abermaliger Begrüßung zog sich der Kaiser zurück, und nach einer Stunde war der Hof wieder auf dem Wege nach Wien.

3. Pesth. Ofen.

Wenn man von Preßburg die Donau abwärts fährt, begegnen die Blicke nur einförmigen Ufern. Die große, fruchtbare Insel Schütt, einige Dörfer, dann die Abtei St. Martin auf einem Hügel, das traurige Komorn, endlich erreicht man die Berge von Gran, wo sich die neue prachtvolle Kirche majestätisch am Ufer erhebt, weiter das historische Schloß Wistherod, dann das freundlich gelegene Waizen. Immer mehr nähert man sich nun der ungarischen Hauptstadt. Die Einfahrt zu Wasser ist äußerst imposant; man umschifft die schöne Margaretheninsel, sieht die Schiffwerfte, viele Masten, eine lange Reihe von Häusern auf beiden Ufern, über welchen sich rechts amphitheatralisch die Paläste von Ofen mit der königlichen Burg erheben. Der Blocksberg mit seiner Festung krönt das Ganze. Wie Alles in Ungarn, haben auch diese Schwesterstädte ein eigenes Gepräge.

Pesth ist die neue Stadt des Handels, des regen Verkehrs, der materiellen Interessen. In einer weiten sandigen Ebene sich ausdehnend, hat es neben herrlichen Gebäuden elende Hütten, lange, breite, aber meist ungepflasterte Straßen, ungeheuere staubige Plätze ohne monumentale Zierden. Das vaterländische Museum, die Theater sind sehenswerth. Von den Kirchen zeichnet sich keine besonders aus. Alles hat hier den Anstrich des erst neu oder oft mühsam Geschaffenen. — Ofen hat einen ernsten Charakter; es ist die alte Reichsstadt mit bergigen, verlassenen Straßen. Nichts ist trauriger als ihr Anblick; während sich in Pesth das echte ungarische Leben und Treiben mit zahllosen Equipagen und Wagen jeder

Art, mit seinen lärmenden Märkten, Zigeunerbanden und dergleichen zeigt, ist es in Ofen stille; nur hinter dieser Stadt zieht sich ein Hügelland, das sich bis zu ziemlichen Berghöhen erhebt, hin, und das nicht nur des bekannten guten Weines, sondern auch der vortrefflichen Heilbäder wegen bekannt ist.

So war Pesth-Ofen bis 1835. In späterer Zeit haben diese Städte gar manches Ungemach erfahren: die verheerende Ueberschwemmung im März 1838, den Theaterbrand im Jahre 1847, den Tod des Palatins, endlich die Vorgänge der Jahre 1848 und 1849; den Reichstag, die Schreckenszeit im September, die Einnahme durch Fürst Windischgrätz, die Belagerung der Festung und den Tod Henzi's. Alle diese Eindrücke sind noch in frischem Andenken.

4. Eine Installation.

Es gibt in Ungarn viele Feierlichkeiten, welche einen lateinischen Namen haben, wie Congregation, Restauration, Inauguration, Installation und andere mehr.

Unter Installation im engern Sinne versteht man nun die Einführung eines Ober- oder Vicegespans in sein neues Amt. Jedes Comitat hat nämlich Vorsteher, welche diese Titel führen. Es sind diese Ehrenämter meist erblich in großen Familien des Landes. So sind die Fürsten Esterhazy Obergespane des Eisenburger Comitats, in dem sich auch ein Theil ihrer ausgedehnten Besitzungen befindet. Das am Neusiedler See gelegene Stammschloß Esterhaz, die Bergfeste Forchenstein mit dem Familienschatze, endlich das fürstliche Residenzschloß zu Eisenstadt liegen in diesem Bezirke.

Im Herbste 1833 war der Fürst Nicolaus Esterhazy gestorben; er war schon jung zu der Würde eines Obergespans gelangt und ziemlich alt geworden. Man hatte daher im Eisenburger Comitate schon lange keine Installation mehr gesehen. Der Reichthum, der hohe Rang, die liebenswürdige Persönlichkeit des Fürsten Paul Esterhazy machten daher seine Besitznahme zu einem Ereignisse, von dem man schon lange zuvor sprach, und für das große Vorbereitungen getroffen wurden.

Es war im September 1834. Zahlreiche Einladungen nach Eisenstadt waren erlassen, die Witterung günstig, die Gäste voll Erwartung. Außer einem Theile des Wiener diplomatischen Corps strömten auch von allen Seiten Fremde und Neugierige herbei, es glich einem großartigen Volksfeste. Der weite Hofraum, die Gänge des Schlosses, der Park waren mit Menschen angefüllt; alle Zimmer im Schlosse wie im Orte besetzt. Gegen Mittag versammelte man sich zum feierlichen Empfange: die schöne Hausfrau, umgeben von ungarischen Damen in glänzenden Nationaltrachten, die Herren im Attilacostüme. Um 3 Uhr zeigte der immer mehr zunehmende Staub gegen Höflein, sowie das Glockengeläute und der Donner des Geschützes, unterbrochen durch lautes Vivatrufen, daß sich der Zug nähere. Zu seiner Begleitung hatte sich ein sogenanntes Standerium gebildet, das heißt eine Art von Leibgarde von etwa 150 Edelleuten, beritten, in neuen geschmackvollen ungarischen Costümen. Ihnen folgte der Fürst Paul in einem Gallawagen mit dem kaiserlichen Installations-Commissair Grafen Reviczky. Magnaten zu Pferde und zu Wagen schlossen den Zug. In der Nähe des Schlosses bestieg der Fürst ein Pferd, und nach dem feierlichen Einzuge, von nicht enden wollenden Elliens begleitet, dankte der Fürst, empfing die Glückwünsche der Deputationen, ertheilte Audienzen und so weiter. Dabei paradirte das Esterhazy'sche Militär; denn es befindet sich eine kleine Garde als Garnison in Eisenstadt. Alle diese Cere-

monien führten bis zur Mittagstafel. Man muß sich dabei kein Festgelage, wie in anderen Ländern, vorstellen; ein solches ungarisches Diner weicht in Allem davon ab. Schon die Zahl der Gäste, deren es an diesem ersten Tage über 300 waren, machte es unmöglich, sich in den Gränzen gewöhnlicher conventioneller Formen zu halten.

Doch war dieses Mahl nur das Vorspiel zu jenem am nächstfolgenden Tage.

Nach Tische zerstreute sich die Gesellschaft: die Einen suchten Ruhe, Luft und Erholung von dem Staube und der für den September beinahe unerträglichen Hitze in den kühlen Schattengängen des schönen Gartens; Andere mischten sich unter die bunten Gruppen des Volkes, welches das Schloß bald gaffend, bald schreiend, bald tanzend umlagerte; wieder Andere besuchten das Theater, welches in einem großen Zelt errichtet war und worin unter dem jubelnden Beifalle des patriotischen Publikums ein ungarisches Trauerspiel abgetobt wurde. So kam die Nacht heran, eine glänzende Beleuchtung endete die Feier des ersten Tags. Damit war aber noch nicht die Ruhe eingetreten, denn das Zechen, das Lärmen dauerte die ganze Nacht hindurch, weil die meisten Menschen keine Schlafstelle fanden, daher im Freien bivouaquiren mußten. Mit Tagesanbruch war daher schon wieder Alles in rastloser Thätigkeit. Um 9 Uhr fand die feierliche Installation Statt. In dem Riesensaale des Schlosses war ein großer Tisch aufgestellt, an dem die Magnaten und Behörden des Comitats Platz nahmen. Für die Zuschauer waren Estraden bestimmt und die Fürstin Therese in prachtvollem schwarzsammtnen ungarischen Kleide, mit Diamanten wie besäet, nahm mit ihren beiden jungen allerliebsten Töchtern auf einer derselben Platz. Nach den verschiedenen, ziemlich weitläufigen Ceremonien: der Eidesleistung, der Verlesung und Unterzeichnung der Urkunden, der herkömmlichen Reden und Danksagungen, wurde der Act sinnbildlich dadurch

vorgenommen, daß man den Fürsten dreimal mit dem Lehnstuhl, auf dem er saß, in die Höhe hob. Während dieser etwas unbequemen Lage, wobei er dem versammelten, sich von allen Seiten in den Saal drängenden Volke gleichsam vorgestellt wurde, erschallten unzählige begeisterte Elliens, und ein betäubender Lärm, ohne den es in Ungarn nie abgehen darf, erfüllte die weiten Räume. Nachher wurde der Form wegen eine Comitatssitzung gehalten, in der einige Geschäfte erledigt und der noch sehr junge Sohn des Fürsten — Nicolaus — per acclamationem zum Comitatsassessor ernannt wurde. Abermalige Vivat's, wiederholte Danksagungen!

Nach diesen etwas theatralischen Scenen begab man sich zur Kirche, in der das Te Deum mit den üblichen Feierlichkeiten angestimmt wurde. Es ist nicht möglich, den Reichthum und die Pracht der bei diesem Anlasse zur Schau getragenen Costüme der Herren wie der Damen zu beschreiben. Der Fürst hatte jeden Tag ein anderes Sammtkleid an, wobei die Farben mit jenen der Edelsteine wechselten.

Nach der Kirchenfeier zerstreuten sich die Gäste in den Garten, oder nahmen an dem Frühstücke Theil, das täglich ebenso gut als reichlich servirt wurde, oder man warf einen Blick in die Küche, in der eine kleine Armee von Köchen und Gehilfen das Monstre-Diner bereiteten. So verging in rascher Abwechslung die Zeit bis zu Tische.

Die große Tafel begann um 3 Uhr. Doch schon einige Stunden zuvor hatten viele Gäste, wie im Schauspielhause, ihre Plätze besetzt, und nur der Theil des Riesentisches, welcher für den Fürsten, seine Familie und die im Schlosse wohnenden Gäste, hohen Beamten und Fremden bestimmt war, blieb frei. Der Anblick eines regelmäßig geordneten und bedienten Mittagmahls von 800 Gedecken war wirklich einzig in seiner Art. Anfangs herrschte Ruhe und so viel möglich anständige Stille. Zwei Musik-

corps, die Banda von Wasa-Infanterie und Strauß mit seinem Orchester wechselten ab. Bald begannen die üblichen Toaste auf den König, die Verfassung, den Obergespan, seine Familie, den königlichen Commissär, die anwesenden Damen, die Fremden, die Comitatsbeamten und andere mehr. Man läßt in Ungarn nicht gern eine Gelegenheit vorübergehen, ein Glas zu leeren. Die Fürstin dankte mit einigen Worten in ungarischer Sprache, wobei sie auf das Wohl des Landes trank; sie wurden mit Enthusiasmus aufgenommen. Nun folgten Trinksprüche auf Trinksprüche, Reden auf Reden; sie wurden immer länger, immer undeutlicher, und schmolzen zuletzt in ein förmliches Chaos von Geschrei und Lärm zusammen. Jeder wollte sprechen, Jeder seine Meinung geltend machen; Einer überschrie den Andern und verstand sich wohl bald selbst nicht mehr. Man bestieg die Stühle, um besser gehört zu werden; der Wein erhitzte die Köpfe, doch kam es zu keinen Excessen. Nach dreistündiger Sitzung fand der Fürst es gerathen, mit seiner Gesellschaft aufzubrechen. Doch bis in die späte Nacht blieben alle echten Magyaren auf dem mit Bouteillen bedeckten Schlachtfelde sitzen, sich mit Wein und Patriotismus berauschend. Als es dunkel geworden war, wurde der Garten beleuchtet und Stuwer brannte eines der damals beliebten Wasserfeuerwerke auf dem großen Teiche ab.

Gegen 9 Uhr fand der Festball Statt: ein Vergnügen, das mich am wenigsten ansprach; es fehlte da an der Originalität der andern Auftritte; Gedränge, Hitze, eine Musterkarte von Tänzen aller Art, die begreifliche allgemeine Ermüdung. Weit anziehender war der improvisirte Ball, den die Volksmasse vor dem Schlosse aufführte. Slaven, Deutsche, Kroaten, Zigeuner tummelten sich da in Nationaltänzen umher, zehrten an dem großen Ochsen, der ganz gebraten sich am Spieße drehte, tranken aus den Brunnen, die mit Wein liefen; freilich ging es hier nicht ohne blutige Köpfe ab; doch interessant, höchst eigenthümlich in seiner Art war

dieß ganze Fest, das in der Erinnerung der Anwesenden die heitersten Eindrücke zurückließ. Es fehlte da auch nicht an einzelnen charakteristischen Zügen und Episoden; die abwechselndsten Trachten von den Czicos bis zum schottischen Highlander, von dem Attilarocke bis zu den Uniformen beinahe aller Länder, von dem Diamantenschmucke der Damenwelt bis zum einfachen schwarzen Schleppkleide und dem blauen Ordensbande der guten Miß Talbot!

Welche Summe diese dreitägige großmüthige Gastfreundschaft und Bewirthung wohl gekostet haben mag?

V. Der Herzog von Reichstadt.

Ich sah den Prinzen zum ersten Male im Jahre 1818 zu Schönbrunn; er war damals 7 Jahre alt, ein schönes Kind mit blonden Locken und jugendlich frischem Gesichte, sanften blauen Augen.

Im Jahre 1826, als ich ihm zum zweiten Male begegnete, war er schon rasch aufgewachsen, sehr groß für sein Alter, doch noch von blühendem Aussehen, ungemein freundlich in seinem Benehmen. Er war schlank, behende, ritt, tanzte, schwamm gut und zeichnete sich in allen Leibesübungen aus. Gegen das Jahr 1830 nahm das Wachsen mit der Magerkeit zu; Geist und Körper waren gleich lebhaft angeregt, von einer beinahe verzehrenden Thätigkeit; er ergab sich mit Leidenschaftlichkeit den militärischen Studien und den kriegerischen Uebungen. Als ich den Herzog im Jahre 1832 zum dritten- und letzten Male sah, erschien er schon mehr ein Gespenst, eingefallen, mit bleifarbenem Teint und erloschenen Augen. Die kurze Erscheinung des Herzogs von Reichstadt beschäftigte die Politik wie die Einbildungskraft; er regte wohl die letztere mehr an. Als politische Persönlichkeit, als Haupt einer Partei war seine Stellung zu passiv, ohne Thatkraft und eigenes Eingreifen in die Ereignisse. Aber als vorübergehende Gestalt liegt etwas ungemein Anziehendes und Poetisches in seiner verhängnißvollen Existenz wie in seinem Geschicke.

Bei seiner Geburt mit dem stolzen Titel eines Königs von Rom begrüßt, erhielt er mit der Benennung als Herzog von Reichstadt die Herrschaft gleichen Namens. Das Patent des Kaisers über diese Verleihung ist vom 22. Juli 1818. An demselben Tage im Jahre 1822 erfuhr er den Tod seines Vaters,

und wieder der 22. Juli 1832 war es, an dem der Prinz starb. Als Napoleon II. geht er nun in die Geschichte über.

Das beste, vollständigste Werk über den Herzog ist von Montbel geschrieben; die darin enthaltenen Thatsachen sind vollkommen wahr. Es ist ein eigenes Geschick, daß von zwei Franzosen der Eine, Legitimist und früher Minister Karl's X., der Biograph, der Andere, Marschall Marmont, der Lehrer des Herzogs von Reichstadt werden sollte. Dieser einstige treue Gefährte Napoleon's I. machte den jungen Prinzen mit den Feldzügen seines Vaters und der neuen Königsgeschichte bekannt, und nicht ohne treffende Anspielung schrieb der Prinz eigenhändig die folgenden Verse, welche Racine den Hyppolithe an Theramen richten läßt, unter sein Bild, das er dem Marschall zum Andenken schenkte:

Arrivé près de moi par un zèle sincère,
Tu me coutois alors l'histoire de mon père.
Tu sais, combien mon ame attentive à ta voix
S'échauffait un récit de ces nobles exploits.

Der Herzog von Reichstadt war ein junger Prinz, welcher nur wenige Monate über 21 Jahre lebte; keine besondere Thaten, keine merkwürdigen Schicksale bezeichnen seinen allzu kurzen Lebenslauf. Seine ganze Geschichte war in die ersten vier Jahre seiner Existenz zusammengedrängt. Vom Jahre 1819 an knüpfte sich an seine Persönlichkeit nur ein historisches Interesse, aber ein Interesse so mächtiger Art, daß sich die Begeisterung, die Rührung, welche sein Anblick bei allen feinfühlenden Menschen hervorbrachte, sowie die Trauer und Wehmuth, die sich bei seinem frühen Tode kundgab, leicht erklären läßt. Seit der Ankunft des Prinzen in Oesterreich fehlte es daher nicht an Anekdoten über ihn, seine Erziehung, seine Aeußerungen und Fähigkeiten; es beginnen diese Erzählungen mit der bekannten Entführungsgeschichte in Schönbrunn und enden nur mit den letzten Stunden einer qualvollen Agonie.

Kaum war der Prinz aus der Kindheit getreten, als seiner Erziehung die größte Sorgfalt zugewendet wurde; es umgaben ihn ausgezeichnete Männer, erfahrene Lehrer in allen Zweigen des Wissens. Außer den den Studien gewidmeten Stunden brachte der Herzog seine Zeit meistens im Kreise der kaiserlichen Familie zu, von der er, besonders aber vom Kaiser Franz, auf das Herzlichste geliebt war. Man hatte sich die Richtung, welche man den Ideen und der Erziehung des Prinzen geben sollte, immer als eine äußerst schwierige gedacht, sie war es aber nicht, sobald man davon ausging, daß sie eine wahre, natürliche, sachgemäße sein sollte. Man verhehlte ihm nichts: weder die alte Heldenzeit, noch die Kriegswunden unseres Jahrhunderts; man machte ihn mit allen wissenschaftlichen Gegenständen bekannt.

Entschiedene Vorliebe zog ihn zum Militärstande. Man legte dem Prinzen daher keinen anderen Zwang an, als den, welchen seine exceptionelle Stellung durchaus erheischte. Man beobachtete ihn auf Reisen, entfernte von ihm alle Intriganten, überwachte seine Correspondenz, seine Lektüre. All' dieß war begreiflich. Ihm aber zu verbergen, was die Welt wußte, sein junges feuriges Gemüth in oft edlem Aufschwunge zu hemmen, fiel Niemand ein. Dennoch mag sich oft in seinem Innern ein Kampf entsponnen, mag er seine Lage mit der Bestimmung verglichen haben, die ihm in der Wiege zugedacht war. Obgleich einfach, mit und gleich allen Prinzen des Kaiserhauses erzogen, konnte ihm doch wohl nicht entgehen, daß er der besondere Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, und selbst die zärtliche Liebe seiner Verwandten mit einem oft kaum zu unterdrückenden Blicke stiller Beobachtung gepaart war. Man rügte seine Fehler mehr als die anderer Prinzen, man konnte seinem forschenden Auge nicht immer alle ängstlichen Rücksichten verbergen, welche eine Stellung bedingte, die in Europa nicht ihres Gleichen hatte. Der Prinz zog sich daher schon früh in sich selbst zurück,

war verschlossen, nicht offen, weil er fühlte, daß seine Lage etwas Falsches, mit der Aussenwelt Zerfallenes hatte, ohne daß er mit sich selbst darüber vielleicht in's Klare kommen konnte. Es schlich sich daher wohl früh und unbemerkt ein gewisses Mißtrauen in die junge Seele ein; er mochte sich einer kleinen List freuen, die ihn Erspähenden zu täuschen, sich ihren Vermuthungen zu entziehen. Die Juliereignisse im Jahre 1830 waren der einzige Augenblick in dem Leben des Prinzen, der geeignet war, für ihn Aussichten zur Aenderung seiner politischen Lage zu eröffnen. Er ging für ihn spurlos vorüber. Und in der That war seine Gesundheit damals schon so sehr geschwächt, daß an ein thätiges Auftreten nicht mehr hätte gedacht werden können. In demselben Jahre erhielt er die längst ersehnte Uniform und trat als Oberstlieutenant in das 60ste Infanterie-Regiment Graf J. Gyulai, später Prinz Gustav Wasa. Die Aerzte warnten; man gab sechs Monate zu, in denen sich der Prinz, sich ruhig verhaltend, sichtbar erholte. Da widerstand der Kaiser nicht länger den ungestümen Bitten seines Enkels, der nie über seine Gesundheit klagte, sich ärgerlich allen Mahnungen und ärztlicher Hilfe entzog. Man hat vielfach getadelt, daß man den Prinzen so bald sich selbst überließ, daß er ein Soldatenleben führen, sich geselligen Freuden und Genüssen hingeben, das Vergnügen der Jagd unbeschränkt treiben durfte. Allein wie schwer war es hier, die Mittelstraße für einen lebensfrohen Jüngling von neunzehn Jahren zu finden; hatte man doch den ihm früher auferlegten Zwang bitter bekrittelt! Der Herzog ergriff mit Ungestüm die neue Laufbahn, verschwieg Unwohlsein und Fieber, nahm keine Arznei, verkältete sich, keines Rathes achtend, zu wiederholten Malen, und wurde zuletzt so schwach, daß man ihn förmlich für krank erklären und im Zimmer halten mußte.

Ist es daher bei diesem ganz natürlichen Verlaufe der Dinge nöthig, zu abgeschmackten Gerüchten zu greifen, um das Siechthum

des Prinzen zu erklären? Sein unruhiger Geist, die dieser Krankheit eigene Reizbarkeit zehrten ihn vollends auf; er erlag im Kampfe mit den Verhältnissen, mit sich selbst!

Die Julihitze hatte den Herzog sichtbar erschöpft; er war in Schönbrunn; die Erzherzogin Marie Louise war auf die Nachricht seiner zunehmenden Schwäche aus Italien herbeigeeilt; in ihren und des Erzherzogs Franz Carl Armen starb der junge, so hoffnungsvolle Prinz am 22. Juli 1832 früh 5 Uhr. Er hatte in der letzten Zeit viel gelitten, und rief, nachdem er die Tröstungen der Religion erhalten hatte, wiederholt klagend aus: „ich gehe unter!" Welch' ein Drama, das mit dem Gedanken an die Heirath mit einer Kaisertochter vor drei und zwanzig Jahren bei Napoleon innerhalb jener vier Wände begonnen und auf derselben Stelle mit dem Tode des einzigen Sohnes dieser Ehe endete!

Der Fürst D. besang diesen Umstand in Versen:

Ce lit, ce même lit, ombragé de lauriers,
Où reposa le père après maintes victoires,
A vu mourir le fils, plein de sa mémoire,
Seul bien, dont il resta légitime héritier.

Der Prinz hinterließ keine testamentarischen Verfügungen. Das Herzogthum Reichstadt fiel nach früheren Bestimmungen an die Krone zurück. Die Leichenschau bestätigte eine gänzlich zerstörte Lunge, während die anderen Organe vollkommen gesund waren.

Noch erinnere ich mich des wehmüthigen Eindruckes, den dieser Tod hervorbrachte; manche stille Thräne floß auf sein Grab. Lautlos setzte sich bei drückender Hitze und der die Hauptstadt decimirenden Cholera der traurige Zug nach der kaiserlichen Gruft in Bewegung. Der Kaiser war abwesend und erfuhr den Tod des geliebten Enkels in Linz, wo er in einen Strom von Thränen ausbrach. Nur einige Erzherzoge und Adjutanten gaben dem Verewigten das Geleite.

VI. Der Sommer in Wien.

Eine Vergleichung des Wiener Sommerlebens damaliger Zeit mit den jetzigen Erscheinungen führt zu den überraschendsten Verschiedenheiten:

Damals zog die elegante Welt in einer langen Wagenreihe nach dem Prater; das Volk vertheilte sich in den zahllosen Bierhäusern des Lerchenfeld und auch im sogenannten Wurstelgarten. Jetzt ist der Prater, wenn auch nicht verödet, doch nur zu bald nach den ersten Frühlingstagen verlassen, der Augarten aber, der nur bis zum 1. Mai besucht wird, ganz leer; die Massen zerstreuen sich nach allen Seiten.

Damals rollten nur Equipagen und Fiaker nach Hitzing und die näheren Umgebungen; höchstens waren an Sonntagen die in Staubwolken gehüllten Straßen nach Baden und Laxenburg mit Wagen bedeckt. Jetzt wälzt sich eine unabsehbare Reihe plumper Stellwagen nach allen jenen Richtungen, welche die eisernen Arme der Schienenbahn noch nicht berühren. Gegenden, Wälder, welche die Wiener kaum dem Namen nach gekannt, sind mit fröhlichen Besuchern angefüllt; in jedem der zahlreichen, freundlichen Thäler des Wiener Waldes, selbst bis in die Schluchten der Alpen ertönt lebensfroher Gesang, finden sich täglich Landparthien.

Damals zogen Strauß und Lanner mit ihren Zaubergeigen die Wiener zu Dommaier, nach dem schönen Tivoli mit der herrlichen Aussicht vom Grünberge und nach anderen stets wechselnden Vergnügungsorten; höchstens besuchte man einmal im Sommer das Helenenthal. Jetzt durchfliegt der Städter auf den Eisenbahnen die Höhen des Semmering, die gigantischen Felsenwände des

Höllenthals, besucht Guttenstein, Emmenberg, Rebenstein und alle jene Schlösser und reizenden Thalgründe, welche sich wie eine Reihe von Perlen um den majestätischen Schneeberg ziehen.

Damals galt ein Ausflug nach Linz, nach Pesth, nach Prag, nach Gratz für eine Reise. Jetzt erreicht man mit Hilfe des Dampfes zu Wasser und zu Land diese Städte in kurzer Zeit. Damals sehnte man sich nach Ischl, Füred, Rohitsch und anderen Bädern, welche man jemals zu sehen kaum hoffen durfte. Jetzt spricht man von Ostende, Helgoland, und findet schon die deutschen Rheinbäder zu nahe.

Damals freute man sich kindisch auf die Praterfahrten, die verschiedenen Kunst- und Blumen-, Vieh- und anderen Ausstellungen, die so glänzenden Wettrennen, die ländlichen Bälle und Gartenvergnügen. Jetzt haben die meisten dieser Freuden ihre frühere Bedeutung verloren; selbst die sonst beliebten Feuerwerke Stuwer's, so oft benutzt, wollen nicht mehr recht ziehen; man scheint dieser knallenden, puffenden, zündenden Effekte, selbst der schönen Fallschirmraketen überdrüssig; man sucht reinere Freuden in der großartigen Natur: der Prater mit seinen duftenden Kastanien-Alleen, seinen grünen Auen und dem sich malerisch gruppirenden Wilde bleibt zwar immer schön, doch ist er, nicht belebt, mehr einem Schauspielhause zu vergleichen, in dem nicht gespielt wird.

Das bunte Leben, das während des Winters auf einen kleinen Raum zusammengedrängt war, zerstreut sich im Sommer, durch Eisenbahnen, Dampfschiffe und viele andere Communicationsmittel begünstigt, nach allen Richtungen: Wien ist nicht mehr in Wien, es ist auf Reisen, in Bädern, in einer Unzahl von nahen und fernen Landsitzen vertheilt. Die leer gewordenen Stellen nehmen die aus gleichen Ursachen von allen Seiten herbeiströmenden Fremden ein, und seit zwanzig Jahren hat sich die Physiognomie des Wiener Sommers daher gänzlich verändert.

VII. Dom Miguel.

Wir haben das düstere Drama im Orient beleuchtet. Zu derselben Zeit bereiteten sich gleich ernste Vorgänge auf der pyrenäischen Halbinsel vor. Das österreichische Cabinet hatte mehr oder minder sich dabei betheiligt. Der constitutionelle Wahn, durch Englands Politik künstlich und selbst mit Gewalt angeregt, hatte sich jener Länder bemächtigt, und beide Parteien, jene der absoluten wie die der constitutionellen Monarchie, hatten ihre Häupter gefunden, hier die Königin Christine im Namen ihrer Tochter Isabella auf der einen, und Don Carlos auf der andern Seite; dort Dom Pedro für seine Tochter Donna Maria da Gloria auf der einen, und Dom Miguel auf der andern Seite. Die Vorgänge in Spanien waren von der seltsamsten Art. Die schwankende Haltung des Königs Ferdinand VII., sein Scheintod, sein Testament, mit dem Widerrufe des salischen Gesetzes, die Thronbesteigung Isabella's, der dadurch entzündete Bürgerkrieg, die von abwechselndem Erfolge begleiteten Unternehmungen des Don Carlos in Spanien, das immer wiederkehrende Schauspiel von Cortes-Versammlungen, deren Discussionen in den Sitzungssälen begannen, mit Straßenkämpfen endeten, die sich stets erneuenden Palast- und Militärrevolutiönchen, — wer war seit bald dreißig Jahren nicht ein betrübter Zeuge aller dieser Scenen, deren Ende nicht abzusehen? Wenden wir uns daher Portugal zu. Dom Miguel war, wie man weiß, im Jahr 1825 dem gefährlich erschienenen Einflusse der Königin Mutter entzogen, von Lissabon nach Wien gekommen. Obgleich noch sehr jung, hatten ihn die Anhänger der alten Monarchie zu ihrem Schutzherrn erkoren, und es genügte diese Bestimmung, um die liberale Partei zu veran-

lassen, mit allen Waffen des Hasses und der Verleumdung über den Infanten herzufallen, den man auf öffentlichen Tribünen ein Ungeheuer nannte, während er auf den anderen als Martyrer des Glaubens, als der Held der Legitimität galt.

Dom Miguel, welcher in Wien den Titel eines Herzogs von Beja führte, erschien mir damals weder wie ein Halbgott, noch wie ein Ungeheuer, das sich in Menschenblut badet. Sein Aeußeres war einnehmend. Klein, untersetzt, aber lebhaft und behend war der Infant in allen Leibesübungen Meister, focht, ritt, tanzte gut und gehörte unter die besten Schwimmer, welche die große Probe über die Donau abgelegt hatten. Seine Züge und Teint verriethen die südliche Abstammung und erinnerten bei dem ersten Anblick etwas an die der Napoleoniden. Sein Auftreten war anspruchslos, beinahe schüchtern und zurückhaltend; er drückte sich Anfangs nur mühsam in fremden Sprachen, selbst im Französischen aus, und Dom Miguel nahm daher an den geselligen Freuden in den Salons, dem Tanz ausgenommen, nur wenig Antheil; man sah ihn meist in einer Ecke sich mit seinen portugiesischen Umgebungen unterhalten. Am kaiserlichen Hofe war der Infant gern und viel gesehen, und ebenso täglich im Hause des portugiesischen Gesandten Baron von Villa Secca.

Eine Hauptanklage des Radicalismus bildete des Infanten beschränkte Anhänglichkeit an mittelalterliche Formen und Gebräuche, sein Aberglaube, seine übertriebene Religiosität. Gewöhnlich stellten ihn die von ihm entworfenen Caricaturen in Mönchstracht oder von Priestern umgeben vor. Ich habe Dom Miguel oft und viel gesehen, aber hiervon nie etwas bemerkt, vielmehr einen entschiedenen Hang zu weltlichen Freuden, Genüssen aller Art und zu einem heitern, behaglichen Leben an ihm wahrgenommen. Andere Andachtsübungen als jene, denen sich jeder gute Katholik unterzieht, waren mir bei dem Infanten nicht bekannt geworden; seine Erziehung lehrte ihn aber das Heilige achten, und verbot

ihm, gleich seinen Gegnern, Hohn mit der Religion und selbst ihren äußeren Formen zu treiben.

Des Infanten Begleiter waren meistens Offiziere: Rio Mayor, Saldanha, Daun, Milto. Kein Priester befand sich in seiner Suite, welche gegen ihn die Etiquette ihres Landes beobachtete.

Dom Miguel erschien gewöhnlich in Civilkleidung, doch bei feierlichen Anlässen trug er eine schöne, reiche Militär-Uniform, die ihm gut ließ, und in der er sich graziös bewegte. Zu seinen Leidenschaften gehörten die Freuden der Jagd, und da diese Liebhaberei in entschiedener Ungunst bei seinen politischen Feinden steht, so fehlte es auch hier nicht an Declamationen, wobei man ihm wilde Mordlust, ja selbst Grausamkeiten gegen die Thiere vorwarf.

Entsprach daher die Wirklichkeit nicht dem Fratzenbilde, welches man, vom Parteigeiste eingegeben, vom Infanten entwarf, so ließ sich doch eine auffallende Vernachlässigung seiner früheren Bildung nicht verkennen. Es wurde daher mit Ministern nachgeholfen, und Hülsemann und Andere gaben ihm Unterricht in Sprachen wie in der Geschichte und Geographie.

Bei dem gesunden Verstande und den natürlichen Anlagen des jungen Prinzen entwickelte er sich daher rasch; bald drückte er sich geläufig im Französischen aus und sprach selbst etwas Deutsch und Englisch. Als sich das diplomatische Corps bei Dom Miguel vor dessen Abreise beurlaubte, erstaunte man allgemein über seine ungezwungene Haltung und den würdevollen Anstand, mit dem er sich bewegte und sprach. Seine Erscheinung ließ daher einen guten Eindruck in Wien zurück; er war freigebig, munter, lebensfroh. Seine eigentliche Stellung kam aber doch immer mehr der, wenn auch nicht eines Gefangenen, doch wenigstens eines Exilirten, gleich, dessen Schritte genau beobachtet wurden, dem Wien nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kaisers zu verlassen gestattet war und dem ohne höhern Befehl auf vier und zwanzig Stunden in der Runde keine Postpferde verabfolgt

werden durften. Diese Maßregeln waren durch die Verhältnisse hinlänglich gerechtfertigt.

So standen die Dinge, als im März 1826 die Nachricht von dem in Lissabon erfolgten Tode des Königs Joao VI. zu Wien eintraf. Dieser Trauerfall veränderte die Lage beider Söhne. Dom Pedro, welcher nach den bestehenden Reichsgesetzen nicht zugleich in Portugal und Brasilien regieren konnte, verzichtete zu Gunsten des letzteren Landes auf die portugiesische Krone. Somit wäre eigentlich Dom Miguel König in Europa geworden. Allein die constitutionelle Sorgfalt Dom Pedro's bestimmte es anders. Donna Maria da Gloria, seine älteste Tochter, sollte Königin in Portugal werden, dieses Land eine moderne Constitution erhalten, und Dom Miguel als Regent ihr verlobt, durch sie, und nicht kraft seines eignen Rechts, den Thron besteigen. Ich will hier nicht die jetzt immerhin müßige Frage aufwerfen, ob Dom Pedro zu diesen Bestimmungen berechtigt war; so viel ist aber gewiß, daß dieselben die Brandfackel waren, welche den Bürgerkrieg durch so lange Zeit in jenem Lande entzündete.

Nicht ohne Staunen sah Dom Miguel, ruhig in Wien lebend, die Verfügungen, welche man mit seiner Krone, ja mit seiner Hand in Rio Janeiro getroffen, und mit Verwunderung las er die papierne Verfassung, welche, über Meere eingewandert, plötzlich sein Vaterland mit Gewalt beglücken sollte. Couriere wechselten schnell; diese Frage setzte alle Cabinete in Bewegung. Das Resultat ist bekannt. Dom Miguel beschwor in Wien die neue Charte und verlobte sich durch Procuration mit seiner Nichte. Diese Ceremonie, welche sich durch die nachherigen Ereignisse als eine wahre Comödie bewährte, fand im März 1827 in der Hofburg Statt. Noch erinnere ich mich, wie Alle, welche Zeugen waren, dieser an das Komische streifenden Scene: Dom Miguel, sich in den kaiserlichen Gemächern per procurationem mit dem portugiesischen Gesandten vermählend, einer Gestalt, die so wenig

dem Ideal einer holden Braut entsprach, daß schon über diesem Auftritte dem Infanten die Lust an einer Ehe, deren Vorspiel jener Act war, vergehen konnte.

Als Verlobter der Enkelin des Kaisers bewohnte Dom Miguel von jenem Augenblick an die Burg, nachdem er früher in seiner Eigenschaft als ausländischer Prinz eine Privatwohnung im Johannishofe bezogen hatte. Außer seinen portugiesischen Herren waren ihm auch noch k. k. Kämmerer zur Dienstleistung beigegeben: Anfangs Graf Bombelles, dann Graf Ladislaus Wrbna, endlich Fürst Fr. Taxis. Der Infant erhielt das österreichische Infanterie-Regiment Nr. 39, dessen Inhaber er bis auf den heutigen Tag blieb. Der Tag der Abreise nahte heran: Graf Villa Real, einer der ausgezeichnetsten und gebildetsten Portugiesen, war als Commissär angekommen, den Prinz-Regenten abzuholen und auf der Reise zu begleiten. Graf Bombelles, als neu ernannter österreichischer Gesandter, und Fürst Taxis waren gleichfalls in des Infanten Gefolge, welcher den 6ten December 1827 Abends 7 Uhr Wien verließ. Die Reise ging über Paris und London.

So weit reichen meine eigenen Beobachtungen in Wien. Alles, was sich später ereignet, kann ich nur vom Hörensagen und zur Vervollständigung dieser Episode in Kürze anführen.

Zufällig traf die Anwesenheit des Dom Miguel in Paris und London mit dort gerade stattfindenden Ministerialveränderungen zusammen, und es war, als ob, was er dort gesehen, ihn in seinem Widerwillen gegen das parlamentarische Treiben bestärkt hätte. Genug! Kaum hatte der Prinz den heimathlichen Boden betreten, als er den Eid auf die Verfassung, die Verlobung mit Donna Maria für erzwungen, für ungiltig erklärte und die Cortes zusammenberufen ließ, um sich als absolutem Könige huldigen zu lassen. Er hörte auf keine Vorstellungen und kehrte alsobald den Grafen Villa Real und Bombelles den Rücken. Donna Maria, welche während dieser Zeit in London angekommen war,

erfuhr dort die Sinnesänderung ihres Bräutigams und kam später mit ihrem Vater in Oporto zusammen, wo sich dann der Kampf zwischen den beiden feindlichen Brüdern entspann. Im Jahr 1832 war die kurze Königsrolle ausgespielt.

Daß alle diese Vorgänge in Wien überraschten, kann ich bezeugen. Das frühere Benehmen des Infanten in dieser Stadt ließ durchaus nichts davon ahnen. Am meisten betroffen war wohl Villa Secca. Dieser brave Mann, nachdem er sich zur Beruhigung seines Vaterlandes und für die Aussöhnung der Parteien so viele Mühe gegeben, sah nun wieder Alles in Frage gestellt. Seine Verlegenheit kam nur seinem Erstaunen gleich, ein Erstaunen, das er damals mit Europa theilte. Er reichte sogleich seine Entlassung mit der Motivirung ein, daß er nicht dem Könige, wohl aber dem Prinz-Regenten von Portugal Treue geschworen.

Seit Dom Miguel Portugal zum ersten Male verlassen, sind über 30 verhängnißvolle Jahre verflossen. Donna Maria, nachdem sie sich zweimal vermählt hatte, ist nun auch heimgegangen, und ihr Sohn regiert als König Ferdinand.

Dom Miguel hat in später Zeit im Besitz einer jungen Prinzessin und blühender Kinder sein häusliches Glück gegründet. Fühlt er wohl die Sehnsucht, den Schauplatz längst vergangener Größen zu betreten? Ist es endlich jetzt, nach so langer Zeit erlaubt, sich Fragen über die Beweggründe seiner Handlungsweise zu stellen? Ich glaube kaum. Ich enthalte mich daher aller sich wie von selbst ergebenden Betrachtungen.

VIII. Aus der Gesellschaft.

Nur schüchtern wage ich mich an diesen Gegenstand! Das Wesen einer Gesellschaft trägt schon an sich den Charakter des Veränderlichen, stets wechselnder Formen; will man das Bild festhalten, entschlüpft es beinahe wieder unter der Feder. Wie lassen sich alle die feinen Nüancen des geselligen Verkehrs, der Conversation, der Sitten und des Tons wiedergeben? Nicht in jedem Salon befindet sich wie in den Ständekammern ein Stenograph, um die flüchtig hingeworfenen Worte aufzuzeichnen, die so verschiedenartigen Gruppen zu skizziren und daraus ein entsprechendes Ganze zu entwerfen. Es sind deßhalb in Romanen und Sittengemälden Schilderungen gesellschaftlicher Scenen, besonders Scenen aus der sogenannten großen Welt nur selten gelungen. Ich fasse daher auch nur, was ich von 1826 bis 1835 bemerkt und gesehen, zusammen. Inwieweit diese Wahrnehmungen mit den Erscheinungen der Neuzeit übereinstimmen oder davon abweichen, dieß muß ich der Beurtheilung des besser unterrichteten Lesers überlassen.

Die Wiener höhere Gesellschaft — denn ich fasse vorerst nur diese in's Auge — die Gesellschaft, welche sich selbst „Societät" nennt — trägt ein Merkmal an sich, das sie vor allen anderen kennzeichnet — die „Exclusivität." Diese hat ihre Vorzüge wie ihre Gebrechen. Sie gefällt sich in einem gewissen Unabhängigkeitssinn, der sich selbst von dem Einflusse lossagt, den in anderen Residenzen der Hof auf die Gesellschaft übt. Es ist ein kleiner Staat im geselligen Staate, in dem die Mode ihren Thron errichtet; sie erläßt ihre Gesetze, und der Scepter wird gewöhnlich von weiblichen Regenten geführt. Es ist daher eine Art von Familien-, von Coterie-Geist, welcher diese erste Gesell-

schaft belebt, den Eintritt erschwert, jede fremdartige Beimischung fernhält, enge Grenzlinien zieht und auf diese Weise des Tones wie der Zusammensetzung Meister bleibt. Sie ist dadurch eine rein aristokratische Gesellschaft geblieben, welche sich weder an der Sonne der Hofgunst wärmt und es ebenso verschmäht, an den Festen reich gewordener Abenteurer Theil zu nehmen. Solche Zurückhaltung hat ihre Schattenseiten; sie ist insbesondere für Fremde höchst unangenehm und erklärt, weßhalb man so selten ausländischen Familien, selbst höhern Standes in Wien begegnet. Es bringt aber diese Sprödigkeit überdieß eine gewisse Einförmigkeit in den Cirkeln hervor, da sich darin mit dem stets gleichen Kreise der Ideen auch meistens dieselben Gesichter bewegen. Auf der andern Seite bewahrt sich die Gesellschaft vor der Gefahr zu verflachen oder, wie an anderen Orten, die Salons für viele Hunderte zugänglich zu machen, daher die Bouts gleichsam auf offenem Markte zu halten. Jeder in der Wiener Gesellschaft Eingebürgerte wird die wahren Vorzüge dieser Ausschließlichkeit erkennen und über die unvermeidlichen Gebrechen derselben hinweggehen.

Der Anblick der Wiener Gesellschaft bei glänzenden Festen, in den prachtvollen Palästen ist einzig in seiner Art, mit keinem ähnlichen zu vergleichen. Es vereinigt sich hier die schöne Damenwelt mit Männern, welche die Namen der edelsten und ältesten Geschlechter der Monarchie tragen. Die Eleganz und der Reichthum der Toiletten wie des funkelnden Schmuckes steht zu dem Luxus im Verhältniß, der neben den geschmackvollen Erzeugnissen der Tags-Industrie jene soliden, selten gewordenen Einrichtungsstücke zeigt, welche, durch Jahrhunderte in den Familien gesammelt und vererbt, die hellerleuchteten Räume zieren.

Ich will es nicht unternehmen, die lange Reihe von ebenso sinnig geordneten, als unterhaltenden Festen, welche in jener Zeit stattfanden, näher zu beschreiben; sie sind zu ephemerer Natur, um

einen andern als den augenblicklichen Genuß zu bieten; doch freut sich noch, der sie miterlebt, lange nachher des freundlichen Eindruckes.

Die belebtesten Bälle wechselten da mit Festen im Freien, Nächte der Tausend und eine angehörend mit den Zaubergärten der Armida, die allerliebsten französischen Vaudevilles, und auch deutsche Liebhabertheater wurden wieder mit Scenen aus italienischen Opern im Costüme, oder herrlichen lebenden Bildern unterbrochen. Die bunten Masken- und reichen costümirten Bälle, die Lotterien mit ebenso werthvollen, als niedlichen Gegenständen, die Concerte, großartigen Spiel-Soiréen, in denen oft fünfzig Tische zum Boston und Whist aufgestellt waren. Wie ist es möglich, alle die reizenden Details, welche sich mit so auserlesenen geselligen Genüssen verbinden, zu zergliedern? Während des längsten Theils jener Zeit machte wohl der russische Botschafter Tatitscheff das glänzendste Haus und wurde in seiner großartigen Gastfreundschaft auf das Anmuthigste von seiner Gemahlin und deren Tochter, der Gräfin Julie Apraxin, unterstützt. Die wunderschönen Räume des Liechtenstein'schen Palastes, den er bewohnte, waren täglich der eleganten Gesellschaft, sehr oft aber splenditen Festen jeder Art geöffnet. An dieß Haus schloß sich jenes der Gräfin Leo Rassumoffsky an, welche trotz ihrer sechzig Jahre so lebensfroh war, daß sie sich und Andere stets gern unterhielt. Sie bewohnte dasselbe Palais mit dem Fürsten A. Rassumoffsky, der alt und gebrechlich, einer Mumie ähnlich, dennoch mit lebhaftem Geiste an den geselligen Freuden theilnahm und, ein Zeitgenosse von Kaunitz, Pitt, Talleyrand und Anderen, noch der alten diplomatischen Schule angehörte.

In der Staatskanzlei versammelten sich um den Fürsten Metternich an jedem Abend einige Diplomaten und nähere Bekannte; an Sonntagen war allgemeiner Empfang, wobei es an Bällen und Concerten nicht fehlte.

Größere Ball-Feste fanden zu jener Zeit noch bei dem Erzherzoge Karl bis zum frühen, so beklagenswerthen Tode der vortrefflichen Erzherzogin Henriette, dann später bei dem Prinzen Wasa Statt. Die Herzogin von Sagan, die Fürstin Therese Esterhazy, beide Damen weltbekannt dafür, auf die liebenswürdigste Weise die Honneurs zu machen, der Fürst Schwarzenberg veranstalteten öfters noch allgemeine Versammlungen zu Tanz oder Spiel, bei welchen Mitglieder der kaiserlichen Familie, doch der Kaiser selbst nie, erschienen. Alle anderen Gesellschaften nahmen mehr den Charakter von Coterien, von kleinen Salons an, und waren oft ebendeßhalb um so gesuchter. Ich darf nur an den ebenso eleganten, als belebten Salon der Gräfin M. Zichy, an die schönen Reunions bei der Fürstin L. Schönburg, der Familie Clary und Anderen erinnern, und zu noch intimeren Cirkeln übergehend, jenen der kurländ'schen Prinzessinnen und der kleinen Räume erwähnen, welche die Gräfin L. Fuchs durch so lange Zeit bewohnte, und die man, wie den Salon Hügel, so gern und oft besuchte. All dieß ist nun größtentheils verschwunden. Diese Häuser, in denen man besonders die Vorabende zubrachte, oder die auch später dem täglichen geselligen Verkehre geöffnet waren, sind entweder geschlossen, oder durch andere ersetzt. Ein eigenes, in anderen Städten nicht bekanntes Element bildet in der Wiener Gesellschaft die Verschiedenartigkeit der Nationalitäten. Außer der hohen österreichischen und böhmischen Aristokratie, der Krone und der Elite der Gesellschaft, gibt es auch noch eine ungarische, eine polnische, eine, obgleich nicht zahlreich vertretene, italienische Coterie. Wenn sich gleich mit der Gesammtheit verschmelzend, bestehen dieselben doch wieder unter sich, und besonders ist es die polnische gesellige Colonie, welche mehr zusammenhält. Schöne, historische Namen, wie Czartoryski, Potocki, Lubomirski, Somviiki, Jablonowski, Minczsk, Sangusko und andere, trifft man stets in Wien, und sie sind bei ihrer Bildung, liebenswürdigen Formen und

anderen geselligen Eigenschaften immer gerne gesehen. Lange Zeit hindurch war die alte Palatine Potocka eine jener Erscheinungen, wie man sie wohl jetzt selbst in Polen nicht mehr trifft, originell, gastfrei, einer längst entschwundenen Königszeit jenes Landes angehörend. Ueberhaupt werden die Gestalten in der Gesellschaft täglich seltener, die durch äußeres Auftreten, wie durch Bizarrien des Benehmens auffallen, eine erwünschte Abwechslung, Heiterkeit in die Einförmigkeit unserer geselligen Cirkel bringen. Unsere Zeit trägt vorzugsweise den Charakter der Nivellirung; daher verschwindet Alles, was sich sonst durch Kleidung, Benehmen und selbst eine gewisse Excentricität auszeichnet. Der Uebergang, den das Jahr 1789 hervorbrachte, war so rasch, daß Viele, welche zu jener Zeit noch nicht im Alter vorgerückt waren, sich auch später nicht trennen konnten von der Tracht ihrer Jugend, von den Ueberlieferungen einer für sie so unerwartet und scharf abgeschnittenen Epoche; sie konnten sich nicht entschließen, die Ailes de pigeon und den Zopf mit dem modernen Titus, die kurzen Beinkleider, Schnallenschuhe oder hohen Stiefel, die seidenen Strümpfe mit Pantalons, den Dreispitz mit dem runden Hute, den zierlichen Degen mit dem Spazierstocke zu vertauschen; sie hingen fest an ihren veralteten Formen und Gebräuchen. Daher stahl sich früher noch von Zeit zu Zeit ein solches Ueberbleibsel in die Gesellschaft. Man fand diese Erscheinungen oft lächerlich, nannte sie Original-Caricaturen, wohl mit Unrecht! Ich habe eben der alten Gräfin Potocka erwähnt, ich könnte diese Gallerie noch um ein Dutzend solcher Gestalten vermehren; meine Zeitgenossen werden sie in ihrem Gedächtnisse von selbst beifügen. Ich will mich begnügen, noch drei nicht zu nennen, nur zu bezeichnen. Wer ist nicht oft in den Straßen Wiens einem kleinen Manne mit graugelocktem Kopfe, violettfarbenem Gesichte, den Hut stets in der Hand, begegnet, der freundlich nach allen Seiten grüßend, allgemein bekannt und beliebt, ein Leben, reich an Erfahrungen aller Art, traurig

beschloß! Wer sah nicht in die Salons sich eine Frau, deren Alter nicht mehr zu berechnen, der Fee Carabasse gleich, auf einem Krückenstocke drängen? Der zahnlose Mund war stets in geschäftiger Bewegung; neugierig drehten sich zwei kleine, stechende Augen nach allen Seiten; ein ungeheurer Hut, oder eine barock-geformte Haube deckte das kleine Gesicht mit den ziegelroth geschminkten Wangen; sogenannte Bühlschuhe erhöhten die gekrümmte Gestalt, um welche große Säcke schlotterten, während die Arme, bis an den Ellbogen entblößt, keine Handschuhe oder Aermel duldeten — eine merkwürdige Frau, ebenso bizarr in ihrem Charakter und Benehmen, als ihrem Anzuge. Wer endlich kannte nicht jenen originellen Greis, der mit seinen fortwährenden Ansprüchen auf die höchsten Staatswürden ein Aeußeres verband, das sich unmöglich beschreiben läßt? Im letzten Jahre seines Lebens überraschte er Wien, nachdem sein Haus durch vierzig Jahre hermetisch verschlossen war, mit einer Einladung zu einem großen Balle, einem Familien-Feste, wie er es nannte, mit dem ein achtzigjähriger Mann Abschied von der Gesellschaft nehmen wolle. — Der Ausführung dieser gewiß rührenden Idee wohnten auch einige Erzherzoge bei.

Dennoch ist zu beklagen, daß sich jetzt so viele ältere Leute, besonders Damen, früh aus der Gesellschaft zurückziehen; manche derselben wären jetzt noch, wenn ich auch Lebende nicht nenne, eine willkommene Erscheinung, Vorbilder für guten Ton und feine Sitte. Ist es mir wohl erlaubt, daran zu erinnern, mit welcher Freude und Achtung edle, durch anmuthvolle Würde ausgezeichnete Frauen — wie die Fürstinnen Jos. Liechtenstein, Ch. Kinsky und Andere mehr in der früheren Gesellschaft begrüßt wurden?

Die eigentliche frühere Gesellschaft bestand damals aus etwa 300 bis 400 Personen; an sie schlossen sich dann besondere Kreise von Familien der Generalität, der Hofbeamten, der Staats-

diener, der Kaufleute und anderer Klassen an. Doch gibt es noch einen größern Cirkel, die sogenannte zweite Gesellschaft, welche sich meistens in den Häusern der ersten Banquiers versammelt. Wenngleich mehr gemischt, bieten dennoch diese Versammlungen so viele Anziehungskraft, daß Fremde aller Nationen, ein großer Theil des diplomatischen Corps, Gelehrte, Künstler, Angestellte und Finanzmänner sich in die eleganten und unterhaltenden Salons drängen; man begegnet da bekannten und berühmten Namen, und in bunter Abwechslung vereinigt sich da Reichthum, Schönheit, Intelligenz, wissenschaftliche Bildung.

IX. Politisches.

Es liegt nicht in dem Plane dieser Aufzeichnungen, mit ernster Miene die Politik jener Tage zu beleuchten, mit diplomatischer Wichtigkeit die Phasen zu prüfen, welche damals das österreichische Cabinet durchlaufen. Dennoch könnte eine Lücke in diesem Gemälde entstehen, würde ich jenes Thema, wenigstens nicht in seinen Hauptzügen, berühren. Der Leser befürchte jedoch keine allzu langen Variationen hierüber. Seit dem Jahr 1825 hatte sich die Politik der europäischen Mächte wesentlich geändert, der Einfluß des kaiserlichen Hofes seinen Höhepunkt erreicht. Nach dem Tode des Kaisers Alexander ging man mit jedem Jahre mehr von den durch die heilige Allianz (welche zumeist nur auf die Persönlichkeiten ihrer hohen Gründer berechnet war) aufgestellten Principien ab; die Ereignisse in Griechenland, Spanien, Frankreich, Italien, in den Niederlanden und Polen, selbst in der Schweiz, waren ebenso viele gewaltige Risse in die Acten des Wiener Congresses.

Die Unterdrückung der italienischen Aufstände im Jahr 1821 durch die österreichischen Waffen, der Zug der französischen Armee nach dem Trocoadero waren die letzten Anstrengungen, welche der heilige Bund machte, um seine Systeme mit Gewalt durchzuführen. Von dort an leiteten andere Rücksichten die Politik, bildeten sich andere Bündnisse.

Der Hauptcharakter der Politik des kaiserlichen Cabinets während dieser zehn Jahre war ein durchaus friedlicher. Alle seine Bemühungen gingen daher aus dem Wunsche hervor, die früher so lange gestörte Ruhe in Europa zu erhalten. Gar viele Ursachen erklären diese Handlungsweise. Der Kaiser war in Jahren vorgerückt und wenig geneigt, abermals den Kreislauf einer

zwanzigjährigen Kriegsperiode zu beginnen; doch nicht sein persönliches Bedürfniß nach Ruhe war hier allein entscheidend. Die seit den dreißig Jahren seiner Regierung durch Feldzüge und Ungemach jeder Art erschöpften Kräfte der Monarchie, der Zustand der Finanzen, welchem aufzuhelfen seit Karl V. sich kein Colbert gefunden und die in jener Zeit begreiflicher Weise nicht blühender geworden, endlich andere bekannte Gründe entfernten jeden Gedanken, sich in einen Kampf einzulassen, der, einmal begonnen, unabsehbar in seinen Folgen wie in seiner Dauer werden mußte. Es konnte unter diesen Verhältnissen dem kaiserlichen Cabinete daher nichts ungelegener kommen, als die Vorgänge in der Türkei und Griechenland, die durch Canning bewirkte Aenderung der englischen Politik und in deren Folge der zwischen Rußland, Frankreich und England im April 1827 zu St. Petersburg abgeschlossene Vertrag. Die Seeschlacht von Navarin, die Besetzung Moreas und anderer Theile der Türkei, die Befreiung Griechenlands, alle diese Thatsachen folgten rasch, um zum russischen Feldzug gegen die Pforte vorzubereiten, der mit dem Frieden von Adrianopel im Jahr 1829 endete.

Die Neutralität, welche Oesterreich während dieses nahe an seinen Gränzen aufgeführten kriegerischen Schauspiels beobachtete, wurde vielfach getadelt: man hatte eine Besetzung der beiden Donaufürstenthümer erwartet. Die Vergleichungen jener Situation mit den neuesten Ereignissen liegen nahe; ich enthalte mich einer weiteren Durchführung, nur den einen Punkt will ich berühren, daß damals Frankreich, wenn auch nicht thatsächlich mit Rußland verbündet, doch mehr begünstigend auf dessen Pläne einwirkte, während im Jahr 1853 eine Coalition der beiden Seemächte gegen Rußland bestand. Das drohende Ungewitter verzog sich im Osten, um sich westlich desto heftiger in anderen Formen zu entzünden. Was sich im Juli 1830 zu Paris ereignete, weiß alle Welt. Ich befand mich damals selbst auf dem Schauplatze so

merkwürdiger Begebenheiten, kann daher nicht aus persönlicher Anschauung von dem Eindrucke sprechen, welchen jene unerwarteten Vorgänge in Wien hervorgebracht. Noch erinnere ich mich aber der Spannung, mit welcher man in Paris die Anerkennung des Königs Ludwig Philipp von Seiten der Mächte erwartete. Sie erfolgte überraschend schnell, zuerst von England, dann von Oesterreich und Preußen, endlich von Rußland mit der berühmt gewordenen Phrase der cruelle alternative. Man hat solche Eile, besonders von Seiten Oesterreichs vielfach mißbilligt und von diesem Vorfechter der Legitimität erwartet, daß es, wenn auch nicht gleich gegen Frankreich zu Felde ziehen, dennoch seine Anerkennung hätte erwarten lassen, an Bedingungen knüpfen sollen u. s. w. Ich kann diese Ansicht nicht theilen. Es blieben dem k. k. Cabinete damals nur zwei Wege offen: eine freie, unumwundene Anerkennung, oder eine förmliche Kriegserklärung; im Drange des Augenblicks war ein Hinausschieben der Frage nicht möglich. Daß dabei die vier Großmächte gemeinschaftlich handelten, bewahrte Frankreich, und von da zurückwirkend Europa vor einer grauenvollen Verwirrung. Waren doch die unmittelbaren Folgen der Julirevolution in Italien, in Polen, in den Niederlanden, in Deutschland und der Schweiz schon beklagenswerth genug; ich kann nicht glauben, daß ein allgemeiner Krieg diesen Erscheinungen vorgebeugt, wohl aber die Zustände verschlimmert haben würde. Der Lage Oesterreichs besonders entsprechende Gründe mögen aber auch noch überdieß dessen Handlungsweise bestimmt haben; ich erwähne des damaligen Zustandes seines Heeres, auf den ich später zurückkommen werde, und die bedrohliche Lage Italiens. Das kaiserliche Cabinet beschränkte sich daher auf einen Feldzug in diesem Lande, der bald geendet war. Die welschen Freiheitshelden flohen in Schaaren vor den kaiserlichen Grenadieren, diesen als Trophäen die dreifarbigen Fahnen zurücklassend mit den Worten: libertá ò la morte! Sie hatten keines von beiden gewählt,

sondern nur durch schleunige Flucht ihr Leben gerettet. Die Schicksale der Niederlande sind bekannt: man vergißt nicht so leicht die Belagerung Antwerpens, die 70 Protokolle der Londoner Conferenz. Ein neues Königreich entstand und der deutsch-englische Prinz vermählte sich als erster belgischer König mit der katholischen Königstochter.

Ungleich nachhaltiger und erschütternder war der Aufstand in Warschau. Er berührte Oesterreich überdieß in unmittelbarer Weise wegen Gallizien. Die Aufmerksamkeit, welche man damals getheilt so vielen wichtigen und auffallenden Vorgängen zuwenden mußte, ließ die politische Haltung des kaiserlichen Hofes während jener furchtbaren Krisis weniger bekannt werden. Wer sich aber damit näher vertraut machen will, wird dem ebenso klugen, als humanen und sachgemäßen Benehmen desselben in so äußerst schwierigen Verhältnissen die verdiente Anerkennung nicht versagen. Oesterreich bewachte die Gränzen, entwaffnete die flüchtigen Schaaren, welche aus Polen herüberkamen, und behauptete eine ebenso würdige, als menschenfreundliche Haltung. Diese so nahen Ereignisse blieben auch nicht ohne nachtheilige Rückwirkungen auf Ungarn, und so vermehrten sich die Gefahren nach allen Seiten.

Beinahe mehr noch als die Julitage hatte die polnische Revolution zündend auf Deutschland gewirkt; ganze Züge dieser Nation verbreiteten sich über die Bundesstaaten und die Schweiz, offen und ungescheut Worte des Aufruhrs verkündigend! Daher eine seltsame Gährung, die sich den deutschen Gauen mittheilte und sich bald da, bald dort, in Hambach, in Frankfurt, an anderen Orten kundgab. Es fanden militärische Einschreitungen Statt; es erschienen die Bundesbeschlüsse vom Juni 1832. Später traf der Kaiser Franz in Töplitz mit dem König von Preußen und im September 1833 mit dem Kaiser Nicolaus auf dem Waldstein'schen Schlosse Münchengrätz zusammen: die einzige persönliche Begegnung dieser beiden Monarchen. Schon früher hatte der russische Kaiser Besprechungen mit dem Könige von Preußen zu

Töplitz; der Kaiser Franz später mit dem Könige von Bayern in Linz. Eine Folge dieser Zusammenkünfte waren die deutschen Ministerial-Conferenzen in Wien vom Januar bis Juni 1834. Sie schlossen jene lange Reihe von Congressen, Conferenzen und diplomatischen Sitzungen, welche seit 1819 in Aachen, Laibach, Verona, Wien und anderen Orten Statt gefunden hatten. Ich habe nicht die Absicht, die Geschichte und das Ergebniß dieser Conferenzen zu beschreiben; doch beschäftigten dieselben die diplomatische Welt durch längere Zeit in einer nicht gewöhnlichen Weise. Für einen unbefangenen Beobachter war es nicht ohne Interesse, in den Salons die Staatsmänner vorüberziehen zu sehen, welche damals über Deutschlands Wohl und Zukunft beriethen. Die beiden imposanten Gestalten des Grafen Münch und Ancillon's; der ernste Veertolk van Soelen neben dem beweglichen Reizenstein, die edle, vornehme Erscheinung des liebenswürdigen Greises Ompteda neben dem Senator Smidt aus Bremen, dem leibhaftigen Bilde eines reichsstädtischen Spießbürgers, dabei lebhaft, mit häßlichen, aber geistreichen Gesichtszügen; der vortreffliche, im langen treuen Dienste seiner Herrn ergraute du Thil neben dem gewandten vielversprechenden Strauch. Die Geschäfte der Versammlung wollten nicht gedeihen, und wenn das Witzwort Talleyrand's vom Wiener Congreß hier nicht paßte, so konnte man dagegen von diesen Conferenzen sagen, daß sie weder tanzten, noch vorwärts gingen. Ihre etwas mageren Ergebnisse wurden in Bundesbeschlüsse aufgenommen, und diese nebst den später erfolgten Septembergesetzen in Paris sicherten Europa wieder für einige Jahre Ruhe.

Mit dieser befriedigenden Aussicht in die Zukunft entschlief der Kaiser Franz, dessen Tod man bei guter Pflege und vortrefflicher Constitution nicht so bald erwartet hatte. Man überzeugt sich aus dem Vorstehenden, daß bei allem Bedürfnisse nach Ruhe und Frieden es auch dieser letzten Regierungsperiode nicht an Aufregungen und gefahrdrohenden Momenten gefehlt hat.

Es ergibt sich ferner aus diesen Bemerkungen, daß die Politik Oesterreichs eine fortwährend friedliebende, vermittelnde, beobachtende, mehr passive war, daß sich diese Macht immer enger an die beiden nordischen Staaten anschloß, um das monarchische Banner der Quadrupel-Allianz entgegenzuhalten. Ich faßte daher damals die politische Lage Europas (1835) in nachstehender Weise mit kurzen Federzügen zusammen:

Alles scheinbar in tiefem Frieden; doch die Heere überall zum Kampfe gerüstet; die Länder, an früher geschlagenen Wunden blutend oder unter dem Gewichte drückender Lasten seufzend; die Mächte, nicht nach eignem Interesse, sondern nach politischen Grundsätzen verbündet oder getrennt; Frankreich, seinem Schaukelsystem treu, mit dem bösen Geiste innerer Factionen, wie mit den Anfeindungen von Außen kämpfend; England, schwankend zwischen dem alten abgelebten Systeme und den Reformen, welchen Whigs wie Tories gleich widerstrebten, seine Verlegenheiten im Innern durch Bewegungen nach Außen deckend; Rußland fortwährend thätig mit der Ausführung seiner weitumfassenden Plane beschäftigt; Deutschland in keinem seiner Theile durch eine wesentliche Frage erschüttert; Italien beruhigt; Belgien sich neu gestaltend; in Spanien und Portugal der trostloseste Bürgerkrieg; Scandinavien ruhig; die griechische Frage verwirrt; die orientalische vertagt, doch nicht aufgegeben.

Den politischen Vorgängen jener Zeit schlossen sich endlich auch noch einige andere Katastrophen und öffentliche Calamitäten an. Zuerst die furchtbare Ueberschwemmung, mit der Wien im März 1830 heimgesucht wurde; dann die verheerende Cholera, die sich im Jahre 1831 und 1832 beinahe über die ganze Monarchie verbreitete, vielen Jammer, viele Thränen, viel Entsetzen verursachte, aber dennoch, mit Ausnahme einiger Gegenden in Ungarn, nicht jene Greuelscenen hervorrief, wie man sie in Paris, London, St. Petersburg und anderen Städten, veranlaßt durch einen aufgeregten unwissenden Pöbel, sah.

X. Die k. k. Armee.

Mit wahrer Freude überschreibe ich diesen Abschnitt. Es kann in der That nichts Lohnenderes geben, als von einer Armee zu sprechen, die ebenso viele Beweise von Treue wie von Tapferkeit abgelegt hat. Seit ihrer Entstehung im dreißigjährigen Kriege haben die Annalen eine Reihe von Großthaten und Siegen eingetragen, welche sich an ihre Fahnen knüpfen.

Es diente diese brave, für Kaiser und Vaterland gleich begeisterte Armee immer nur Einer Monarchie, einer Dynastie. Jedes Regiment hat sozusagen seine eigene Geschichte und ist stolz auf die Namen seiner oft berühmten Inhaber und auf die besonderen Auszeichnungen, welche etwa dasselbe im Laufe der Jahrhunderte erhielt. Wenn irgendwo die Einheit des Kaiserstaats sichtbar hervortritt, ist dieß gewiß in der Armee der Fall. Es durchdringt nur ein Geist diese zahlreichen Schaaren; der Deutsche wie der Slave, der Ungar wie der Italiener, der Pole wie der Tyroler, sie vereinigen sich Alle zu dem edlen Zwecke der Vertheidigung der Monarchie. Es besteht sogar, trotz der Verschiedenheit der Dialekte, eine Art von Armeesprache, in der sich Alle wie Brüder, Glieder eines Corps begrüßen. Ebenso lebhaft ist das Heer von dem Geiste der Ehre, der Disciplin, der Ordnung durchdrungen. Die k. k. Armee hat, wie andere, auch ihre Tage der Niederlagen, des Unglücks gehabt. Doch wurde ihr Muth dadurch nicht gebrochen. Man will bemerkt haben, daß da, wo die Armee gut geleitet, sie selten zurückwich, und nur die feindliche Uebermacht oder ganz besonders ungünstige Umstände ihr den Sieg streitig machten. Wo sie aber unter den Augen des unsterblichen Erzherzogs Karl focht, sei es am Rhein, in Italien,

oder bei Aspern, wo sie unter Schwarzenberg sich bei Leipzig den Weg nach Paris bahnte, wo sie endlich unter dem greisen Radezky und den anderen Helden der Neuzeit ihre Lorbeeren pflückte, da waren die Erfolge an ihre Waffen beinahe wie gebannt.

Nach dieser allgemeinen Einleitung gehe ich zu dem Zustande der kaiserlichen Armee zu der Zeit über, welche ich hier vorzugsweise im Auge habe.

Wie ich oben angedeutet habe, war die Politik des österreichischen Hofes damals eine durchaus friedliche. Die Abneigung eines Kaisers, der selbst nie Feldherr war und sich durch zwanzig Jahre wider seinen Willen in die blutigsten Kriege verwickelt sah; der Wunsch oder vielmehr die Nothwendigkeit, auch in diesem Zweige der Verwaltung Ersparnisse eintreten zu lassen; der durch den Frieden gesteigerte Schlendrian in der Militär-Administration, alle diese Umstände wirkten wohl zusammen.

Als daher im September 1828 ein Lager bei Baden zusammengezogen wurde, war man mit dem Erfolge nicht ganz zufrieden. Nach einigen Feld- und anderen Manoeuvres machte überdieß eine Ueberschwemmung dem ganzen militärischen Schauspiel ein rasches Ende. Dennoch fehlte es auch hier nicht an anziehenden Scenen. Schon dieß halbe Kriegsleben im Lager, dann die Feldübungen, diese Scheingefechte, dieser Kampf mit seinen Illusionen, dem betäubenden Lärm, dem Donner der Kanonen, der begeisternden Fanfare ohne die Schrecken und blutigen Folgen des Krieges, seiner aufregenden Lust ohne die Gefahren; dann wieder ein Rasttag mit den bald heiteren, bald originellen Auftritten, den komischen Einfällen der Soldaten, der oft sinnreichen Einrichtung ihrer Zelte mit den dampfenden Kesseln! Wieder ändert sich das Bild! eine Feldmesse, feierliche Stille unter der großen Masse von Truppen! Die nach dem Commandoworte dem Allerhöchsten bezeigte Anbetung! das laute Gebet, der erhebende Gesang, das Wirbeln der Trommeln, der Donner der

Geschütze! Es kann nicht leicht etwas Ergreifenderes geben als den Ernst der militärischen Formen, vereint mit der stillen Würde unserer heiligen Religionsübungen! Der Kaiser selbst durchritt öfters das Lager, begleitet von den Erzherzogen, dem Herzog von Reichstadt in Jägeruniform und den Prinzen Wilhelm und August von Preußen. Eine zahlreiche Suite russischer, englischer, preußischer und anderer fremden Offiziere folgte und bot mit den vielen österreichischen Generalen, Adjutanten und Stabs-Offizieren aller Waffengattungen jenen überraschenden Anblick, welchen die ebenso reichen als mannigfaltigen Uniformen dieser Armee immer gewähren. Eines Abends durchfuhr der Erzherzog Karl mit seiner schönen Familie das Lager und wurde mit unbeschreiblichem Jubel empfangen.

Alte Krieger wie junge Soldaten erfreuten sich an dieser Lagerlust, wenn sie schon von weitem die seit so langer Zeit nicht mehr gesehenen Zelte im Sonnenlichte weithin schimmernd erblickten. Laien genossen dieß bunte Treiben, besahen sich die für sie neuen Erscheinungen, drängten sich zu den hölzernen Palästen mit den Speisesälen, den Tanzböden und improvisirten Küchen und Kellern. Alles athmet da Lust, Freude und Lagerfreiheit, bis nach dem großen, weithin erschallenden Zapfenstreiche die Ruhe zurückkehrt, Wachtfeuer die dunkle Nacht erhellen und bald nur der Patrouille-Ruf, der Schildwachen: „Wer da!“ einförmig die Stille unterbricht.

Ich habe die Gebrechen flüchtig bezeichnet, an denen die Armee, besonders seit dem im Jahr 1820 erfolgten Tode des Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg, welcher dem Hofkriegsrathe vorgestanden, litt. Es hatten sich außer den gewöhnlichen Uebelständen bei der Administration auch viele Mißbräuche eingeschlichen. Die Willkür, mit der Kutschera, welcher als Generaladjutant den Vortrag bei dem Kaiser in Militärangelegenheiten hatte, verfuhr, soll zu häufigen Conflikten mit der obersten Kriegs-Behörde

Anlaß gegeben haben; viele, das Avancement, eine freiere Entwicklung des Heerwesens hemmende Bestimmungen aus älterer Zeit griffen täglich störender ein; die Verstimmung war allgemein und das Bedürfniß nach Abänderungen nicht nur bei den stets Unzufriedenen vorherrschend. Da krähte der gallische Hahn im Westen, und wenn die Julirevolution irgend etwas Gutes bewirkt hat, so war es gewiß dieß Erwachen aus dem lethargischen Schlaf, in den die österreichische Armeeverwaltung versunken schien. Hier zeigte sich nun wieder die unverwüstliche Kraft, das stets belebende Princip, welches diesem Institut innewohnt. In weniger als zwei Jahren fand eine merkwürdige Metamorphose Statt; die alten Generale, welche kein Pferd mehr besteigen konnten, waren verschwunden; untaugliche Staabsoffiziere entfernt; Hauptleute, selbst Lieutenants, die nicht selten dreißig Dienstjahre zählten, durch jüngere Kräfte ersetzt; Einrichtungen, unverträglich mit den Fortschritten der Kriegskunst, veraltete Vorschriften und alle aus einer engherzigen Sparsamkeit hervorgegangenen Anordnungen wurden nach und nach abgeschafft, wichtigere Veränderungen einer späteren Zeit vorbehalten. Kutschera, von dem der Kaiser sich nur schwer getrennt haben würde, war mit Tod abgegangen; viele höhere Stellen wurden neu besetzt. Wie schon früher zeichnete sich der ebenso gewandte, als rüstige General Radezky durch unermüdliche Thätigkeit aus. In Italien war die Gefahr am größten; es mußte also auch dahin die größte Sorge gewendet werden. Das Jahr 1831 fand schon eine herrliche schlagfertige Armee den italienischen Rebellen gegenüber; sie trug ihre siegreichen Fahnen in den Kirchenstaat, den sie rettete. Einige Jahre nachher (1834) fand wieder ein Feldlager bei Ducas in Mähren Statt, das Feldzeugmeister Mazuchelli commandirte. Der Unterschied zwischen diesen Feldübungen und jenen von Kreiskirchen im Jahre 1828 war augenfällig; und seit langer Zeit hatte man in Oesterreich kein glänzenderes Armee-Corps, keine besser eingeübte und von

kriegerischem Geiste beseelten Truppen gesehen. Der Kaiser besuchte auch dieses Lager, dem überdieß viele fremde Offiziere, auch ein türkischer General beiwohnten.

Ungemein glänzender waren aber jene Lager und Manoeuvres, welche der schon damals greise Radezky in den Gefilden der Lombardei jeden Herbst veranstaltete; höchst interessante kriegerische Schauspiele, denen bewundernde Zeugen aus allen Heeren Europas zuströmten und in dem Corps des verdienstvollen Feldherrn jenen Geist entwickelten, der sich auf der Höhe der nachfolgenden gewichtigen Ereignisse fand.

XI. Silhouetten.

Ich habe dieß Kapitel Silhouetten überschrieben, weil ich fürchten mußte, nur solche schwarze, unvollkommene Portraite zu zeichnen; es fehlte mir daher der Muth, sie mit Photographien zu vergleichen. Der Leser mag entscheiden!

a. Gentz.

Es gab vor vielen Jahren in Wien einen Mann, einen Gelehrten, der aus Liebhaberei in den Schriftzügen ihm unbekannter Personen den Charakter, die Neigungen derselben zu lesen suchte. Solche Handschriften durften nicht entstellt, auch nicht in der Absicht verfertigt sein, sie dem Entziffernden vorzulegen; es genügte an ganz kleinen Zetteln, Morgenbriefchen und dergleichen, da es nicht auf deren Inhalt, sondern nur auf die Bildung der Buchstaben ankam.

Eines Tages wurde diesem Mann ein kurzes Billet von Gentz vorgelegt; und er bemerkte darüber Folgendes:

„Es ist in dieser Schrift, obgleich französisch, kein Zug von einem Franzosen; sie ist wahrscheinlich von einem ältern Manne. Ein eminenter Geist, Furchtsamkeit, Gift und Galle, Eitelkeit sind die Hauptzüge dieses Charakters. Er ist ein ausgetrockneter alter Junggeselle; wäre die Schrift die einer Frau, würde ich auf eine alte, versauerte Jungfer rathen mit allen Prätensionen, die nur eine junge haben kann. In der Schrift ist Scharfsinn, schlagender, beißender Witz zu lesen, jedoch von der schneidenden Art. Wie sein Geist ist auch die Bildung dieses Mannes ausgezeichnet, die er

sich gewiß selbst erworben hat. Er sieht alle Verhältnisse der Welt nur praktisch. Er ist sicher ein geübter politischer Geschäftsmann. Ist aber oft entêtirt, geneigt zu jeder Art von Empfindlichkeit, reizbar bis zu Nervenanfällen, hat alle Schwachheiten eines gelehrten Mannes mit dessen Vorzügen. Er hat unendlich gern, wenn man ihn lobt und ihm schmeichelt. Dieser Schrift sieht man eine große Timidität an.“

Ich habe dieser merkwürdigen Schilderung wohl nur wenig beizufügen: hätte, der sie entworfen, das Original gekannt, so wäre das Portrait, wegen Befangenheit des Skizzirenden, vielleicht nicht so treffend ausgefallen.

Hören wir nun eine andere Charakterzeichnung, von Fronkogue, einem der Biographen Gentz's:

„Eine solche Gestalt, sie war einmal möglich: sie leuchtete auf, traf glücklich die Weltumstände; sie kann aber nicht wiederkehren; es müßten denn mit denselben Persönlichkeiten dieselben Zeitläufe auf's Neue zusammentreffen! Gentz ist ein Meteor am politischen Himmel unserer Zeit, auf dem deutschen Schriftstellerboden gewesen. Eine Stellung, wie er, hat noch nie Jemand gehabt, wird nie Jemand erlangen. Niemals ist der deutsche Schulstaub zu größerem Glanze aufgewirbelt, nie die pedantische Kraft in üppigerer Fülle ausgeschlagen. Ein bürgerlicher Autor schwang sich zu fürstengleichem Leben und Ansehen, ein untergeordneter Beamter zu europäischer Wirksamkeit empor! Denn aller Trieb und Schwung ist doch zuletzt in seiner Schreibfeder! zu seiner Feder gehört aber wieder der ganze Mensch, sein wundervolles Sprechen, seine Gaben des Geistes, seine Kenntnisse, seine Leidenschaften, sogar seine Schwächen. In ihm wirkte Alles zu gleichem Ziel in den entgegengesetzten Richtungen, Arbeit und Genuß, Strenge und Lässigkeit, Muth und Furcht!“

Ich habe absichtlich diese beiden Charakterzeichnungen zusammengestellt. Die eine, weniger geschmeichelt, aber wahr, gleichsam

wie durch Inspiration entstanden, wird durch die zweite gleichsam ergänzt, welche von einem geistreichen Manne geschrieben, der Gentz genau gekannt, ihm befreundet und im Leben nahe gestanden war. Man sieht aus diesen beiden verschiedenartigen Auffassungen, daß Gentz keine alltägliche Erscheinung war. Und dennoch lebt sein Andenken kaum mehr als in dem einiger Freunde; seine diplomatische Wirksamkeit ist beinahe mit seinen zahlreichen Schriften vergessen. Seine Persönlichkeit war nicht von jenen, welche im Gedächtnisse der Nachwelt haften. Er gehörte ausschließlich seiner Zeit an, mit der er auch verschwand.

Als ich Gentz zum ersten Male sah, hatte er schon das sechzigste Jahr erreicht. Seine äußere Erscheinung hatte nichts Ausgezeichnetes. Die Haltung war vorwärts gebeugt, der Gang schleichend und unsicher; eine röthliche Perücke deckte den Kopf; der Anzug war reinlich, nicht ganz mit der Mode Schritt haltend. Der Ausdruck seiner Physiognomie war klug, der Blick aber scheu, sowie sich überhaupt in seinem Auftreten eine seiner Haupteigenschaften — die Furcht — aussprach. Man begegnete ihm daher selten zu Fuß: meistens im Fiaker, oder er ließ sich in einer Sänfte tragen. In Gesellschaft befand sich Gentz nur dann behaglich, wenn ihn bekannte Gesichter umgaben; ein Fremder, eine ihm unheimliche Gestalt, oder gar ein Schnurrbart machten ihn wortkarg. Ein Paar große schwarze Brillen, welche er vor die Augen hielt, dienten ihm als Contenance, und zugleich dazu, die Anwesenden zu mustern. Alles, was ihm nicht gefiel, ihm Furcht einflößte, nannte er einen Greuel; jedes Poltern, jedes heftige Auftreten oder Geschrei, jedes martialische Gesicht, jeder über Maaßen Lustige oder gar Betrunkene, vor Allen jeder Revolutionär waren ihm ein Greuel; ein politischer Mord, ein Aufstand brachte ihn Wochenlang außer aller Fassung. Gentz scherzte oft über diese nicht zu überwindende Furcht, nannte sie Beschaffenheit der Nerven. Was ist Muth? fragte er oft; eine Gabe, die mir die Natur versagt,

wie sie Anderen die Empfänglichkeit für die Töne oder der Farben Reiz und Unterschied versagte. Die unbegränzte Eitelkeit war bei Gentz mit einer gewissen Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit verbunden, die ihn oft Mystificationen zur Beute werden ließ. So klar und ausgezeichnet Gentz oft im Cabinet einen gegebenen Stoff ausarbeitete, so verschroben und einseitig waren manchmal seine Ansichten und Urtheile über Personen und Verhältnisse. Es fehlte ihm gar oft an Takt und Menschenkenntniß. Sein Charakter, sein ganzes Wesen war daher von der Art, daß er immer nur als Werkzeug gebraucht werden konnte; als Staatsmann selbstständig aufzutreten, dazu fehlten ihm gar viele Eigenschaften. Zwei Mächte beherrschten Gentz: sein Genie und seine Leidenschaften. In ersterem fand er nicht die Kraft, die letzteren zu zügeln. Man hat Gentz viele Fehler und Schwächen, selbst Laster vorgeworfen: ihn der Bestechlichkeit beschuldigt, wozu seine ebenso zwecklose als lächerliche Verschwendung allerdings Anlaß gab. Der Kaiser liebte ihn nicht, duldete ihn nur seines ausgezeichneten Talents und seiner Brauchbarkeit wegen. Gleich Gegnern fehlte es Gentz auch nicht an Schmeichlern, deren Stimme er überaus zugänglich war. Ohne Grundsätze, sittenlos, ohne bestimmten Lebensplan gab sich Gentz, durch lange Zeit von der Gesellschaft zurückgezogen, auch noch in den letzten Jahren geselligen Freuden und frivolen Genüssen hin, welche die allgemeine Achtung für ihn nicht erhöhten. Damit es bei ihm aber auch im Tode nicht an Widersprüchen fehlen sollte, so starb Gentz (Juni 1832) mit so viel Fassung, Ruhe und Muth, wie ein Krieger auf dem Schlachtfelde. Gentz hinterließ keine Familie; außer einem Landhause in Winshaus und seiner ausgesuchten Bibliothek war bei seinem Tode auch kein Vermögen vorhanden. Die Feder Gentz's aber konnte so wenig ersetzt werden, als sich Napoleon's Kriegsruhm vererben, die Dichterhöhe Schiller's erreicht werden, oder Jemand wie Paganini die Saiten zu beleben wissen wird.

So war Gentz! ein Mann, dessen eine Hand die herrlichsten Actenstücke, welche die diplomatische Welt kennt, schuf, während die andere sich nicht scheute, sich unwürdig zu bereichern; ein Mann, voll der belebendsten, nützlichsten Thätigkeit und wieder von großer moralischer Versunkenheit, ein scharfsinniger Gelehrter und Schriftsteller erster Klasse und ein von Sinnlichkeit und Eitelkeit beherrschter Geck! Ein oft liebenswürdiger Gesellschafter und einseitiger, aufgeblähter Professor, und über all diesem das unverkennbare Genie, klebend an einer verächtlichen Form, beengt, sich hundert Verirrungen des Geistes hingebend!

b. Marmont und Montbel.

Ich habe schon oben dieser beiden Franzosen gedacht. Die Julirevolution vertrieb sie aus Frankreich und sie siedelten sich für längere Zeit in Wien an.

Die jetzt nach seinem im Jahre 1852 erfolgten Tode herausgegebenen Memoiren Marmont's haben die allgemeine Aufmerksamkeit wieder diesem Helden aus der Napoleonischen Zeit zugewendet. Seine frühere militärische Thätigkeit wurde beinahe über zwei wichtigen Katastrophen vergessen, in denen er eine Hauptrolle, jedoch in der Weise spielte, daß sich keine Hände fanden, ihm Beifall zuzuklatschen: vielmehr wurde er im Jahre 1814 bitter getadelt, Napoleon verrathen, im Jahre 1830 zum Sturze der älteren Linie der Bourbonen beigetragen zu haben.

Die eben erschienenen Memoiren sorgen dafür, daß Marmont's Verdienste in den Feldzügen von 1790 bis 1814 nicht der Vergessenheit übergeben werden; er macht sie hinreichend geltend. Die Rechtfertigung über die ihm in zwei entscheidenden Augenblicken in Paris zur Last gelegte Handlungsweise kann man ihm selbst auch füglich überlassen. Aber ein eigenes verhängniß-

volles Geschick schien ihn zu verfolgen, und versagte ihm die Rückkehr nach Frankreich bis zu der Stunde, wo seine Leiche auf vaterländischem Boden beigesetzt wurde.

So eigenthümlich als seine Lebensschicksale war auch seine Stellung in Wien. Nicht Legitimist — wenigstens wollte er nicht dafür gelten; nicht der Julireegierung huldigend — wenigstens trug er weder die Uniform, noch die dreifarbige Kokarde — angefeindet von den Anhängern Napoleon's — verkehrte er doch lebhaft mit den Männern der drei Parteien, und war überdieß in der Wiener Gesellschaft wohl gelitten. Täglich erschien er damals in den Salons, eine hohe Gestalt, mit ernsten, ausgeprägten Zügen, mächtigen schwarzen Augenbraunen, welche seinen scharfen Blick umschatteten; seine Haltung war ganz militärisch, sein Gang fest und sicher, Geist wie Aussehen viel jugendlicher, als sein Alter erwarten ließ; ein eigener Tik war bei ihm, mit der Hand, dem Stocke, oder einem Papier, am Munde wie flötend zu spielen. Er sprach ungemein schnell, daher oft unverständlich, vielleicht auch deßhalb, weil er sich, bei zunehmender Taubheit, nicht immer selbst mehr hörte. Er war ungemein vielseitig, selbst wissenschaftlich gebildet; er nahm an Erfindungen ebenso großen Antheil, als an politischen Neuigkeiten, und besonders wendete er sich den Fortschritten im Gebiete der Kriegs-, Natur- und physikalischen Wissenschaften, der Chemie ꝛc. zu. Die Gelehrtenversammlung im Jahre 1832 zu Wien überzeugte sich von den reifen Kenntnissen Marmont's in diesen Fächern. Er selbst sagte oft: meine militärische Laufbahn ist vollendet; ich beginne nun eine wissenschaftliche. Und wirklich unternahm der Marschall noch im sechs und sechzigsten Jahre (1834) eine Reise in den Orient und bereicherte die gelehrte Welt mit einem ebenso interessanten als angenehmen Werke darüber.

Noch erinnere ich mich, im Jahre 1850 zu Baden-Baden Zeuge einer Unterredung zwischen Marschall Marmont und Herrn Thiers gewesen zu sein. Die Begegnung dieser beiden

merkwürdigen Zeitgenossen — vielleicht einer der wenigen in ihrem Leben — war nicht ohne Interesse für den unbefangenen Dritten; der Held so vieler Schlachten und Begebenheiten stand hier dem Geschichtsschreiber gegenüber; das Gespräch war lang, lebhaft und sichtbar das gegenseitige Bestreben, nicht unbefriedigt voneinander zu scheiden. War Thiers durch das Lob Marmont's geschmeichelt, so konnte diesem wieder die Art nicht gleichgiltig sein, mit welcher der Historiker des Kaiserreichs ihn behandle.

Er war bis zur letzten Stunde rastlos thätig, ein geistreicher, angenehmer Gesellschafter, wenn sich gleich manchmal in sein Auftreten etwas Barsches, Stolzes, Gebieterisches mischte. Er hatte das achtzigste Lebensjahr schon überschritten, als er zu Venedig im Kreise von Freunden starb, die ihm seit seinem Exil eine wohlwollende Theilnahme bewahrt hatten.

Im Gegensatze zu diesem brillanten Weltmanne und berühmten Krieger war Montbel anspruchslos, beinahe schwerfällig, l'homme de Loi. Repräsentirt Jener die Kaiserzeit, war Dieser der Mann des französischen Barreau, der legislativen Zeit, der Zeit politischer Controversen, die, wie früher die Waffen, nun auch einen Thron gestürzt hatten. Bescheiden in seinem Auftreten glänzte Montbel weniger durch seine Formen und Reden, als mit der Feder. Die politische Geschichte dieses Exministers ist ebenso kurz als traurig. Er büßte seine vorübergehende hohe Stellung mit einem lebenslänglichen Exil. Bei der Treibjagd, welche man im Juli 1830 auf die Minister in Paris angestellt hatte, hielt sich Montbel, weniger bekannt als seine Collegen, bis im October dort verborgen, wo es ihm mit Hilfe einer Perücke gelang, in der Diligence nach Deutschland zu entfliehen. Anfangs lebte er zurückgezogen in Wien. Später schloß er sich an Karl X. an und war von jener Zeit an bis heute der treue Diener, der redliche und verständige Rathgeber, der unzertrennliche, ergebene Gefährte bald jenes Königs, dann der Herzogin von Angoulême

und nach deren Tode des Grafen und der Gräfin von Chambord. Im Jahre 1834 hatte Montbel als Wittwer eine zweite Ehe mit der jungen Gräfin Signay in Wien eingegangen. Gleich nach der Vermählung verfiel er aber in eine so höchst sonderbare Gemüthskrankheit, daß sie als eine der seltensten psychologischen Erscheinungen betrachtet wurde. Ich würde dieses Umstandes nicht erwähnt haben, allein eben weil er damals Aufsehen erregte und Montbel selbst nachher oft darüber sprach, glaubte ich keine Indiscretion zu begehen. Das Seltsamste dabei war, daß sich Montbel nach erfolgter Genesung klar des Laufes seiner irren Ideen erinnerte und der Todesqualen gedachte, in welche ihn seine kranke Phantasie versetzt hatte.

c. Anonyme Silhouetten.

1.

Man konnte damals bald zu Fuße in den Straßen Wiens, bald im Prater zu Pferd oder im Tilbury einem im Alter vorgerückten Manne begegnen; eine Art von Wahrzeichen dieser Stadt; keine öffentliche Versammlung, keine anziehende Theatervorstellung, kein Wettrennen, kein Schauspiel irgend einer Art, bei welchen jener originelle alte Mann fehlte; er war der vertraute Freund aller jungen Leute; der Tonangeber bei allen Festen, und trotz seiner auffallenden Häßlichkeit elegant und von vornehmem Aeußern. Seine witzigen Einfälle, Ausflüsse einer echten heitern Lebensphilosophie, wurden gar oft citirt und belacht; der manchmal derbe Egoismus, den er affektirte, wich nicht selten einer wahren Gemüthlichkeit. Wer hat bei dieser Schilderung nicht jenen Reiter erkannt, bei dessen Anblicke nach einem Sturze eine fremde Dame, wähnend, sein Gesicht trage die Spuren dieses Unfalls, ausrief: Mon Dieu, qu'il est défiguré!

2.

Gleich dem vorstehenden Bilde ruft mein Gedächtniß mir auch noch eine andere Gestalt aus jener Zeit hervor, eine hohe ritterliche Gestalt, aus der Reihe jener Helden der Befreiungskriege, deren Zahl sich mit jedem Jahre vermindert. Mit einem Muthe, dem nur ein seltenes Glück gleichkam, hatte jener tapfere General gefochten, als die langen Friedensjahre ihn noch im kräftigsten Mannesalter überraschten. Seit dem Jahre 1819 lebte er in friedlicher Beschäftigung — eine wohlbekannte Erscheinung — in Wien. Von einem edlen, großmüthigen, selbst gutherzigen Charakter, übte er auf seine Bekannten einen eigenen Zauber; weniger die große Welt besuchend, liebte er sich mit einem Kreise vertrauter Freunde zu umgeben, und war da der heiterste, liebenswürdigste, gastfreieste Amphytrion. Nicht ohne Leidenschaftlichkeit wußte er sie durch die feinsten Formen zu beherrschen, und den Mangel an höherer wissenschaftlicher Bildung durch natürlichen Verstand und sichern Takt zu ersetzen.

Diese Skizze näher auszuführen, ist die Aufgabe des Biographen, zu der ich mich nicht berufen fühle.

3.

Wer erinnert sich in Wien nicht jenes genialen alten Mannes, der stets in geschäftiger Eile, oft zerstreut, mit einer Adlernase, klugen, lebhaften Gesichtszügen in den Salons wie auf der Straße sichtbar war? Ein ungeheueres Wissen wußte er mit einer Rührigkeit zu verbinden, die nicht an den trocknen Gelehrten erinnerte, während er sich doch auch nicht ganz frei und behaglich in den Formen der großen Welt bewegte. Seiner rastlosen Thätigkeit verdankt man schätzenswerthe Schriften, deren Anzahl man ebenso anstaunt, als ihre Gelehrsamkeit, ohne sie vielleicht zu kennen.

4.

Ich will diese Bilderreihe nicht fortsetzen; ich könnte sie in's Unendliche vermehren; nicht nur von Wienern, auch von ausgezeichneten Fremden sprechen, welche die Residenz besuchten, der kurzen, aber interessanten Erscheinung Pozzo di Borgo's im Jahre 1832 erwähnen, des originellen Lords Stanhope gedenken, der mit seiner Germanomanie, welcher man bei einem Engländer so selten begegnet, sich durch Jahre der undankbaren Aufgabe unterzog, das über Caspar Hauser ruhende Geheimniß zu lüften; doch es mag an diesen schwachen Versuchen genügen!

XII. Der kaiserliche Hof.

Das Hofleben in einer Residenz richtet sich gewöhnlich nach der Persönlichkeit, dem Geschmacke und der Neigung des regierenden Herrn. Seit der Kaiserin Maria Theresia hatte die Hofetiquette manche Veränderung erlitten; es war zwar das steife spanische Ceremoniel beibehalten worden, und bei ganz feierlichen Gelegenheiten zeigte sich der Hof in seiner majestätischen Pracht. Im Alltagsleben folgte man aber immer mehr einer beinahe bürgerlichen Richtung. Während sich die kaiserliche Familie daher mehr von der höhern Gesellschaft isolirte, kamen die Monarchen bei ihrer gemüthlichen Persönlichkeit in öffentlichen Audienzen oder bei andern Anlässen mehr mit dem Volke in der eigentlichen guten Bedeutung des Wortes in Berührung.

Die Lebensweise, die Sitten und Gewohnheiten des Kaisers Franz, besonders in der letzten Zeit, waren so ungemein einfach, daß sie auch auf die innere Einrichtung des Hofhalts zurückwirken mußten. Es fanden daher nur dann größere Feste Statt, wenn es die Umstände nothwendig erheischten.

Eine glückliche Häuslichkeit, eine ihn umgebende liebende Familie erheiterten den Kaiser und ließen ihn rauschende Freuden und jene Ermüdung, welche die Last der Repräsentation mit sich bringt, um so leichter entbehren. Im Jahr 1825 hatte sich der Erzherzog Franz Karl mit einer jungen, liebenswürdigen Prinzessin vermählt. Die Ehe war mit drei Erzherzogen gesegnet, die, rasch und hoffnungsvoll heranblühend, das Herz des kaiserlichen Großvaters bis zur letzten Stunde erfreuten. Eine Reihe theils froher, theils beunruhigender Ereignisse knüpfte sich an die Person des Kronprinzen. Auf die im Jahr 1831 erfolgte Krönung dieses Prinzen als jungen König von Ungarn in Preß-

burg und dessen Verbindung mit der sardinischen Prinzessin Maria Anna Pia, befiel den Kronprinzen eine tödtliche Krankheit, von der er glücklich genas, und fand dann endlich jenes jetzt noch unbegreifliche Attentat auf seine geheiligte Person in Baden Statt.

Ein Verrückter, wie es scheint, ehemaliger Hauptmann, schoß ein Pistol auf den Kronprinzen ab; die Kugel, welche im Aermel stecken blieb, verursachte eine leichte Wunde.

Im Jahr 1830 beging der Kaiser Franz das letzte Ordensfest des Goldnen Vließes. Zwölf neuernannte Ritter sollten aufgenommen werden. Die meisten waren selbst erschienen. Der Kaiser, alle Mitglieder waren in den vorgeschriebenen Ordens-Costümen da, an eine Zeit (1430) erinnernd, welche weit hinter uns liegt.

Eine solche Feier hat etwas ungemein Imposantes und Ergreifendes; die sinnreichen alten Ceremonien, der Schwur, der Ritterschlag, das Umhängen der Collane, der Bruderkuß, all dieß wird jetzt selten mehr gesehen. Besonders rührend waren aber bei diesem Acte zwei Scenen. Zwei Neffen des Kaisers, die Erzherzoge Albrecht und Stephan, hatten das Goldne Vließ erhalten. Der ehrwürdige Monarch küßte die beiden noch sehr jungen Prinzen herzlich, und diese warfen tief ergriffen sich dann wieder ihren anwesenden Vätern, den Erzherzogen Karl und Joseph, in die Arme. Hierauf näherte sich dem Thron ein Krieger aus jener Familie, welche Oesterreich so viele treue, als tapfere Helden gegeben, Fürst Aloys Liechtenstein, der, am Fuße verwundet, nicht knien konnte. Der Kaiser kam ihm entgegen, hob ihn zu sich empor und umarmte ihn mit sichtbarer Rührung.

In demselben Rittersaal, in welchem solche Ceremonien stattfinden, werden auch die großen Hofbälle abgehalten. Es haben diese vor anderen das Eigenthümliche der so sehr bunten Trachten, denn neben den glänzenden Uniformen der Garden und den einfacheren, doch sehr mannigfaltigen Waffenröcken der Armee sieht man die Civilstaatskleider aller Farben und Formen, die Ungarn mit ihren oft phantastischen Anzügen, die Dalmatier in ihrer malerischen Tracht.

Die näheren Umgebungen des Hofes hatten während dieser Zeit durchaus keinen politischen oder andern Einfluß. Der Kaiser sah die Oberhof-Chargen nur bei ihren Vorträgen, und einzelne Kämmerer versahen in jeder Woche abwechselnd den innern Dienst. Die Diners fanden bei Hof immer nur en famille Statt. Der Hofstaat speiste an der Marschalltafel.

Die Burg selbst, so groß und weitläufig mit ihren Treppen, Gängen und vielfachen Abtheilungen, beherbergt eine Welt im Kleinen, welche dann wieder ihre eigene Chronik, ihre eigenen Wünsche und Erlebnisse hat.

Außer der Familie des Kaisers bewohnte nur der Erzherzog Ludwig die Burg. Der Erzherzog Karl war in seinem eigenen Palais; der Erzherzog Anton im deutschen Hause. Ruhig und von der Außenwelt wenig berührt floß diese Zeit für den kaiserlichen Hof dahin.

Diese Einförmigkeit wurde öfters durch hohe Besuche unterbrochen. Sie reihten sich in rascher Folge aneinander. Ich habe schon von den preußischen Prinzen, von Dom Miguel gesprochen. Die Erscheinung des Herzogs Karl von Braunschweig beschäftigte durch einige Zeit mehr als andere Prinzen die allgemeine Aufmerksamkeit. Er war, seine Rechte der englischen Krone gegenüber zu vertheidigen, in Wien erschienen. Wer ihn damals gekannt und nur gesehen, den überraschten die nachfolgenden Ereignisse nicht.

Prinz Gustav Wasa war im Jahr 1826 nach Wien gekommen, das er sich fortan zum Wohnsitz erkoren. Seine beiden liebenswürdigen Schwestern, die Prinzessinnen Amalie und Cäcilie von Schweden, folgten dem Prinzen bald dahin und wurden wie Ihr königlicher Bruder vom kaiserlichen Hofe mit großer Aufmerksamkeit und verwandtschaftlichem Wohlwollen behandelt.

Ebenso war der Besuch der verwittweten Großherzogin Stephanie von Baden, dieser geistreichen, vortrefflichen Frau, zu verschiedenen Zeiten ein höchst willkommener. Freudig begrüßte die Erzherzogin Sophie stets das Wiedersehen der Königin Karoline und der Prinzessin Marie von Bayern.

In regelmäßigen Zwischenräumen erschien am kaiserlichen Hofe der Prinz von Salerno, der in Wien ungemein populär, nur der „Gros de Naples" genannt wurde. Seine stets heitere Laune, seine witzigen Einfälle, seine gemüthliche Leutseligkeit erinnerten an die muntere Sorglosigkeit seiner Landsleute. Die Herzogin, anspruchslos und einfach, wie alle Prinzessinnen des Kaiserhauses, sah man oft mit ihrer einzigen, damals noch kleinen Tochter, der nachherigen Herzogin von Aumale, auf der Bastei spazieren gehen. Die Mitglieder der alten französischen Königsfamilie machten, Karl X. ausgenommen, öftere, doch immer nur vorübergehende Besuche in Wien. Große Theilnahme wandte man der Herzogin von Angoulême zu, der unglücklichen Tochter einer noch unglücklicheren Mutter. Es erschien wie ein Traum, in der gebeugten Gestalt die vielgeprüfte Fürstin, die Waise zweier königlichen Martyrer, die Schwester Ludwig's XVII. zu sehen! Von ihr richteten sich die Blicke auf die jugendlich aufblühende Mademoiselle, schon früh die peinlichen Erfahrungen ihrer Familie theilend und zu dem tragischen Geschicke seltener Art bestimmt, dereinst ihren Gatten auf dieselbe blutige Weise, wie früh schon ihren Vater, zu verlieren.

Der Graf von Chambord war in der österreichischen Monarchie beinahe heimisch geworden. Ein freundlicher, schöner Prinz, sanft, von einnehmender Art. Sein einfacher Hofstaat in Frohsdorf, sein Winteraufenthalt in Venedig wird nun durch eine Gemahlin belebt und verschönert, welche seltene Eigenschaften des Geistes und Herzens besitzt. Zur Zeit des Todes des Kaisers Franz fanden sich zufällig der Kronprinz von Bayern, der Herzog von Lucca und der immer gern gesehene Emil von Hessen, dieser feingebildete, geistreiche Prinz, in Wien.

Früher schon sah man öfters die Herzoge von Nassau und Wilhelm von Braunschweig am kaiserlichen Hofe.

Alle nachfolgenden fürstlichen Besuche gehören einer spätern Epoche an. Doch muß ich unter diesen vom Jahr 1835 noch

zwei besonders hervorheben, weil sich an dieselben das Andenken an den unvergeßlichen Kaiser knüpft.

Kaum war die Trauerkunde nach Berlin gelangt, als der König von Preußen in zarter Aufmerksamkeit seinen eigenen Sohn, den Prinzen Wilhelm von Preußen, nach Wien absandte. Es war ja der zweite jener drei Monarchen, welche den historischen Augenblick von Leipzig erlebt hatten, heimgegangen! Der König war von diesem Verluste tief ergriffen, und der Prinz, so rührender Sendung sich entledigend, gewann durch seine ritterliche, edle Erscheinung alle Herzen.

Am Morgen des 9. Octobers hatte sich das Gerücht in Wien verbreitet, daß der Kaiser Nicolaus plötzlich und unerwartet angekommen und im Botschafts-Hôtel abgestiegen sei. Man fand diese Nachricht um so unwahrscheinlicher, als sich der kaiserliche Hof damals in Prag befand und man den Czar in jener Stadt wußte. Ich begab mich daher gleich zur Fürstin Metternich, wo ich den Fürsten Gortschakoff traf, welcher erzählte, daß der Kaiser gleich nach seiner Ankunft nach Schönbrunn gefahren sei, um die Kaiserin Wittwe zu besuchen. Bald nachher erschien der Kaiser selbst in österreichischer Husarenuniform in der Staatskanzlei und rief der auf der Treppe ihn erwartenden Fürstin Metternich von weitem zu: „Voilà un courrier d'une nouvelle espèce; je vous apporte une lettre de Votre mari!"

Der Kaiser hatte sich nach einer Parade in Prag schnell entschlossen, nach Wien zu gehen, welche Stadt er denn auch in Begleitung des Fürsten Karl Liechtenstein und des Generals Benkendorf in der unglaublich schnellen Zeit von vier und zwanzig Stunden erreichte. Er hatte vom Fürsten Metternich ein Schreiben für seine Frau und vom russischen Botschafter Tatitscheff die Schlüssel zu seinem Cabinet in Wien verlangt. So traf der Kaiser Nicolaus gegen Morgen unerwartet ein. Der eigentliche

Zweck dieser Reise war sehr zarter Art. Er wollte Prag nicht verlassen, ohne die Kaiserin Karoline Auguste in Wien gesehen und ihr die rührendste Theilnahme an dem Tode seines väterlichen Freundes ausgedrückt zu haben. Der Kaiser kehrte Abends nach Schönbrunn zurück und nahm dann den Thee bei der Fürstin Metternich. Den andern Tag glaubte der Kaiser incognito in den Straßen und Gewölben Wiens umhergehen zu können, wurde aber bald erkannt, von einer jubelnden Menge umringt, welche sich dieser dem Andenken des Kaisers Franz gebrachten Huldigung erfreute. Der Kaiser warf sich dann mit dem Fürsten Liechtenstein in einen Fiaker, fuhr um das Glacis, sah zufällig einige Truppen der Garnison defiliren und besuchte dann die damals in Wien anwesende Frau von Tschernitcheff, bei der er einen Erlaß an ihren Gemahl, den Kriegsminister in St. Petersburg, schrieb und von ihr contrasigniren ließ. Hierauf brachte der Czar eine halbe Stunde betend am Grabe des Kaisers Franz in der kaiserlichen Gruft bei den Kapuzinern zu. Ein Bild verewigt diese denkwürdige Gruppe. Mittags war der Kaiser wieder in Schönbrunn, wo nur die anwesenden Mitglieder der kaiserlichen Familie, Prinz und Prinzessin Wasa speisten. Nachdem der Kaiser Nicolaus noch eine Unterredung mit dem von Preßburg herbeigeeilten Erzherzog Palatin gehabt, trat er gegen fünf Uhr die Rückreise nach Prag an und begegnete auf der Donaubrücke dem Erzherzog Johann, mit dem er sich eine halbe Stunde unterhielt. So verlief dieser erste Besuch des russischen Kaisers in Wien, der, so kurz er auch war, dennoch den lebhaftesten Eindruck zurückließ; hatte der edle, hochherzige Alliirte doch das Grab des Kaisers besucht, der trauernden Wittwe tröstende Theilnahme und eine zarte Aufmerksamkeit bewiesen!

Zweite Abtheilung.

Aus der Vergangenheit und Gegenwart.

I. Schöne Wissenschaften. Literatur. Kunst. Schriftsteller.

Die kaiserliche Akademie.

Ueber alle diese Gegenstände wäre gar viel zu schreiben; ich will mich mit einer kurzen Uebersicht begnügen. Es hat in Wien und Oesterreich zu keiner Zeit an Gelehrten gefehlt, nur sprach man wenig von ihnen, und sie selbst machten sich nicht geltend. Entweder zersplitterten sich die Kräfte, oder die deutschen Schriftsteller nahmen von den czechischen, italienischen, ungarischen nur geringe Notiz; es mangelte an einem Mittelpunkt, an einer Vereinigung aller dieser getrennten Elemente. Der unermüdet thätige Hammer hatte sich seit Jahren bemüht, in Oesterreich nach dem Vorbild anderer Länder eine Akademie der Wissenschaften zu gründen, was ihm denn auch im Jahr 1847 gelang. Seit dieser Zeit hält die gelehrte Gesellschaft, welche in zwei Abtheilungen — die historisch=politische und naturwissenschaftliche — zerfällt, ihre regelmäßigen Sitzungen und eine feierliche Generalversammlung in jedem Jahre. Ihre Verdienste blühten bisher so ziemlich im Stillen. Sie mag die Annalen der Wissenschaften bereichern; das Publikum nahm nur wenig Antheil an ihren Forschungen wie ihren Vorträgen. Der leichte Sinn der Wiener läßt sie

nicht viel Geschmack an ernsten Studien finden, und war früher eine gewisse frivole Genußsucht vorherrschend, so hat sich jetzt ein Speculationsfieber, ein Drang, sich schnell zu bereichern, der Gemüther bemächtigt, der alle anderen Regungen zu verdrängen droht. Dabei fehlt es denn auch nicht an Volkswitzen; man will bemerkt haben, daß die Wiener Astronomen regelmäßig acht Tage nach einer irgendwo bekannt gewordenen Himmelserscheinung dieselbe auch aufgefunden, die Sternwarte aber keinen einzigen der zahlreichen Asteroïden entdeckt habe. Ebenso fragt man sich, welches hohe Interesse eine Sitzung der Akademie gewähre, wenn der Zuhörer darin erfährt, mit wie vielen verschiedenen Worten man das „Kameel“ in den orientalischen Sprachen bezeichne? Doch allen Scherz bei Seite! Die Akademie hat gewiß ihre Verdienste, schon ihr Entstehen ist erfreulich; sie zählt berühmte Männer der Wissenschaft, hochgefeierte Namen zu Mitgliedern und wird gewiß auch, hat sie sich erst in ihrem noch neuen Wirkungskreise zurecht gefunden, reichliche Früchte tragen. Das historische Feld ist in Oesterreich vielfach bebaut; Hammer, Chmel, Kaltenbaek, Hurter, Fürst Lichnowsky, Mailath, Meynert, Polazky, Buchholz und Andere haben sich darin mit mehr oder minderem Glücke versucht; doch sind ihre Werke selten über einen bestimmten Kreis gedrungen.

Gehe ich von der Gelehrtenwelt auf die Literatur über, so begegne ich Schriftstellern und Dichtern, welche ich etwa in drei Klassen einzutheilen versucht wäre: in die erste Kategorie, zu jenen in Europa bekannten Sommitäten zähle ich Grillparzer, Zedlitz und — überlasse es jedem Leser, diesen jene Namen beizufügen, welche er für würdig hält, ihnen Gesellschaft zu leisten. In zweiter Linie erscheinen mir jene Literaten, welche mehr in der österreichischen Monarchie bekannt und gelesen, allerdings reiche Blüthen des Geistes und der Poesie treiben, doch sich nicht ganz auf die Höhe des Parnasses geschwungen haben; auch hier bitte ich die Lücke mit Namen auszufüllen. Endlich in dritter Reihe tummeln

sich zahllos jene Eintagsfliegen der Literatur, Dichterlinge, die emsig den Honig aus jeder Blume saugen und mit prosaischer Feder eine nüchterne Poesie schreiben, Recensenten, Uebersetzer und dergleichen.

Noch muß ich zweier Schriftsteller erwähnen: Fr. Ad. Schlegel und Ladislaus Pyrker, welche ich Beide persönlich gekannt habe. Schlegel gehörte theils der Gelehrten-, theils der Dichterwelt an; seine Erscheinung war unerquicklich; er gab in der letzten Zeit Vorlesungen über Philosophie des Lebens, denen ich auch beiwohnte; mitten in denselben überraschte ihn Anfangs 1829 der Tod. Seine Leistungen wie seine Schicksale sind hinreichend bekannt; sein Freund Adam Müller folgte ihm bald in's Grab. Schlegel, ein kleiner, dicker Mann mit überrothem Gesichte und höchst monotonem Vortrage, ließ in seinen Werken ein stets geehrtes Andenken zurück. Er war an eine Tochter des Philosophen Mendelssohn verheirathet, die mit ihm sich zur katholischen Kirche bekehrte.

Gerne verweile ich bei der freundlichen Erinnerung an Ladislaus Pyrker, diesen ebenso frommen als geistreichen Kirchenfürsten; hochgeehrt, von seinen Kaisern in jeder Weise ausgezeichnet wirkte Pyrker immer gleich wohlthuend als Patriarch in Venedig, als Erzbischof in Gran. Seine Dichtergaben sind in Deutschland weniger gekannt und geschätzt, als sie es verdienen; er schrieb die Tunisias, einige der wenigen deutschen Heldengedichte, die Perlen der Vorzeit und andere gute Werke. Doch hatte er als Ungar vielfach mit den Schwierigkeiten der deutschen Sprache und Prosodie zu kämpfen.

Es sei mir erlaubt, diesem Dichterkranze noch ein weibliches Kleeblatt anzureihen: Caroline Pichler, geborne von Greiner, Regine Frohberg und Johanna von Weißenthurn. Wer hat die Romane der Erstern nicht gerne gelesen, die Schauspiele der Letztern nicht gerne gesehen? Alle drei haben sich, Regine wohl zuerst, überlebt.

Unter den schönen Künsten erfreuten sich die bildenden in Wien weniger eines Erfolges, als die Musik und die dramatische Kunst. Letzterer habe ich in einer Reihe von Aufsätzen ausführlich gedacht; es sind anziehende Studien, welche das für das Schauspiel so ausgezeichnete Burgtheater, wie die dramatische Volkspoesie eines Bäuerle, Raimund und selbst Nestroy's bieten. Der Musik gedenke ich einen besonderen Abschnitt zu widmen. Die Malerei ist in Wien vorzüglich durch Künstler vertreten, welche sich mit Portraiten und Genrebildern beschäftigen. Blaas, Amerling, Schrotzberg, Kriehuber, Einsle und Andere haben in ersteren, Ruben, Raufte, Waldmüller, Gauermann, früher Fendi, Ender und Dannhäuser in letzteren Ausgezeichnetes geleistet.

Selten begegnet man großen und guten historischen Gemälden, sei es, daß hierzu die Talente fehlen, sei es, daß sie nicht die gehörige Aufmunterung finden; nur heilige Gegenstände werden in trefflicher Weise von Kuppelwieser, Führich und dann wieder von Blaas behandelt. Auch fehlt es in Wien nicht an herrlichen Vorbildern, überaus reichen Gallerien. Führt uns das Belvedere die Schätze der italienischen, niederländischen, altdeutschen und modernen Schule vor, so enthält die Esterhazy'sche Sammlung wahre Perlen der spanischen Schule, die schönsten Murillo's. Andere Privat-Gallerien, besonders die von Liechtenstein, Harrach, Czernin, Schönborn, sind gleichfalls sehenswerth. Die Akademie von St. Anna ist rastlos bemüht, junge, vielleicht noch schlummernde Künstlerkräfte zu wecken, angehende Talente auszubilden, aufzumuntern, reisen zu lassen; allein gewöhnlich wird hier nur die breite Straße der Mittelmäßigkeit betreten. Die regelmäßig wiederkehrenden Gemäldeausstellungen enthalten zwar manches gute Bild, doch höchst selten etwas Ueberraschendes, eines jener Kunstwerke, denen man schon gleich bei dem ersten Anblicke das echte Genie aufgedrückt sieht. Mit großer Umsicht und ebenso großem Erfolge setzt der neue Kunstverein seine Bemühungen fort, mit

jedem Monate wechselnd seinen Mitgliedern eine Reihe theils ausländischer, theils in Oesterreich entstandener Kunstwerke vorzuführen. Frankreich und die Niederlande liefern hier reichen ausgezeichneten Tribut. Mit der Plastik sieht es noch weniger glänzend aus, als mit den Farben. Durch längere Zeit wendete man sich nach Prag oder Mailand, sollte in Wien ein Monument, eine Statue errichtet werden; auch die Münchner Kräfte wurden in Anspruch genommen; in neuester Zeit that sich Fernkorn hervor. Noch erinnere ich mich eines armen Bildhauers, der vor zwanzig Jahren, wenngleich nur vorübergehend, großes Aufsehen erregte; man drängte sich in seine niedre Hütte, um eine kolossale Gruppe zu bewundern, die er mühsam und mit Noth und Opfern kämpfend, zusammengetragen; die Akademie hatte ihn zurückgestoßen, und das Publikum rächte sich vielleicht dafür durch eine zu große Ueberschätzung des Talents wie der Werke des jungen Künstlers, der bald starb.

Größerer Aufschwung zeigt sich seit einiger Zeit in der Architektur; junge Talente versprechen viel, und der neue Kirchenbau in Lerchenfeld, wie die schönen Plane zur Votivkirche sind erfreuliche Erscheinungen auf diesem Gebiete.

Vor Wiens Mauern erhebt sich eben, beinahe wie durch Zauberkraft entstanden, eine Burg, ein Palast, eine Festung im Kleinen, ausgedehnter als manche Stadt — das große neue Arsenal, eine bewunderungswürdige Schöpfung, ebenso zweckmäßig und sinnreich in seiner inneren Einrichtung, als großartig, imposant und dem Auge wohlgefällig durch seinen äußeren Eindruck.

II. Geselliges. Bälle. Oeffentliche Belustigungen und Volksfeste.

Es ist eine immer und überall sich wiederholende Klage oder Bemerkung älterer Leute, daß man sich nicht mehr so gut unterhalte, so viel tanze u. s. w. wie früher. Gewöhnlich verleiht die Erinnerung solchen vorübergehenden Genüssen einen höheren Reiz und die Vergleichung derselben leidet dann um so mehr, als die Klagenden fühlen, daß auch sie weniger empfänglich für solche Freuden geworden sind. Junge Leute unterhalten sich meistens gut; man hört sie nur selten klagen.

In Wien ist es aber wirklich Thatsache, daß der Fasching weniger lebhaft ist als vor etwa dreißig Jahren. Die Menschen sind mit der Zeit ernster geworden, und ich glaube, man hat dieß eben nicht zu bedauern. Zu jener Epoche glich Wien, wenn auch nicht gerade einem Tollhause, aber doch einem großen ungeheuern Tanzsaal, in dem sich alle Klassen wie berauscht bewegten. Von den Hofbällen und den glänzenden Festen der Aristokratie und der Banquiers bis zu den unterirdischen Tanzfreuden in den sogenannten Kellern, von den bekannten Riesenbällen im Apollosaale bis zu den bescheidenen Hauskränzchen, welche Castelli so humoristisch beschreibt, drehte, wirbelte Alles im Kreis und die bacchantische Musik eines Strauß und Consorten erhöhte die allgemeine Lust. Ich habe junge Damen gekannt, welche vierzig Nächte nacheinander tanzten und während dieser Zeit keine andere Beschäftigung hatten, als unter Tags zu schlafen, etwas frische Luft zu schöpfen und sich durch ein wenig Speise für die Ermüdung der folgenden Nacht zu stärken. Auf öffentlichen Bällen raste eine

tobende Menge durch die unabsehbaren, hell beleuchteten Räume; ja, in dem kalten, langen Winter von 1829—30 errichtete man sogar Tanzsäle aus Eisblöcken, welche, die Lichter wiederspiegelnd, an die Paläste des Alpenkönigs erinnerten. Ebenso groß war der Andrang zu den Maskenbällen, einem Vergnügen, das ich von jeher ebenso abgeschmackt als langweilig fand. Haben die Masken Geist und Geschick zu sogenannten Intriguen, so ist ihr Witz oft verletzend, jedenfalls aber unheimlich für den Gekannten, sich mit dem Verhüllten in ein Gespräch einzulassen; sind die Masken, wie gewöhnlich, stumm oder banal, so kommt nichts der Monotonie einer solchen Unterhaltung gleich. Maskenzüge, geniale Vermummungen, wie man sie in Wien aber nur selten sah, können allein erheitern.

All dieß hat sich nun sehr verändert; schon die Verordnung, Freitags nicht, an Donnerstagen und Sonnabenden nur bis Mitternacht zu tanzen, beschränkt die Dansomanie, und es fehlt eben auch der frühere Trieb zu diesem Vergnügen, besonders bei der Männerwelt.

Die Bälle in den höheren Kreisen gleichen sich so ziemlich alle. Hat man in der sogenannten file, halb erstarrt vor Kälte, in gemessenen Zwischenräumen die schon lange sichtbaren, hell erleuchteten Säle erreicht, so drängt man sich durch die bunten Reihen, mustert die Toiletten und findet nur mit Mühe die Dame des Hauses. Nun ertönen die Violinen; Alles eilt dem Tanzsaale zu. Nach der üblichen Polonaise werden die Walzer, Quadrilles, Polkas, Mazurkas und andere der Reihe nach abgetanzt; die Nichttanzenden zerstreuen sich in die Nebenzimmer, an die Spieltische, und betrachten Gemälde, Kunstwerke, Albums, belagern das Buffet. Endlich hört man ein Treiben, ein Gemurmel, dem herannahenden wilden Heere gleich: es ist der Cotillon und die Jagd der Paare nach Stühlen; denn dieser Rundtanz wird sitzend getanzt und dauert immer einige Stunden; dann das von Vielen sehnlichst

erwartete Souper, nach demselben der neue Kreislauf von Tänzen, bis mit den letzten der mit dem Schlafe kämpfenden Mammas, mit dem letzten Tone der Pfeife, mit dem letzten vorfahrenden Wagen auch die letzte der Kerzen erlischt und das Fest endet.

Von den früheren Kellerbällen ist jene barocke Belustigung übrig geblieben, welche man das Elysium nennt; ein weites, unterirdisches Local mit mehreren Vertiefungen, voll der abwechselndsten Scenen und mit einer keineswegs reinen Luft.

Wien ist, abgesehen von der monotonen Faschingslust, eine gesellige Stadt; man unterhält sich gern und in anständiger Weise. Die Gespräche in den Salons sind zwar nicht immer geistreich und drehen sich meist um Theater, Stadtneuigkeiten, selten um Literatur, noch weniger Politik. Vorlesungen oder sogenannte gelehrte Cirkel sind Ausnahmefälle. Wie allenthalben sucht auch in Wien das Clubwesen die Damengesellschaft immer mehr zu verdrängen; es ist so bequem, gleichsam im Schlafrocke, am Spieltische oder Billard die glühende Cigarre zu rauchen, immer Ansprache, Zeitungen zu finden und sich ungezwungen Unterredungen über Lieblingsgegenstände zu überlassen. Es sind diese Cirkel das Grab der eigentlichen feinen Geselligkeit.

Eine eigene Metamorphose ging in Wien mit der Essensstunde vor; nachdem früher um 2 oder 3 Uhr die Einladungen erfolgten und man schon glaubte, seinem Magen ein Opfer zu bringen, wenn man ein Diner um 4 Uhr annahm, wurde diese Stunde in jedem Jahre weiter hinausgerückt; man ist schon von 5 auf halb 6 und 6 Uhr gelangt, und geht es so fort, wird man, mit Talleyrand zu sprechen, am Ende den nächsten Morgen zu Mittag essen (on dînera le lendemain). Es gab und gibt in Wien immer sehr viele Einladungen zu Diners, großen, festlichen Gastmalen bei Ministern und obersten Hofchargen, Mittagtafeln in den ersten Häusern der Aristokratie, ebenso elegant als ausgesucht. Immer sind jedoch jene Diners vorzuziehen, bei denen die

Gäste die Zahl der Grazien übersteigen, jene der Musen nicht ganz erreichen. Am auffallendsten ist die Verschiedenheit der Essensstunde in den Gasthäusern, wo von 12 bis 8 Uhr gespeist wird und die letzten Gäste oft durch die Soupirenden verdrängt werden.

Es ist nicht leicht, die einzelnen Elemente der Geselligkeit, ihren Ton und die der Mode unterliegenden Nüancen zu skizziren. Die Damen sind größtentheils fein gebildet und von den freundlichsten Formen. In der Herrnwelt gibt es, wie allenthalben, geistreiche, liebenswürdige Gesellschafter neben solchen, welche die Klubs, Jagden, Wettrennen den Salonfreuden vorziehen; es gibt gutmüthige, sanfte Naturen nebst barsch oder imponirend auftretenden Gestalten; doch sind provocirende, streitsüchtige Elemente äußerst selten, und Duelle gehören zu den ungewöhnlichen Erscheinungen. In jeder Gesellschaft finden sich endlich einige stereotype Figuren: Allgefällige, die mit Commissionen, besonders für Damen, überhäuft das nicht beneidenswerthe Amt eines Lohnbedienten in höherer Sphäre übernehmen; Schmetterlinge, die den Staub der Blumen der Conversation von Haus zu Haus tragen, überall hören, nur vom Hörensagen zu sprechen wissen; Zudringliche, die sich durch Unverschämtheit geltend und unentbehrlich zu machen suchen; Ohrenbläser, oft unterhaltend, aber immer verachtet oder gefürchtet; Selbstgefällige, Pedanten, Unvermeidliche, gesellige Spione wider Willen, Parasiten, Unzufriedene, Neidische. Gegen Fremde zurückhaltend und mißtrauisch, hält man sich in Wien Eindringlinge und Abenteurer meistens fern.

Ich werfe noch einen Blick auf die Volks- und öffentlichen Belustigungen. Diese gestalten sich in jeder Stadt verschieden, je nach dem Charakter und den Sitten der Nation. In Wien herrscht viel Genußsucht, ein Drang, sich zu unterhalten, doch Alles in einer gewissen herkömmlichen Weise, in ziemlich eng gezogenen Kreisen; man erfreut sich im Freien bei Bier und improvisirtem Tanze, im Winter in den vielen, sich mit jedem Jahre vermeh-

renden großartigen Etablissements, welche Staub und Tabaksrauch nie ganz erkennen lassen. Eigentliche große Volksfeste finden nur bei außerordentlichen Gelegenheiten Statt und unterscheiden sich dann wesentlich von jenen in Paris, London oder den russischen und italienischen Belustigungen. Ein eigenthümliches, jeden Sommer wiederkehrendes Fest wurde früher in der sogenannten Brigittenau begangen; das Jahr 1848 trug es zu Grab, und gut, daß man es nicht erweckt; wir lassen daher den Schleier über die oft beschriebene Scene jenes dreitägigen echten Volksfestes im Freien fallen! Es ließ sich dasselbe so wenig mit dem großartigen Treiben vergleichen, das z. B. früher bei den Julifesten und jetzt bei besonderen Anlässen in Paris stattfindet, als die stumme Wiener Redoute mit dem lärmenden Maskenball in der Straße Lepelletier.

Eine Wien eigene Art von Bällen sind, außer den unzähligen Piknik's und Haus- und Speculations-Vergnügen, die Feste, welche gewisse Stände, z. B. die Juristen, Mediciner, Techniker, Schauspieler veranstalten, dann die sogenannten National-Bälle der Czechen und Anderer, endlich die nie fehlenden Wohlthätigkeits-Bälle, auf denen man sich mit dem Bewußtsein einer guten That besser unterhalten zu können glaubt.

III. Der Semmering. Eisenbahnen. Umgebungen Wiens.

Ich habe es in diesen Blättern absichtlich vermieden, von den sogenannten materiellen Interessen mit all ihrem Gefolge von Börsenschwindel, Actien, Dividenden, Anleihen, Agiotage, Coursnotirungen, Bank- und anderen Fragen zu sprechen. Sie gehören in ihrer trocknen Wirklichkeit nicht hierher, und entziehen sich ihrer Natur nach jeder näheren Schilderung. Doch muß ich noch mit einem Worte jenes gigantischen Werks gedenken, welches Oesterreich mit Steyermark durch die Eisenbahn vereinigt — ich meine die Bahn über den Semmering. Ich will hier nicht die oft beleuchtete Frage über die Nützlichkeit und Nothwendigkeit dieses Schienenwegs, noch weniger die gewichtigere über die dadurch veranlaßten Kosten wiederholt aufwerfen. Genug! sie besteht einmal, besteht zu Ehren Derer, die sie erdacht, wie Jener, die sie ausgeführt. Von Glocknitz an erhebt sich diese Eisenbahn, einen gewaltigen Bogen nach dem romantischen Reichenauerthal hin bei Bayerbach beschreibend bis auf den Eichberg, die stärkste bis jetzt bekannte Steigung — und windet sich dann um die Felsenburg Clamm, von der man Schottwien in seiner engen Schlucht liegen sieht, durch die schwindelerregenden Massen des Adlitzgrabens. Tunnels und Brücken folgen rasch, und in stetem Wechsel der überraschendsten Scenen geht es zu jenem wunderbaren Viaduct, von dem man in beständigen Krümmungen endlich, beinahe unbemerkt auf des Berges Höhe gelangt, und von da abwärts in das grüne Steyerland. Ich habe mit kurzen Worten zu beschreiben versucht, was ich durch Jahre mit stets steigender

Bewunderung entstehen sah. Den Eindruck, welchen dieß Riesenwerk auf jeden Naturfreund hervorbringt, wiederzugeben, ist nicht möglich. Idee wie Ausführung sind gleich kühn. Es gewährte einen ganz eignen Genuß, diese Trace vor ihrer Vollendung zu Fuße zu durchlaufen; Alles war da in thätiger Bewegung; Hunderte von Arbeitern aus allen Theilen der Monarchie hatten sich da eingefunden und zum Theile häuslich eingerichtet. In einem der Thalgründe war in Form eines Schweizerhauses eine freundliche Kirche erbaut, in der jeden Sonntag der Gottesdienst in deutscher, italienischer oder slavischer Sprache gehalten wurde. Man konnte sich da mit allen einzelnen Parthien vertraut machen, den Donner der herabstürzenden Felsenmassen vernehmen, die ganze lange Bahn mit allen ihren merkwürdigen Schlangenwindungen übersehen. Zu rasch fliegen alle diese Wunder dem Auge des die Strecke Befahrenden vorüber; es bleibt ihm oft kaum Zeit für die Angst, welche der erste Anblick der Abgründe, über die die Locomotive setzt, erweckt, so zauberartig ist der Eindruck.

Ich schließe mit einem Ueberblicke der westlichen Umgebungen Wiens, zu deren Besuche die Eisenbahnfahrten so verführerisch einladen, und zwar, um nicht zu ermüden, nur im Vogelfluge. Wir beginnen mit der Spitze des schroffen Leopoldberges, von dem das Auge weithin den Lauf der Donau von Preßburg bis Kloster Neuburg übersieht, dieß Stift, das bekanntlich seinen Ursprung einem vom Winde entführten Schleier verdankt; weiter aufwärts liegt das historische Schloß Greifenstein, gegenüber der Bisamberg, der die Donau von der letzten Kette der norischen Alpen trennt, und so genannt wird, weil die Türken b i s a n diesen B e r g kamen. Vom Leopoldberg ziehen über den Kahlenberg, den Cobenzl, den Himmel, das Karpfenwaldl die lieblichsten Thäler und mit grünen Wiesen abwechselnde schattige Wälder dahin; Dornbach mit den großartigen Anlagen, das freundliche Hüttel-

dorf, der ausgedehnte Thiergarten, mit Wild belebt und voll der reizendsten Punkte, weiterhin Rodann und Kalksburg, das schöne Liechtenstein, die romantische Felsenschlucht der Brühl, Heiligenkreutz, die Grabstätte der Babenberger, Baden mit seinen bekannten Ausflügen, Vößlau, reich an Wein wie an Wasser, und dann die sich amphitheatralisch erhebenden höheren Gebirge mit den großartigen Schönheiten der Natur, wie sie Gutenstein und die den Schneeberg umgebenden Thäler gewähren.

Der Dampf führt uns über den Alpenrücken des Semmering, und das Panorama ist gezeichnet.

Doch ziehen die Thäler Steyermarks noch unsere Blicke auf sich: Der Zauber der üppigsten Vegetation ist über dieselben ausgegossen; bis auf die Gipfel der Berge erheben sich in gesunden Stämmen die dunkeln Wälder, mit dem Schmelze der Wiesen contrastirend. Muntere Jäger in malerischer Tracht durchstreifen die Berge, und das Echo schallt von ihren Liedern wieder; bald trifft die Kugel die Gemse, bald die Scheibe. Es ist ein glückliches, frohes, biederes Volk, frei, ohne nach erkünstelter Freiheit zu streben, arbeitsam, und in seiner Mitte weilt seit Jahren ein ehrwürdiger vielgeliebter Prinz, der einen kurzen sorgenvollen Wirkungskreis gerne wieder mit dem ruhigen glücklichen Aufenthalt in jenen friedlichen Thälern vertauscht.

IV. Geschichtliche und andere Monumente. Kirchen.

Ich möchte keine Stadt bewohnen, welche arm an historischen Erinnerungen ist. Es gewährt eine so große Beruhigung, aus dem Treiben der Alltagswelt sich in die Stille der Vergangenheit zu flüchten und aus ihren Blättern Trost und Erhebung, jedenfalls lohnendes Wissen zu schöpfen. Die neuere Zeit, eine Zeit der Umwälzungen, welche nichts Dauerndes zu gründen vermag, schien auch noch mit dem, den Revolutionen eigenen Gefühle des Neides und Unvermögens das Ueberlieferte selbstgefällig zerstören zu wollen. Der moderne Liberalismus artete daher nur zu oft in wahren Vandalismus aus, und es ist keine neue Bemerkung, daß mit dem Verwerfen von Grundsätzen und althergebrachten Ansichten man auch die Zeugen derselben — die Monumente der Vorzeit — vernichtete. Keine geregelte Regierung hat es je gewagt, die Hand an ehrwürdige Reste der Kunst oder fromme Stiftungen zu legen, während es den zum Wohle des Volkes unternommenen Umwälzungen vorbehalten war, theils aus Zerstörungswuth, theils aus Geldmangel — dem unzertrennlichen Gefährten der Revolutionen — Denkmäler verschwinden zu lassen, welche durch Jahrhunderte der Stolz der Nationen und die Zierde der Städte waren.

Wien ist eine historische Stadt, wenngleich die monumentalen Zeugen ihrer Schicksale nur spärlich sind. Das Innere der Stadt, durch die Festungswerke in enge Gränzen gezogen, wird zu Wohnplätzen benutzt, und man findet beinahe gar keine jener originellen alten Gebäude mehr, wie sie noch jetzt viele deutsche Reichsstädte besitzen.

Außer den vielen, zum Theil schönen und großen Palästen, deren Entstehung meist den beiden letzten Jahrhunderten angehört,

erheben sich jetzt auch in den engsten Straßen jene kasernenartigen, gleichförmigen, jeder architektonischen Schönheit beraubten Gebäude, gewöhnlich Zinshäuser genannt, womit ihr eigentlicher Zweck schon ausgesprochen ist. Nur in der kaiserlichen Hofburg befinden sich noch einige Ueberreste alter Zeit, welche erhalten werden und in seltsamem Contraste stehen mit den sie umgebenden, so buntgemischten neuen Abtheilungen aus verschiedenen Perioden. In den Vorstädten ist keine Spur von alten Denkmalen zu finden; lange, staubige Straßen und Plätze vereinigen sich da zu einem nicht leicht zu entwickelnden Knäuel und gewähren ein einförmiges Bild, das bei der unbegreiflichen Art, die Häuser zu nummeriren, noch verworrener wird. Aber auch an Standbildern und anderen geschichtlichen Monumenten fehlt es in Wien; durch lange Zeit besaß es keine andere als die sehr gelungene Reiterstatue des Kaisers Joseph, der sich in späterer Zeit jenes Denkmal für den Kaiser Franz auf dem Burgplatz anschloß. Es ist leider in seiner ofenähnlichen Form und mit den vier ausdruckslosen allegorischen Figuren nicht glücklich ausgefallen; es entspricht nicht dem Charakter des verewigten Monarchen, steht nicht im Verhältnisse zu dem Platz und soll Summen gekostet haben, welche ein bescheidener deutscher Künstler wahrscheinlich nicht anzusetzen den Muth gehabt hätte. Zur Zeit findet sich noch keine Standsäule für die große Kaiserin Maria Theresia in Wien, und das Andenken an die Feldherrn Eugen und Schwarzenberg ist durch kein äußeres Zeichen verewigt. Nur in den jüngsten Tagen wurde dem Erzherzog Karl ein Monument angefertigt, das, der geschickten Hand des Bildhauers Fernkron anvertraut, ein gediegenes Kunstwerk zu werden verspricht. Sehen wir uns nun noch nach anderen Bildwerken um, so begegnen wir dem schönen Brunnen Donner's auf dem Neumarkte, den der neu errichtete Schwanthaler's auf der Freyung nicht verdunkeln konnte. Die Idee, die Donau, umgeben von den vier anderen Hauptflüssen der Monarchie, vorzustellen,

war glücklicher als die, wie mir scheint, nicht ganz gelungene Ausführung. Endlich erheben sich auf dem Hohenmarkt und dem Graben zwei, kirchlichen Erinnerungen und Gelübden geweihte Monumente. Man rühmt die Schönheit des erstern. Somit wären wir am Ende dieser Rundschau, und es bleiben uns von älteren Gebäuden nur die Kirchen, von anderen beredten Zeugen der Geschichte nur einzelne Gegenstände: Steine, Waffen, Kleider, Bücher. Wir werden auf dieselben einen flüchtigen Blick werfen, doch zuvor der Geschichte Wiens selbst mit einigen Worten gedenken.

Zu der Zeit, als die römischen Ansiedelungen an der Donau von den Einfällen der Barbaren verdrängt wurden und die Völkerwanderung, einem heranbrausenden Meere gleich, ganz Europa verheerte, bewohnte ein Einsiedler von unbekannter Abkunft, der heilige Severin, die Höhen bei Wien; er bekehrte die Bewohner der Gegend zum Christenthum und rief den Segen des Himmels auf dieß später so reiche Land herab. Odoaker besuchte den Heiligen in seiner Höhle, der dem großen Eroberer seine Schicksale vorausgesagt. Später eröffnete sich mit Jasomirgott jene Reihe der österreichischen Herzoge, deren Verwaltung, eine wahre Vorsehung für diese Gauen, den ersten Grund zu ihrer nachherigen Bedeutung legte. Unter ihnen glänzt vor Allen der heilige Leopold, dessen Stiftung Kloster Neuburg heute noch blüht, während die andern Babenberger in dem fernen Heiligenkreuz ihre letzte Ruhestätte fanden. Ein Gottesgericht entschied auf dem Marchfeld zwischen Rudolph von Habsburg und dem König Ottokar von Böhmen, und durch sechs Jahrhunderte blieb fortan Wien unter dem Scepter des erhabenen Kaiser-Hauses. Weise Regenten wechselten mit schwachen oder unglücklichen Fürsten. Wien erfuhr die Ungunst wie den Glanz der Zeiten. Nach den verheerenden Einfällen der Ungarn, nach einigen inneren Unruhen unter Friedrich III. hielt Wien zweimal die Belagerung zahlreicher türkischer Heere aus, und zweimal wie durch ein Wunder

der Einnahme und sichern Zerstörung entgangen, rettete es zugleich, ein mächtiges Bollwerk, Deutschland von den Schrecken des Türkenkriegs. Bessere, zum Theile glänzende Epochen folgten unter Prinz Eugen, dem tapfern Markgrafen von Baden, bis die verheerenden brudermörderischen Kriege mit Preußen und Bayern das Reich Maria Theresia's bedrohten. Die Gefahr ging glücklich vorüber und Wien sah sodann die denkwürdige Epoche des Kaisers Joseph, sah zweimal Napoleon, nicht wie die Türken vor, sondern in seinen Mauern, und war endlich erstaunter Zeuge jener prachtvollen Feste, jener glänzenden Versammlung, welche den Wiener Congreß bezeichneten. Die tiefe Ruhe, welche von je geherrscht, im Jahr 1848 mächtig erschüttert, ist zurückgekehrt und verspricht unter einem noch jungen, doch schon vielgeprüften Kaiser segenreiche Früchte.

Unter den Kirchen Wiens muß man vor allen den St. Stephans-Dom nennen. Er ist ehrwürdig, erhaben in seiner, wenn auch nicht gleichartigen Architektur, voll der überraschendsten Details. Der Thurm selbst, so bekannt und vielgepriesen, mehr durch die Höhe und die zierlichsten Einzelheiten, als durch die Eleganz und das Ebenmaaß seiner Verhältnisse imponirend, ragt, ein Wahrzeichen Wiens, in die Lüfte. Das Innere der Kirche selbst läßt gar viel zu wünschen übrig; die meisten Altäre stehen in entschiedenem Contraste mit der gothischen Bauart; eine Masse anderer Verzierungen paßt ebenso wenig zu dem Ganzen und wirkt störend; auffallend ist der Mangel an gemalten Fensterscheiben, und wenn man bedenkt, was dieser herrliche Bau gut gehalten und zweckmäßig restaurirt sein könnte, kann man sich eines Gefühles der Wehmuth nicht erwehren. In neuester Zeit hat man angefangen, einige Seitenkapellen geschmackvoll und kunstsinnig herzustellen, die Giebelfelder der beiden Außenseiten fortzusetzen; doch ist noch gar Vieles zu thun übrig. Wer die Dome in Cöln, Bamberg, Mainz und Speier, die Münster in Straß-

burg, Freiburg im Breisgau, Regensburg, wer die herrlichen Kirchen in Belgien, die so wundervollen Gotteshäuser in Paris, Rouen, Rheims, Chartres und anderen französischen Städten gesehen, wird meine oben ausgesprochene Ansicht gewiß gerechtfertigt finden. Neben der Stephanskirche kann noch die kleine von Maria Stigen ein wahres Kleinod gothischer Bauart genannt werden. Die anderen Kirchen sind meist gemischten Baustyls, noch überdieß entstellt, durch Ornamente oder spätere geschmacklose Bauten, welche den Gesammteindruck schwächen, so die Augustiner-, die Hof-, die Michaels-Kirche. Einen freundlicheren Eindruck macht die Minoritenkirche mit dem schönen Mosaïkbilde des Abendmahls Leonardo da Vinci's und Metastasio's Denkmal. Ebenso ist die Kapelle der Burg mit dem historischen Crucifixe von einfach zierlicher, gothischer Architektur. Viele kleine, alte Kirchen finden sich, oft kaum zwischen hohen Gebäuden sichtbar, in Wien. Die St. Peters- und St. Karlskirche sind in großartigem italienischem Style, die Universitätskirche ungemein reich verziert, während sich mit jedem Jahre, dem dringenden Bedürfnisse zu genügen, mehr neue Kirchen in den Vorstädten erheben, unter denen die Votivkirche, zu der im Jahr 1856 der Grundstein gelegt wurde, das größte Interesse bei der Nachwelt erwecken wird.

Habe ich von den Kirchen und ihren äußeren Formen gesprochen, so sei es mir vergönnt, auch einen Blick auf den Geist und die Gesinnungen der Besuchenden zu werfen. Es hat sich von jeher ein gewisser religiöser Sinn in Wien erhalten. Der kaiserliche Hof ging hier immer mit dem erhabensten Beispiele voran; die Aristokratie blieb nicht zurück, und der Bürgerstand vom alten Schlage, der Handwerker, das Volk im bessern Sinne des Worts waren in der Regel fromm, ohne Aberglauben oder Gedankenlosigkeit. Die sogenannte Josephinische Zeit, indem sie den Eifer der Priester schwächte und anderen Ideen Eingang verschaffte, stärkte die Wiener in der gewissen frivolen Richtung, welche sie sich jedem, auch

scheinbaren Zwange gern entziehen läßt, und förderte jene Lauheit, die, im Einklange mit der übrigen Außenwelt, die Gemüther erkältete. Doch waren diese Erscheinungen nur auf der Oberfläche und in den Mittelklassen hervorgetreten; es gab sich da ein Geist des Widerstrebens gegen kirchlichen Einfluß kund, auf den näher einzugehen hier nicht der Ort ist. Es hat auch während dieser Zeit an würdigen Priestern nicht gefehlt, allein entweder hielt ihr Talent nicht gleichen Schritt mit ihrem Willen, oder ihre Kräfte reichten nicht aus, paralysirt durch die Anstrengungen ihrer oft nur zu sehr begünstigten Gegner! Wie es früher war, trat in neuester Zeit erst deutlicher durch den Contrast hervor! Ein belebendes Princip hat alle diese schlummernden Elemente durchdrungen, und was auch immer der ungläubige Aerger oder die spöttelnde Gleichgiltigkeit gegen die jetzige Tendenz vorbringen mag: ihre wohlthätigen Einflüsse bestehen nun einmal und werden dem hochherzigen, festen, gläubigen Kaiser wie seiner Regierung Segen verleihen. Auch äußere Eindrücke trugen mächtig dazu bei, diese Gesinnungen in Wien zu stärken und zu fördern. In früherer Zeit erinnere ich mich nur selten eine ausgezeichnete Predigt gehört zu haben; gutgemeint, aber schwerfällig und oft einschläfernd bewegten sich diese Kanzelvorträge nach hergebrachter Weise fort; jetzt erheben sich nach allen Seiten beredte, begeisterte Priester: Veith, die beiden Klinkowström, Sterne, Coudenhoven, Jarisch, Steger, Schmude, Rohmann, P. Fr. Rudolf und Andere. Es faßten die Kirchen nicht die Masse der Herbeiströmenden, und in den Missionen, welche diese unermüdlichen Verkünder des Wortes Gottes veranstalteten, waren die Flächen im Freien, so weit das Auge reichte, von einer andächtigen Menschenmenge bedeckt. Phrasen über wachsenden Priester-Einfluß, Warnungen wegen Verdummung, Rückkehr mittelalterlicher Finsterniß, Intoleranz, Zwang und kirchliche Herrschaft setzte man diesen verdienstvollen Bestrebungen um den *bessern* Theil des Menschen entgegen,

fragte sich dabei aber nicht, was diese armen Missionäre oder verhältnißmäßig schlecht bezahlten Weltpriester denn eigentlich bei ihren rastlosen Bemühungen für sich gewinnen, welchen Ehrgeiz sie bei Aufopferung ihrer Gesundheit und behaglichen Ruhe befriedigen? Man vergißt bei jenen leidenschaftlichen, oft gedankenlos nachgeplauderten Phrasen, daß jedes Jahrhundert seinen Geist, seinen Charakter, seine Farbe hat, und es keinem Streben der Sterblichen gelingen wird, die Wege der Vorsehung zu durchkreuzen, daß eine Rückkehr veralteter Zustände nicht mehr möglich, daß aber Eins im Laufe so langer Jahre unveränderlich geblieben: die ewigen Wahrheiten der Kirche!

Endlich muß ich noch eines Anblicks erwähnen, wie ihn Wien während des letzten Jahres lange nicht gehabt, wie es ihn wohl auch sobald nicht mehr haben wird: ich meine die Versammlung aller Kirchenfürsten der Monarchie. Vier Cardinäle nebst einer langen Reihe ehrwürdiger Erzbischöfe und Bischöfe sah man da in festlichem Ornate zu St. Stephan ziehen: die Infuln der römischen Kirche gemischt mit den orientalischen Gewändern der griechisch-unirten Patriarchen. Auch am 25. April 1856 umgingen in feierlichem Zuge diese Hirten mit ihren Stäben segnend den Platz, welchen die künftige Votivkirche einnehmen soll, während der Kaiser den Grundstein legte, ein erhebender Act, der die geistliche Weihe dem, wegen glücklicher Rettung des Lebens des Monarchen dargebrachten Dank beifügte.

Doch ich kehre zu meinen geschichtlichen Erinnerungen zurück. Da sind es denn zunächst die Sammlungen der Zeughäuser, der kaiserlichen Schatzkammer, der Hofbibliothek, der Ambraser-Gallerie, welche unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Die Hofbibliothek wie die Münz-, die Antiquitäten-, die Vasen-, die Medaillen- und Cameen-, die ägyptische Sammlung enthalten reiche Schätze, deren spezielle Beschreibung nicht hierher gehört. Ebenso ließen sich Bücher über die Glasschränke der

Schatzkammer schreiben, deren Inhalt jeden Alterthumsforscher und Freund von kostbarem Schmucke, werthvollen und künstlich gearbeiteten Geräthen, an Benvenuto Cellini erinnernd, entzücken muß. Wer würde sich nicht an dem Anblicke der deutschen Reichskleinodien Karl's des Großen erfreuen? Wer durchblätterte nicht gerne Tasso's Manuscript u. s. w. Die Ambraser Sammlung ist ein buntes, ohne Kritik, Auswahl und Geschmack zusammengetragenes Museum aller nur denkbaren Merkwürdigkeiten der Zeit ihrer Entstehung. Der Geschichtskundige findet darin manche Befriedigung; ich erinnere nur an die merkwürdige genealogische Geschlechtstafel der Habsburger. Doch war es ein ebenso glücklicher, als billiger Gedanke, diese Herrlichkeiten dem Schlosse Ambras wiederzugeben, und mit wahrer Freude sah ich diese Gegenstände im untern Belvedère verpacken. In Tyrol sind sie an ihrem Platze, und die so lange verwaisten Räume jener romantisch gelegenen Burg werden gerne die Rüstungen, Waffen, Naturseltenheiten, Kunstwerke, Bilder und Statuen wieder aufnehmen, welche durch Jahrhunderte die Bewunderung der guten Tyroler, wie die zahlreichen fremden Besucher erregt hatten. Sie ergänzen in passender Weise die schon in Insbruck gehäuften historischen Schätze und Erinnerungen.

Soll ich endlich noch der Merkwürdigkeiten erwähnen, die sich in Wien von den Fahnen Gottfried's von Bouillon bis zu den Trophäen der Neuzeit, von den spitzen Eisenschuhen Libussa's bis zu dem kugeldurchlöcherten Koller Gustav Adolf's, vom Stoke im Eisen bis zu den Türken- und 1848r Rebellen-Kugeln an den Häusern finden?

V. Musik.

Die Musik spielt in Wien eine Hauptrolle; es ist unglaublich, was da in jedem Jahre an Tonmassen verzehrt wird. Im Stockwerke beinahe jeden Hauses wird täglich geklimpert oder gesungen. Von der erhabenen Kirchenmusik bis zum frommen Gesange der Wallfahrten, von den Beethoven'schen Symphonien bis zum ohrenzerreißenden Leierkasten, von der Bravour-Arie bis zum bescheidenen Liede, von den Concerts spirituels bis zum anspruchslosen Ländler, von den heroischen Opern bis zu den komischen Gesangsscenen im Prater, von den sogenannten Monstre- und großen Vereinsconcerten bis zum einfachen Quartett, jedes Genre von Musik ist in Wien vertreten. Dazu kommen die Concerte wandernder oder einheimischer Künstler, welche regelmäßig jeden Winter abgeleiert werden; gewöhnlich beherrscht ein Heros die Saison. Jenny Lind, die Milanollo's, Klara Wiek, Ließt, Thalberg, Hummel, Ernst, Schulhof, Vieuxtemps und Andere theilten sich der Reihe nach in die Gunst des musikliebenden Publikums. Die anderen bescheidenen Kräfte begnügten sich mit einem geringern Erfolge; die spärliche Einnahme deckte selten die Kosten; sie beschränkten sich auf das in Blättern gespendete Lob und das Vergnügen, ihren Namen an allen Ecken in großen Buchstaben angeschlagen zu sehen. Endlich sind jährlich wiederkehrende Erscheinungen die sogenannten Wohlthätigkeits-Akademien, eine Olla potrida von Declamation, Gesang, dramatischen Scenen, Vorlesungen, Concertstücken, welche nicht immer ansprechen.

Ob die Concerts spirituels wirklich alle geistreich waren, weiß ich nicht, wohl aber, daß man ihren Gehalt wie ihre

Zusammensetzung lobte. Die sogenannten philharmonischen Concerte, mit großer Sorgfalt arrangirt, wurden gewöhnlich den Vereins-Concerten vorgezogen, weil bei diesen zu wenig Zeit auf die Proben, zu wenig Rücksicht auf die Auswahl der Nummern verwendet wurde. Dennoch fand ich diese Art musikalischer Unterhaltung besser als jene Riesen-Concerte in der kaiserlichen Reitschule, die nicht einmal durch die Massen imponirten, und deren Ausführung viel zu wünschen übrig ließ. Der gewöhnliche Schauplatz für Concerte, der Musikvereinssaal, ist aber der unbequemste, und für die Musik unvortheilhafteste, den man finden kann, obwohl er eigens für diesen Zweck erbaut wurde. Soll ich von der Oper sprechen, so muß ich zuerst fragen: von welcher? Die deutsche, welche man doch zuerst in Wien suchen sollte, ist beinahe ganz von dem Repertoire verdrängt. Nachdem die drei der italienischen Stazione bewilligten Monate abgespielt und gesungen sind, kommt zwar die deutsche Oper wieder an die Reihe, doch meistens nur, um aus dem Italienischen und Französischen übertragene Opern zu geben. Freilich machte seit Mozart und Weber kein österreichischer Compositeur Glück in Wien, und von anderen deutschen Tondichtern beherrscht, und wohl mit Recht, Meyerbeer diese Opernbühnen.

Rossini, Bellini und Halevy, Verdi und Auber, Donizetti und Herold sind daher die Namen, welche nach jenen am meisten auf den deutschen Opern-Zetteln prangen. Salieri, Weigl, Gyrowetz, und wie die alten Herren alle hießen, kennt man schon lange nicht mehr; und Lortzing, Nicolai, Flottow werden wohl auch bald vergessen sein; will man doch selbst von Mozart nur noch Don Juan und Figaro hören; die unverwüstliche Zauberflöte erscheint veraltet, und die Entführung wäre beinahe ausgepfiffen worden. Die italienische Oper übt eine eigene Anziehungskraft in Wien, und die musikalischen Parteien stehen sich hier schroff gegenüber; sie haben wohl beide recht; über Sachen des Geschmacks und Gehörs läßt sich nun einmal nicht streiten. Allein auch

im italienischen Lager selbst gibt es gar viele Kämpfe. Vor dreißig Jahren etwa war Rossini unumschränkter Herrscher; zwei Sterne minderer Größe, der weiche Donizetti und der liebliche Bellini machten ihm den Scepter streitig, oder wollten wenigstens den Ruhm mit ihm theilen. Noch erinnere ich mich der ersten Oper, welche von dem jungen Bellini (1828) in Wien aufgeführt wurde: Es war der Pirato. Die Verehrer Rossini's, selbst die Anhänger Mercadante's, Paccini's und anderer nun verschollener Namen sahen mit Verachtung auf den kühnen Eindringling. Dieser erste Versuch überraschte, man versprach sich viel von dem angehenden Tondichter; der Enthusiasmus steigerte sich mit jeder seiner neuen Opern; der Montecchi, der Straniera, der Somnambula, und erreichte den höchsten Grad mit der Norma, der endlich die Puritani folgten. In der That übten diese einschmeichelnden, elegischen Weisen einen Zauber, dem man sich nicht leicht entziehen konnte. Nun kam die neue Schule mit Verdi und Consorten an die Reihe; dennoch behauptete Donizetti, der, wie Bellini, früh und auch kläglich endete, sein Recht, Rossini, der stets Lebende, stets Originelle, aber stets stumme, seine alte Beliebtheit, wenigstens in einigen Opern. Es haben aber die Componisten immer noch ein besseres Loos, als die armen Sänger. Treten diese nicht mehr auf, sind sie auch alsobald vergessen, und jüngere Talente empfangen die so verschwenderisch gespendeten Huldigungen. Doch bewahren die gemüthlichen Wiener meistens eine dankbare Erinnerung ihren früheren Lieblingen, und die Namen der Damen: Fodor, Pasta, Lalande, Frezzolini, Tadolini, Angroi; der Herren: Lablache, Tamburini, David, Poggi, Donzelli, Rubini, Ronconi werden noch oft genannt.

Zum Schlusse noch einige musikalische Portraite.

Den 26. März 1827 zog, unerwartet in dieser Jahreszeit, ein starkes Gewitter über die Stadt. Ein furchtbarer Blitzstrahl, ein heftiger Donner schreckten die Bevölkerung auf. Bald erfuhr

man, daß um jene Stunde — gegen drei Uhr Nachmittags — Beethoven gestorben war — eine des großen Meisters der Töne würdige Todesfeier.

Beethoven lebte viele Jahre hindurch als Privatmann in Wien. Wenig umgänglich, menschenscheu gab er sich einer trüben Laune hin, die in der letzten Zeit zunahm, als Beethoven immer tauber wurde. Dazu sein unfreundliches Aeußere, das steigende Mißtrauen, der Eigensinn des Künstlers; seine Freunde hatten viel von dieser stets trüben Stimmung zu leiden. Trotz seiner Taubheit dirigirte Beethoven noch öfters mit vielem Geschicke ganze Orchester. Solche Concerte waren für die Zuhörer angenehmer als für die Ausführenden. Ein glänzender Leichenzug von Freunden und Verehrern aus allen Klassen begleitete den in Wien so hochgefeierten Tondichter; es fehlte da nicht an Reden, Kränzen und Thränen. Ob man wohl einst das Grab Beethoven's wie jenes von Mozart suchen und nicht finden wird?

Ein Seitenstück gleichsam zu Beethoven bildet Schubert, der so bekannte Liedercomponist. Ich kam öfter mit ihm zusammen. Seine Persönlichkeit gehörte zu den unangenehmsten. Er theilte mit Beethoven das scheue Zurückziehen von der Welt, die düstere Haltung; in dieser trocknen Erscheinung, in diesen abstoßenden Formen hätte man nie den genialen Schöpfer so vieler herrlichen Gesangstücke vermuthet. Er starb 1828 mit kaum dreißig Jahren. Wer hört nicht noch jetzt mit Vergnügen die ergreifenden Lieder des Erlkönigs, des guten Kameraden, der Feldflasche, die heitern der Forelle, der Müllerin und andere mehr.

Ein musikalisches Meteor anderer Art war Paganini. Kein Tonkünstler läßt sich mit diesem außerordentlichen Manne vergleichen, bei dem Alles in gleichem Grade zusammenwirkte, Genie und Bizarrerie, äußeres Auftreten und Schicksale, Kunstfertigkeit und Charakter.

Eine Menge zum Theil abgeschmackter Gerüchte gingen seiner Ankunft in Wien voran. Da erschien diese unheimliche Gestalt

mit dem blassen Gesicht, den langen schwarzen Haaren, den verzerrten Zügen und krampfhaften Bewegungen auf einer kleinen Erhöhung vor dem Orchester, spielte oder belebte vielmehr die Saiten in bisher unbekannter Weise, und riß alsogleich zu stürmischem, begeistertem Beifalle hin. Er trug meistens seine eigenen Compositionen, und ohne Noten, vor, war linkisch in seinen Bewegungen, immer ganz schwarz gekleidet, und verließ nach jedem Concertstücke schweißtriefend den Saal. Die Pausen wurden durch eine mittelmäßige italienische Sängerin ausgefüllt. Kein Wiener Künstler ließ sich zugleich mit Paganini hören, vor dem alle wie Pygmäen verschwanden.

Paganini bildet für sich einen eigenen Abschnitt in der Geschichte der Musik. Eine solche Erscheinung kehrt wohl nicht wieder. Es ist nicht möglich, Alles wiederzugeben, was Kritik, Klatschsucht, Bewunderung und Neid über ihn geschrieben; Alle stimmen aber in der Ueberzeugung überein, daß die Eitelkeit und Sonderbarkeit Paganini's seinem ungemessenen Geize gleichkommen. Acht Concerte hatten ihm in Wien über 50,000 Gulden eingetragen. Der Zudrang war bei erhöhten Preisen beispiellos. Auch dieser Stern ist erloschen!

Zwei Violinen sind mit dem Wiener Leben durch Jahre zu innig verwebt gewesen, als daß ich ihrer zum Schlusse nicht noch mit einigen Worten gedenken sollte: Strauß und Lanner! Wenn es immerhin ein Verdienst ist, in seiner Gattung das Ausgezeichnetste zu leisten, so gibt doch nicht leicht etwas einen bessern Begriff von der Oberflächlichkeit jener Zeit, als die Bedeutung, welche man diesen beiden modernen Componisten beilegte. Durch zwanzig Jahre erhielt sich Strauß auf seinem musikalischen Thron, während Lanner nicht die Hälfte dieser Zeit über wirkte. Noch sehe ich den kleinen, hagern, schwarzen Mann, wie er in stets zappelnder Bewegung die tanzenden Paare wie mit einer Zaubergeige belebte und zum wirbelnden Reihen fortriß, wie er in den

der Punkt, wo jedem von Dank geschnürten! Herzen der bewährte Ausspruch entsprossen muß: „es gibt nur ein Salzburg!“ (Auch ohne die Schnürbrust des Dankes weiß man dieß!)

„Ich sehe sie wieder in der Runde die Alpen, die mich jüngst so erfreuten! Ruhig! stehen sie da, diese Kolosse, das Auge in ihrem Anblicke ermüdend! schön kleiden dich, Geisberg, deine männlichen“ (gibt es auch weibliche?) „Wälder, nicht erschreckt mich dein Haupt, o Tönnengebirge mit frostigem Eis und Schnee! Watzmann, du prahlst dich zu kühn, als einer der höchsten des Landes! Doch nun erglüht die Abendsonne: herumzitternde Wölkchen ändern die Farbe nach Willkür: Goldstreife schweben über Diamanten-Eisfeldern!“ u. s. w.

Ferner:

„Es war fünf Uhr! purpurn flammte der Osten: des Mondes ausgeschnittenes C sah sich allmählich zurückgesetzt mit seinem Schimmer, und fühlte erblassend, daß nur noch die Thäler ihm Dank wissen für sein geduldig's Ausharren! traurig wich er der allzugroßen Rivalin, blickte aber voll Neid lange auf sie, ihr beginnendes Tagewerk zu erforschen; glühender wurden die Wangen der Eiskönige; die Alpenwelt schien sich! in Brand aufzulösen, während wir zu Eis erstarrten.“

Endlich:

„Sieben und dreißig Häuser des Dorfes Gerlos balanciren als kleine Vorrathskammern wie Mücken auf den gefärbten Spitzhöhen; ich glaube, daß jährlich einige dieser Unbeachteten durch Wind- oder Schnee-Lawinen herabspazieren. In dem untröstlichen! Wirthshause war außer sauerem Biere und miserablem Kleienbrode nichts! Der Wald windet sich in einem ehrbaren! Nadelholze hinauf; mit jedem Schritte steigt der pittoreske Werth der Wanderung! Treppelwege! führen über abstürzende? Wasserfälle und gähnende Abgründe; in schwindelnder Tiefe wirbelt die

tobende Gerlos in den Stuben? des Flußgotts! abgespühlte Bäume tanzen darin den üppigen Walzer" und dergl. mehr.

Doch genug dieser Stylproben; es liegt beinahe etwas Rührendes in so gemüthlichem Galimathias und in der Naivität, solche Ergüsse drucken zu lassen!

Nur mit Wehmuth scheide ich von diesen stillen Thälern, über die der Zauber der Natur wie der darin haftenden Erinnerungen und Genüsse gleich ausgegossen. Glückliches Land, das auch die politischen Stürme nicht berührt, die beinahe ganz Europa durchbrausten, und dessen Bewohner, zufrieden mit einem bescheidenen Loose, nicht nach fernen blendenden, aber stets täuschenden Gütern und Veränderungen trachten.

Wollte ich eine Topographie dieses lieblichen stillen Winkels der Erde mit seinen idyllischen und Jagdfreuden schreiben, so würde ich noch der herrlichen Wasserfälle bei Golling und des Waldbachstrub gedenken, von der ebenso lohnenden, als unterhaltenden Fahrt in das Innere des Halleiner-Salzbergwerks sprechen, der Gemsenjagden in der Abtenau und dem Höllengebirge erwähnen, und selbst bis zu jenem Bade Gastein schweifen, welches mit seiner geheimnißvollen Heilquelle alle die genannten Naturwunder in sich vereinigt. Doch matt erscheint jede Schilderung neben der Wirklichkeit!

VIII. Die kaiserliche Gruft.

Den Schluß dieser langen Reihe von Skizzen mache ein ernstes Gemälde. Der schöne Dom von Speyer war einst bestimmt, die irdischen Reste der deutschen Kaiser aufzunehmen. Die stolze Abtei von St. Denis war die Grabstätte der meisten französischen Könige. In beinahe rührendem Gegensatze zu diesen großartigen Mausoleen liegt die kleine bescheidene Kirche der Kapuziner zu Wien, in ihren Gewölben die Särge, welche ganze Generationen des Kaiserhauses umschließen. Die Mönche des ärmsten aller Orden sind die treuen Hüter der Kaisergräber. Französische Horden hatten am Ende des 17ten Jahrhunderts die Ruhestätte von acht deutschen Kaisern in Speyer entweiht, und gerade hundert Jahre später rissen die Barbaren der Neuzeit, die tollen Jacobiner, jene schlummernde Gesellschaft von Königen, unter ihnen auch Ludwig XIV., aus ihren Särgen. Ruhe bedeckt die Gruft auf dem Neumarkte; nur einmal geschah ihrer im Jahr 1848 in einer jener Volksversammlungen Erwähnung, die mehr Unsinn als politischen Fanatismus verriethen. Man schlug nämlich vor, die Särge der kaiserlichen Gruft als Barricaden gegen die Belagerer Wiens zu verwenden. Die rasche Folge der Ereignisse verhinderte vielleicht allein nur die Ausführung dieses tollen, frevelhaften Vorhabens. Kaiser Mathias eröffnet die Reihe der in der Gruft beigesetzten Monarchen; sie ist von da an, so viel ich glaube, nur durch Kaiser Ferdinand unterbrochen, der in Gratz ruht. Imposant ist das Grabmal der Kaiserin Maria Theresia und ihres Gemahls; es nimmt den Mittelpunkt des Gewölbes ein. Einfach, aber geschmackvoll ist der Sarg des Kaisers Franz, seinem Charakter weit entsprechender,

als das kolossale Monument auf dem Burgplatze. Nicht ohne wehmüthige Gefühle betritt man in Begleitung eines schweigenden Kapuziner-Bruders diese lautlosen Hallen, in denen so viele Größe, so vieles von der Krone unzertrennliches Leiden begraben liegt.

In der verhältnißmäßig kurzen Zeit, die ich in Wien zubrachte, sah ich doch siebenmal an die kleine Klosterpforte klopfen und auf die Frage des Guardians: wer Einlaß begehre? die dumpfen Worte wiederholen: es sind die Ueberreste dieses Mitgliedes des Kaiserhauses, ihre Ruhestätte suchend. Zweimal öffnete sich die Gruft im Jahr 1829, zuerst der Erzherzogin Beatrix und dann der noch jetzt beweinten Erzherzogin Henriette. Im Jahr 1832 empfing sie die Leiche des Herzogs von Reichstadt und 1835 nahm sie den Kaiser Franz, einige Wochen später den Erzherzog Victor Anton auf. Endlich im Jahr 1847 starben der Erzherzog Karl und die Erzherzogin Marie Louise. Beide der genannten Erzherzoge genossen in Wien einer gar wohl verdienten Popularität, doch in ganz verschiedenem Sinne. Die Verdienste des Erzherzogs Karl, sein unsterblicher Kriegsruhm sind weltbekannt; weniger die dreißig letzten Lebensjahre, welche er, umgeben von einer liebenden Familie, zurückgezogen, nur dem Wohlthun weihte. Der Erzherzog Anton Victor war der freundlichste Herr, den man sich nur denken konnte; man begegnete ihm allenthalben, wo es frohe Menschen gab; mit stets heiterer Miene grüßte er huldvoll; ein kunstsinniger Mäcen, war er an der Spitze von Vereinen aller Art; ein großer Freund der Blumen, wohlthätig, großmüthig, beliebt und verehrt, einfach in der Erscheinung wie in der Lebensweise. Der deutsche Ritterorden verdankt seiner edlen Fürsorge und großherzigen Dotation seine Wiederentstehung in Oesterreich. Auch war die Trauer um diesen unersetzlichen Verlust bei des Erzherzogs rasch erfolgtem Tod allgemein.

Außerhalb der kaiserlichen Gruft befinden sich noch einige Grabmonumente: das des Kaisers Friedrich III. in der St. Ste-

phanskirche, ein Kunstwerk seltener Art, während sein ritterlicher Sohn, der Kaiser Max, in Wiener-Neustadt ruht; dann das schöne Denkmal Leopold's II. in der Augustinerkirche, nicht fern von jenem berühmten Mausoleum, das Canova's Meißel aus Marmor hervorrief und welches der Herzog Albert von Sachsen-Teschen seiner Gemahlin, der Erzherzogin Maria Christine, errichten ließ!

Dritte Abtheilung.

Das Jahr 1848.

Doch das Schrecklichste der Schrecken ist . . . . .
Schiller.

Wie wird sich das Jahr 1848 in der Geschichte ausnehmen? Diese Frage habe ich mir gar oft gestellt. Werden die Zeitgenossen alle diese Ereignisse, unparteiisch, wahr und vollständig erzählen; werden sie sich unbefangen auf den Standpunkt schwingen können, der zu einer richtigen Beurtheilung so verworrener Begebenheiten nöthig ist? Sind aber diese Augenzeugen der Vorgänge des Jahres 1848 nicht im Stande, eine klare Anschauung derselben zu gewinnen, um wieviel schwerer wird es der Nachwelt fallen, sich in dem Knäuel der Verwirrung zurechtzufinden? Kommt uns doch selbst jenes ganze Jahr wie ein langer, wüster Traum vor, an den wir uns nicht gern erinnern. Jene, welche unter seinen zerstörenden Einwirkungen litten, möchten das Jahr 1848 lieber ganz der Vergessenheit übergeben. Jene, welche sich aber in den Hoffnungen, die sie auf die Ergebnisse desselben setzten, getäuscht sehen, verwünschen gleichfalls diese unheilvolle Zeit. Somit haben beinahe alle Theile gleiches Interesse, nicht mehr davon zu sprechen, zögern, die noch nicht allenthalben vernarbten Wunden aufzureißen, und möchten jedem unberufenen Historiographen jener Epoche das „infandum, regina, renovare dolores!"

zurufen! Weßhalb daher dieser neue Versuch, einen Blick in jenes dunkle Blatt unserer Zeitgeschichte zu werfen? Ich verbinde damit keinen andern Zweck, als mit der Fackel der historischen Wahrheit einen Theil jener gewaltigen Ereignisse zu beleuchten, welche an unseren Aller Augen vorübergegangen. Selbst nicht dabei betheilt, war ich doch ihr unfreiwilliger Zeuge.

Es hatten die Vorgänge jenes Jahres aber das Eigenthümliche, daß beinahe gleichzeitig auf verschiedenen Punkten der Aufruhr sich entzündet, Jeder daher bei dem Brande des eigenen Hauses erschreckt und auf Hilfe bedacht sich nur wenig um die Flammen bekümmerte, welche das Dach des Nachbars ergriffen. Dadurch geschah, daß die allgemeine Aufmerksamkeit selbst in jenen Ländern getheilt war, welche ihre Ruhe bewahrt hatten. Die Blicke schweiften nach allen Richtungen. Kaum hatte man sich von dem Erstaunen erholt, welches die Pariser Februartage hervorriefen, brach der verhängnißvolle März über Deutschland herein, hörte man von Volksbewegungen in Wien, in Berlin, und von jenseits der Alpen ließ sich der dumpfe Kanonendonner des Bürgerkriegs vernehmen. Es entgingen daher in diesem politischen Wirrwarr selbst dem schärfsten Beobachter manche Einzelheiten, und es ist wohl an der Zeit, so lange nicht andere Begebenheiten das Gedächtniß für jene früheren Erscheinungen abstumpfen oder schwächen, die Thatsachen ohne Leidenschaftlichkeit zu sammeln und zusammenzustellen, dem vorurtheilsfreien Leser ihre Würdigung überlassend.

Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, habe ich dieß nicht ganz leichte Werk unternommen, muß aber, um nicht mißverstanden zu werden, Einiges vorausschicken. Ich habe, was mich betrifft, schon bemerkt, daß ich als Fremder, davon unberührt, meistens Alles sehen und prüfen konnte, daß ich Lust und Muth hatte, das Erlebte, alle diese unerhörten Begebenheiten, gleichsam wie in einem fortlaufenden Tagebuch aufzuzeichnen. Ich beabsichtige aber,

nur als Augenzeuge die Vorgänge in Wien und einige Auftritte zu Innsbruck und Olmütz zu beschreiben. Ebenso wiederhole ich, daß ich von Personen nur da sprechen werde, wo sie mit dem Geschehenen in unzertrennlicher, unmittelbarer Berührung stehen. Schon der angenommene und stets befolgte Vorsatz, keine lebenden Personen in das Bereich meiner Beurtheilungen und Charakterschilderungen zu ziehen, würde mich doppelt zurückhalten, da unbedingt abzusprechen, wo es sich um so zarte Rücksichten, um so verwickelte Lagen handelt. So unbegreiflich es mir stets erschien, wie man noch Lebenden Standbilder oder Denkmäler setzen konnte, ebenso wenig verstehe ich, wie man Biographien noch lebender Individuen zu schreiben vermag. Enthalten sie nur Lob, so erscheinen sie als feile Schmeicheleien und haben daher keinen geschichtlichen Werth; wird aber, wie es bei menschlichen Charakteren denn nicht anders sein kann, Tadel beigemischt, werden die Schattenseiten hervorgehoben, so verletzen sie vielfach die Betreffenden und sind selbst dann auch immer einseitig, weil nach dem Grundsatze: nemo ante mortem kein wahres, getreues Lebensbild vor der Vollendung unserer irdischen Pilgerfahrt entworfen werden kann.

Es sind daher die nachstehenden Erzählungen nur objektiv gehalten, und überdieß ihrer Natur nach mangelhaft, weil sie nur Beiträge zu der Geschichte einer Periode liefern können, deren vollständige Bearbeitung geübtere Federn erwartet.

Zwölf Jahre der Regierung des Kaisers Ferdinand waren vorübergegangen, scheinbar in tiefer Ruhe. Das vom verewigten Kaiser zurückgelassene System war beibehalten worden, die Regierungsform mußte aber der Natur der Verhältnisse nach bald in eine Art von Oligarchie übergehen, der es an einem entsprechenden Mittelpunkte fehlte. Es nützte sich daher die Staatsmaschine sichtbar ab; ihre Räder bewegten sich nicht mehr frei und eingreifend; und brachen auch nicht die unerwarteten Ereignisse des Jahres 1848 herein, jedem mit der Lage der Dinge

näher Vertrauten war es damals schon klar, daß Veränderungen stattfinden mußten.

Doch all dieß liegt hinter uns und hat beinahe nur geschichtliches Interesse, oder dient dazu, manches später Vorgefallene zu erklären. Es erschien damals ein Buch: über die Zukunft Oesterreichs, welches in allen Kreisen nicht gewöhnliches Aufsehen erregte. Es deckte mit Scharfsinn die Wunden auf, an denen die Monarchie blutete; ob aber die Wahl der angedeuteten Heilmittel eine glückliche gewesen, ist jetzt eine müßige Frage. Jedenfalls ist es nicht ohne Interesse, die Ideen, welche jenes Buch enthält, mit den Versuchen zu vergleichen, die bald nachher zu ihrer Durchführung angestellt wurden. Es liegt in diesen Worten ebenso wenig ein Tadel für die frühere Administration, als für die immerhin wohlgemeinten Verbesserungsvorschläge. Wie durch Jahrhunderte laufende Erfahrungen beweisen, führt Gott immer auf unerforschlichen Wegen Völker wie einzelne Menschen ihrem Ziele zu. So auch hier in Oesterreich. Nie tritt menschliche Kurzsichtigkeit, die Unzulänglichkeit aller irdischen Berechnungen augenscheinlicher hervor, als bei so gewaltigen Katastrophen. Eine gewisse Unbehaglichkeit hatte sich im Jahre 1847 aller Gemüther bemächtigt; die Vorgänge in Polen während des Winters 1846, die zunehmende Theuerung, die Unsicherheit der Zukunft Frankreichs unter einer bald möglichen Regentschaft, vielleicht auch die lange Ruhe, welche, wie es schien, Europa wieder nach neuen Emotionen lüstern machte; alle diese Ursachen mögen wohl zusammengewirkt haben, oder waren vielmehr nur Symptome einer sich immer mehr entwickelnden Krankheit. Denn eine Krankheit, eine gefährliche moralische Krankheit, einen Fieberparoxismus mußte man es nennen, welcher so viele Menschen im Jahre 1848 ergriffen. Nur dadurch lassen sich die Erscheinungen dieses Jahrs erklären. Es wäre daher ebenso voreilig als ungerecht, dieselben zu strenge zu richten. Es gibt Einflüsse der

Ansteckung für die Gemüther wie für die Körper, denen man sich nicht entziehen kann. Es sind immer dieselben Strafgerichte Gottes! Es wird ein solcher Krankheitsstoff von Zeit zu Zeit von jener im Finstern schleichenden, Altar und Thron bedrohenden Sekte verbreitet, die mit dämonischer Gewalt ausgerüstet und listig die ihrem verderblichen Wirken günstigen Momente ergreifend, die Brandfackel auswirft. Da gibt es denn gleich eine Menge beschränkter, eingebildeter, nachäffender, oder selbst egoistischer, ehrgeizigen Zwecken huldigender Menschen, welche wider besseres Wollen und Wissen jene teuflische Schaar in ihrem umwälzenden Streben begünstigen, oder ohnmächtig und feig jedem geregelten Widerstande entsagen. Dieß war die Geschichte der ersten französischen Revolution; dieß ist die Geschichte der sich jetzt in gewissen Zwischenräumen wiederholenden politischen Krisen. Der Freiheitsschwindel entzündet die Massen; man ködert sie mit Worten; und Jene, welche absichtlich diesen Wahn geweckt, der nur bedauernswerth oder lächerlich wäre, hätte er nicht so blutige Nachwehen, finden an der Gedankenlosigkeit und Eitelkeit der Anbeter der modernen Götzen ihre entschiedensten Hilfstruppen. Immer gibt es endlich gar kluge Leute, welche das Gewitter zu beschwören, das Schiff dadurch zu retten suchen, daß sie Alles über Bord werfen, nur um die Hydra der Revolution zu befriedigen. Auch für diese gemüthlichen Staatsmänner ist die Erfahrung, wie für so viele Andere, ein jeden Sinnes entbehrendes Wort. Die Kraft des Aufruhrs, der Auflehnung gegen Gott, Gesetz und Ordnung ist unaufhaltsam, und durchläuft, keine Schranken, keine Concessionen achtend, alle Phasen mit unerbittlicher Consequenz. Nur das Uebermaaß des Uebels kann alsdann Rettung bringen, und wie sich da oft die Heilung gerade in dem Gegentheile der erträumten Freiheit gezeigt, beweist die Geschichte auf vielen ihrer Blätter.

In den letzten Tagen des Februar 1848 waren in Wien allmählich die überraschenden Begebenheiten bekannt geworden,

welche sich so unerwartet in Paris entwickelt hatten. Eine stumme Betäubung war der erste unmittelbare Eindruck. Als aber die von dem Pariser Straßenpflaster aussprühenden Funken auch im Herzen Deutschlands zündeten, als das Gebäude des Bundes in seinen Grundfesten erzitterte, ging jene ruhige Haltung Wiens in eine von Tag zu Tag steigende Gährung über. Es verbreiteten sich mit Blitzesschnelle die beunruhigendsten Gerüchte, es fehlte nicht an Warnungen, wie an Drohbriefen, welche Behörden wie hochgestellte Personen erhielten. Es war in der Wiener Luft ein Stoff, von dem man früher keine Ahnung hatte, und der vielleicht von der Regierung, an solche Symptome nicht gewohnt, zu wenig beachtet wurde. Ich will nicht untersuchen, von welcher Seite die ersten Angriffe ausgegangen, noch ob sie nur auf eine Veränderung des Ministeriums, wie Anfangs auch in Frankreich, berechnet waren; genug! die ersten bekannten Schritte, welche einen, wenn vielleicht auch gerade nicht außergesetzlichen, doch in Wien ungewöhnlichen Charakter annahmen, fielen in diese Epoche und erhielten am 12. März einen bestimmteren Ausdruck.

An diesem Tage nämlich versammelten sich die Studenten unter Vorsitz einiger ihrer Professoren, um eine Adresse an die niederösterreichischen Stände zu berathen, welche des folgenden Tages zusammentreten sollten. Die nun beginnende Woche vom 13. bis 20. März steht einzig da in den Annalen Wiens. Der Sonntag Abend des 12ten war vollkommen ruhig, keine Spur von Aufregung; die Theater, die öffentlichen Belustigungsorte, wie gewöhnlich, mit genußsuchenden Menschen überfüllt; nur will man in einigen Vorstädten mehr Bewegung als sonst bemerkt und die vielfach auf den Straßen und in den Häusern ausgesprochene Vermuthung vernommen haben, daß sich etwas Außerordentliches vorbereite, es wahrscheinlich „morgen“ „losgehen“ werde, die Bevölkerung daher Montag feiern und sich in die Stadt begeben müsse. In der That traf der frühe Morgen des

13. März schon eine geschäftige, neugierige, doch sich still verhaltende Menge in den Straßen Wiens.

Gegen neun Uhr zog eine Deputation von Studenten nach dem Ständehause; man erwartete Auftritte, glaubte jedoch immer nicht an den Ernst der Lage. Wie gewöhnlich vermehrten viele müßige Zuschauer in den ohnehin engen Straßen die Verwirrung und die Unruhe der Bewohner. Die Scenen, welche nun im landständischen Hause erfolgten, wurden nie ganz bekannt; die Sitzung war und endete jedenfalls stürmisch; schwerlich wurde ein Protokoll aufgenommen, und somit lasse ich auch den Schleier darüber fallen.

Bald nachher sah man einige Mitglieder von der Herrenbank paarweise durch die Herrenstraße nach der Burg ziehen, wo es hieß, daß sie Seiner Majestät dem Kaiser im Namen der Stände wie des Volkes die Beschwerden und Wünsche vortragen sollten. In welcher Weise dieselben formulirt waren, ist mir nicht bekannt geworden. Es erhielten diese Abgeordneten sogleich Audienz, welcher die kaiserliche Familie und einige Minister beiwohnten. Die Antwort war nicht geradezu ablehnend, aber ausweichend. Es sollte berathen, das Resultat der kaiserlichen Entschlüsse später mitgetheilt werden. Mittlerweile hatten sich, wahrscheinlich durch Emissäre aufgeregt, in verschiedenen Theilen der Stadt Gruppen gebildet; es fanden sich alsogleich überall auch öffentliche Redner; im inneren Hofe des Ständehauses declamirte ein solcher Volksbeglücker mit heftigen Geberden; auf dem Ballplatze vor dem Balkon des Fürsten Metternich ließ sich ein Anderer hören. Das lebendige Treiben, welches sich damals schon in der Aula kundgab, bereitete auf die wichtige Rolle vor, welche dieses ruhigen Wissenschaften, der Jugend zum friedlichen Unterrichte bestimmte Gebäude bald spielen würde.

Die immer steigende drohliche Bewegung in den Straßen veranlaßte endlich das Ausrücken der Truppen. Ein Detaschement erschien auf dem Schauplatze der ersten Unruhen, vor dem Eingang in der

Herrengasse, und wurde mit Zischen, Pfeifen und mit einem Steinregen empfangen. Mehrere Soldaten wurden verwundet und man commandirte: Feuer! Es gab einige Todte, mehrere schwer, andere leicht Verwundete. Das geflossene Blut erbitterte die Gemüther; die Truppen patrouillirten durch die Straßen; ihre Anführer schritten aber, um Menschenleben zu schonen, nicht mehr energisch ein, sondern zogen sich auf dringende Bitten und Vorstellungen vieler Bürger und anderer vermittelnden Personen zurück, bivouaquirten, wahrscheinlich höheren Befehlen gehorchend, auf dem Glacis, und besetzten die Burg, die Staatskanzlei und die sie umgebenden Straßen. So kam der Mittag heran. War die Stadt schon am Morgen von einer gedrängten Menge durchwogt, so stürmte die Hälfte der Bevölkerung der Vorstädte auf die verbreitete Kunde der Statt gefundenen Vorfälle zu allen weit geöffneten Thoren herein. Die Verwundeten wurden zur Schau in der Stadt herumgeführt oder getragen; einer derselben mit einem blutigen Tuche um den Kopf durcheilt die Straßen, wie im Triumphe, nach allen Seiten laut die gaffenden Massen zum Widerstande auffordernd. Dennoch wurden noch keine Barrikaden errichtet.

Diese neue Erfahrung sollte in Wien erst an einem noch glorreicheren Tage gemacht werden.

Es vergingen die Stunden bis zum Abend in ängstlicher Spannung. Als gegen 5 Uhr noch keine Entscheidung von Seiten des kaiserlichen Hofes bekannt wurde, steigerte sich die Verstimmung und lärmende Gruppen versammelten sich in der Nähe der Burg. Der Michaelsplatz war gedrängt voll Menschen; doch war Niemand bewaffnet und es ließ sich kein aufrührerisches Geschrei vernehmen. Als eine Compagnie Grenadiere heranrückte, um den Platz zu säubern, war er in zwei Secunden ganz leer; die Menge stob auseinander, Hüte, Tücher, Stöcke und dergleichen zurücklassend; hinter den Grenadieren wurden einige Kanonen

sichtbar; dennoch gab es bei diesem Anlasse noch einige verwegene Menschen, welche die Soldaten überfielen, ihnen die Gewehre entrissen und diese in toller Wuth auf dem Pflaster zerschlugen; mehrere Todte und Verwundete blieben auf dem Platze. Auch wurden an jenem Abend alle nicht besetzten Schilderhäuser, unzählige Fensterscheiben und Laternen zertrümmert.

Bei einbrechender Dämmerung erschienen in den Straßen mehrere das Volk beruhigende Boten mit günstigen Nachrichten. Man versicherte, es sei Alles bewilligt! ein Zauberwort, das sich Jeder nach seinem Sinn auslegen konnte. Von dieser Erlaubniß machte dann auch Jeder Gebrauch, denn Niemand fragte: was denn eigentlich bewilligt sei? Später nahmen diese vagen Zusicherungen eine bestimmtere Form und Bedeutung an; man erfuhr, daß Fürst Metternich abgetreten sei und die Studenten noch an demselben Abend Waffen aus dem bürgerlichen Zeughaus erhalten sollten. Darauf beschränkten sich die Concessionen dieses ersten Tages. In langem Zuge begaben sich die Söhne der Aula mit Fackeln nach dem Hofe, wo die Austheilung der Waffen geschah. Des andern Tags sollte sich die Bürgerwehr auch bewaffnet versammeln, um den weiteren noch zu stellenden Forderungen mehr Nachdruck zu geben.

Gegen 9 Uhr hatten sich einige Diplomaten und Freunde des Hauses um den Fürsten Metternich versammelt. Der greise Staatskanzler war eben aus dem Cabinet des Kaisers zurückgekommen, wo er mit ruhiger Würde das ihm durch acht und dreißig Jahre anvertraut gewesene Portefeuille niedergelegt hatte. Er erzählte den Vorgang gelassen, ohne Bitterkeit, ohne eine Klage: er habe durch ein längeres Verweilen in seinem Amte nicht zum Vorwande fernerer Unruhen dienen wollen, glücklich, wenn er dadurch die Gefahren für Kaiser und Staat abwenden könne. Bei einem noch am Abend erfolgten Versuche, ihn zu vermögen, seine Abdankung zurückzunehmen, erklärte der Fürst

wiederholt, daß sein Entschluß unabänderlich sei. Er brachte den Rest des Abends mit einer Heiterkeit zu, die nur eine echt christliche Philosophie und das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht verleihen können. So endete eine lange, dem Kaiserhaus und Oesterreich gewidmete politische Laufbahn, mit der die wichtigsten Geschicke eines halben Jahrhunderts eng verbunden waren. Der Fürst legte sich ruhig mit dem Plane zu Bett, den andern Tag das Staatsgebäude zu verlassen und seine schöne Villa auf dem Rennwege zu beziehen. Doch er rechnete in seinem ruhigen Sinn ohne den Haß der politischen Parteien. Gegen den Fürsten Metternich hatten diese ihre Hauptangriffe gerichtet, und sie begnügten sich nicht, ihn aus dem Ministerium vertrieben zu haben, ihre blinde Leidenschaftlichkeit wollte ihn auch aus dem Lande entfernt wissen. Als daher den 14. März früh Morgens sich bedenkliche Symptome von Erbitterung gegen seine Person zeigten, als ein Pöbelhaufe die Villa zu zerstören und zu plündern begann, in diesem löblichen Werke aber durch Studenten verhindert wurde, die sich wenigstens hier der Waffen würdig zeigten, welche sie erhalten hatten, mahnten, baten die Freunde den Fürsten, von Wien abzureisen. Dieß geschah noch am Abende desselben Tages. Nach einem kurzen Aufenthalt im Fürstlich Liechtenstein'schen Schlosse Feldsperg verließ der Fürst, von der Fürstin und einigen treuen Gefährten begleitet, die kaiserlichen Staaten, um sich nach Holland, dann nach England, später nach Belgien zu begeben, von wo er im September 1851 wieder nach Wien zurückkehrte. Das Leben und Wirken dieses Staatsmannes gehört einer spätern Schilderung an.

Der 14. März war abermals ein Tag der Erwartung. Man begleitete die bereits ertheilten und noch zugesicherten Zugeständnisse mit einer Art von Mißtrauen; man konnte noch nicht an einen so schnellen Umschwung der Dinge glauben; es verbreitete sich das Gerücht, daß während der Nacht eine andere

Ansicht die Oberhand erhalten, daß der Belagerungszustand erklärt, Fürst Windischgrätz zum Gouverneur ernannt werden sollte.

Dieser Fürst, den die göttliche Vorsehung später zu einer so wichtigen Rolle in diesem verhängnißvollen Drama bestimmte, war damals gerade zufällig auf Urlaub von Prag in Wien. Es nahm daher die Gährung von Stunde zu Stunde zu und erreichte den höchsten Grad, als die Nachricht von dem Eindrucke verbreitet wurde, den die Wiener Vorgänge in Preßburg hervorgebracht.

Erzherzog Stephan, der Palatin, eilte sogleich herbei und durchfuhr die Straßen Wiens unter lautem Jubel; der Wagen war mit Kränzen bedeckt, von einer dichten Masse Menschen umringt. Gegen Mittag stellten sich die bürgerlichen Truppen unter den Waffen längs dem Kohlmarkt und Graben auf. Von Zeit zu Zeit wurden Kundschafter nach der Burg geschickt, welche dann wieder Auskunft über den Stand und Erfolg der dort gepflogenen Unterhandlungen brachten.

Es war beinahe Nacht geworden, als endlich das beliebte „Es ist Alles bewilligt!“ erschallte! Dießmal wurde darunter das ganze, meistens schon stets fertige Programm aller modernen Revolutionen verstanden. Es umfaßte drei Hauptpunkte: eine Verfassung, Preßfreiheit, Nationalgarde. Der Jubel war groß und dießmal wohl herzlich; die Einen waren froh, so wohlfeilen Kaufes der Angst los zu werden, in welche die letzten Tage die guten Spießbürger versetzt; die Anderen frohlockten, die *erste* Stufe erreicht zu haben, welche sie zu ihrer erträumten Höhe führen sollte; wieder Andere sahen in diesen Errungenschaften (ein herrliches Wort, womit man die deutsche Sprache damals bereicherte!) weder die Gefahren, die sie in ihrem Schooße, gleich dem Trojanischen Rosse, bargen, noch die Unzulänglichkeit derselben unter solchen Verhältnissen. Der Dünkel und die Beschränktheit reichten sich an jenem Abende die Hand. Ein langer Fackelzug, bei dem das Bild des guten Kaisers bekränzt umhergetragen wurde,

man patriotische Lieder sang und sich wie Kinder freute, denen man ein Spielzeug gegeben, war der Ausdruck des Dankes der Wiener Bevölkerung. Ein läppisches Fest, das an das der Verbrüderung und Constitution in Paris erinnern sollte. Die Enttäuschung folgte nur zu bald. Die Ankunft des Palatins hatte nur das Eintreffen einer großen Menge ungarischer Magnaten und Deputirten vorbereitet, welche den 15ten Mittags zu Fuß durch die Straßen zur Burg zogen und auch ihren Antheil an den Zugeständnissen nahmen, welche man dem kaiserlichen Hofe von allen Seiten abzutrotzen sich das Wort gegeben zu haben schien. Was die Ungarn erlangten, war aber weit bedeutender; es war mehr als Worte: wichtige Aenderungen, welche den Grund legten zu den nachherigen so beklagenswerthen Ereignissen; sie waren die ersten Schritte zur völligen Lostrennung des Königreichs von der Monarchie. Ich erwähne nur zur Erinnerung der Erlaubniß, die Landtage in Pesth zu halten und ein eigenes ungarisches Ministerium zu bilden. Doch man hatte in Wien zu viel in der Nähe zu thun; man gewährte daher den Magyaren Alles, auf ihre Dankbarkeit und somit ihr ruhiges Verhalten zählend. Die Deputirten, unter denen sich vor Allen Kossuth durch patriotischen Eifer auszeichnete und seine schon damalige Berühmtheit gehörig auszubeuten suchte, verließen Wien voll Begeisterung. Doch auch hier zeigte sich bald die Richtigkeit des Vergleichs von der Kugel, die auf eine Rollbahn gelegt unaufhaltsam bis an's Ziel läuft.

Die Woche zog sich nun so hin; man konnte sich noch nicht so recht in das Glück finden, welches die zugemessene Dosis Freiheit über Nacht gereicht; man war wie berauscht, mehr betäubt, ungewiß, ob sich denn das Alles auch verwirklichen werde, was man erwartete.

Am Abend des 17. März, gerade während einer Mondsfinsterniß, traf der Erzherzog Johann ein und wurde, auf der

Straße erkannt, vom Volke begrüßt. Die Wiener wurden bald aus ihrer behaglichen Ruhe durch die blutigen Vorgänge in Berlin gescheucht.

Nicht minder drohend war die Wendung der Dinge in Frankfurt, wo sich bald die Notablen-Versammlung in ein Parlament auflöste, das in seiner gewaltigen dictatorischen Sprache es der zahmen Wiener Revolution weit zuvor zu thun schien.

Es fanden sich daher gutherzige Seelen, welche sich täglich bemühten, die Wiener in die Geheimnisse der modernen Politik einzuweihen. Sie waren ja noch so ungeschickt, so unwissend, Alles so neu für sie! In Ermangelung einer Tribüne wurde daher die freie Presse zu Hilfe genommen, und man kann nicht sagen, daß sie auch nur eine Minute verlor. Es ist ganz unmöglich, mit Worten zu beschreiben, welch' eine Masse von Lügen, Unsinn, erdichteten oder entstellten Nachrichten während sechs Monaten in Wien gedruckt wurde. Die Tagsblätter genügten nicht mehr; es wurde eine Straßenliteratur der eigenthümlichsten Art eingeführt: fliegende Bogen, illustrirte Blätter mit den ekelhaftesten, gemeinsten Bildern oder Caricaturen hochgestellter Personen. Eine Sammlung aller dieser Pamphlete wäre gewiß die schauderhafteste Beweisführung für den Grad, zu dem sich der menschliche Geist verirren kann. Und man glaube etwa nicht, daß solche Ausgeburten einer unlautern Phantasie mit der Verachtung behandelt wurden, die sie verdienten. Man riß sich um sie; sie wurden, wie sie erschienen, von alten Weibern feilgeboten, auch gleich verkauft. Man verleumdete, log, erfand die abgeschmacktesten Gerüchte; es gab immer Einige, die sie glaubten oder weiter verbreiteten. Von vielen nur eines: man behauptete in einer solchen, mit allen Phrasen ausgeschmückten Schrift, daß Kaiser Joseph, Niemand zugänglich, als hundertjähriger Greis noch im Kloster Mölk in strenger Haft lebe. Doch nicht Todte allein wollte man durch die Presse erwecken; Lebende sollten durch

ihre giftige Zunge moralisch getödtet werden. Es schien, als ob sie sich jeden Tag irgend ein Opfer erkoren, und das skandallustige Publikum verschlang solch' ungewohnte Kost. Es bildeten sich außer diesen Zeitungshelden, unter denen der mißgestaltete Häfner der gehässigste, auch noch besondere Klubs zur Belebung des Volks- und Freiheitssinnes; man sollte über den Errungenschaften nicht einschlafen, den Machthabern nicht trauen, und so entstanden dann allmählich neben der stets thätigen Aula als Surrogate der noch nicht bestehenden Ständekammern der Sicherheits-Ausschuß, die Versammlungen der Nationalgarden, längst in anderen Ländern bekannte Erscheinungen, welche man aber erst in Wien erfunden zu haben glaubte. Die sonst so harmlose, nun in Nationalgarde verwandelte Bürgerwehr nahm sich als solche gar drollig aus und nannte sich „Garde," der Abkürzung wegen, wenn sie nicht mit dem gemüthlicheren „Natzi" bezeichnet wurde.

Während man sich im freigewordenen Volke mit diesen Anfangs inoffensiven, nachher stets ernstlicher drohenden Dingen unterhielt, arbeitete die Regierungscommission eifrig und gewissenhaft die Verfassung aus, ein undankbares Werk, ein todtgeborenes Kind, oder zum Mindesten eine Mißgeburt, da sie gleich in den ersten Wochen nicht mehr den schon steigenden Anmaßungen genügte. Graf Kolowrat war im Cabinet geblieben, der Staatsminister Graf Fiquelmont übernahm das auswärtige Departement. Hiobsposten folgten sich rasch; nicht nur hatten die Dinge in Frankreich mit der rothen Republik eine bedenklichere Wendung genommen; auch in Deutschland griff das Feuer immer weiter um sich. Die unselige Capitulation von Venedig hatte diese Inselstadt der Monarchie entrissen, und Mailand, wo schon im Fasching Unruhen ausgebrochen waren, mußte von den kaiserlichen Truppen geräumt werden. Radezky zog sich nach Verona zurück. So standen die Dinge, als Kaiser Ferdinand, umgeben von den unberufenen Tonangebern, eines Tages die roth-schwarz-goldene

deutsche Fahne zum Erstaunen der Vorübergehenden aus einem Fenster der Hofburg schwang.

Im April trat einige Ruhe ein; man maß gegenseitig die Kräfte, suchte den überhandnehmenden Unruhen in den Provinzen zu steuern, rettete, was noch zu retten war. Denn auch in Böhmen fing es zu gähren an; in dem sonst so friedlichen Steyermark und den angränzenden Ländern traten Nationalgarden auf, und bis in die entferntesten Thäler war der Geist des Widerspruchs gedrungen. Am wenigsten hatte man damals noch von Gallizien vernommen, die Masse der Bevölkerung verhielt sich, weil zufrieden, ruhig.

Am 25. April erschien endlich die längst erwartete Verfassung! Man beging diesen feierlichen Tag mit einer großen Parade der Garnison, sämmtlicher Nationalgarden und Studenten. Die Truppen defilirten vor dem Kaiser; der Zug dauerte mehrere Stunden, und des Vivatrufens, der Freudenbezeigungen war kein Ende! Somit wähnte man also den Abgrund der Revolution geschlossen, und sah einer neuen beglückenden Aera unter dem Schutze einer papiernen Verfassung entgegen. Hatte man doch außerdem eine wachsame Presse, die an Freimüthigkeit und Gesinnungstüchtigkeit alles bisher Geschehene weit hinter sich zurückließ; hatte man endlich die „treue" Nationalgarde und die braven Studenten, „diese lieben Jungen!" diesen schönen Bund stets mehr zu befestigen, fanden sich aus allen Ländern, besonders aber aus Deutschland, Italien, Ungarn und Polen G e s t a l t e n in Wien ein, die, bisher unbekannt, sich unter die immer zahlreichen Gruppen auf Plätzen, oder unter die Biergäste in den Gasthäusern mischten, und dafür sorgten, daß der patriotische Eifer der guten Wiener, die sich sehr um die Freiheit verdient gemacht, nicht erkalte.

Wir haben die ersten Tage des Mai erreicht. Die sechs Wochen, welche seit dem epochemachenden 13. März verflossen,

waren von ungewöhnlich heiterm Wetter begünstigt gewesen. Auch der Mai, sonst regnerisch und kühl, brachte warme Frühlingslüfte. So ging es fort; die Witterung schien mit den Wiener Ereignissen im Bunde; kein wohlthätiger Gewitterschauer verscheuchte während dieser Zeit die aufgeregten Massen; kein Regenguß kühlte diese patriotische Gluth ab! Ein klarer, tiefblauer Himmel sah beinahe immer auf dieß tolle Treiben herab! Das Vorspiel war vorüber; man hatte nichts mehr zu wünschen und zu begehren; das mündige Volk fing an sich zu langweilen; und man verfiel daher auf allerlei Zeitvertreib. An diesen schönen Maiabenden zog gewöhnlich eine Musikbande durch die Straßen, angeblich bald da, bald dort ein Ständchen zu bringen; eines Abends fand die Polizei diese Ovationen nicht nach ihrem Geschmacke, und der Polizei wurde vor ihrem Gebäude ein Pereat, von einigen handgreiflichen Demonstrationen begleitet, gebracht. Wie eine Schneelawine vergrößerte sich gewöhnlich der Haufe müßiger Menschen, welcher der Musik nachlief in den Straßen. Einige aufreizende Artikel hatten die Politik des Grafen Fiquelmont, als eine russische, verdächtigt; es bedurfte nicht mehr, um alle Gemüther gegen ihn aufzubringen. Es organisirte sich daher förmlich durch einige Tage eine sogenannte Katzenmusik vor seinem Hause. Diese allerdings nicht neue Erfindung war auch schon mit ihren ohrenzerreißenden Accorden früher bei einigen unbeliebten Corporationen oder Individuen mit Erfolg angewendet worden. Graf Fiquelmont erschien, von zwei Studenten begleitet, auf dem Balkon des Fürstlich Clary'schen Hauses, und erklärte, daß er sofort Seiner Majestät dem Kaiser seine Entlassung einreichen werde. So konnte also auch dieser ebenso geistreiche, als hochgebildete und liebenswürdige Greis einer bethörten Menge, die ihn kaum dem Namen nach kannte, nicht genügen! Die übrigen Minister, mit Ausnahme des Grafen Kolowrat, der schon früher freiwillig zurückgetreten war, blieben. Unter ihnen war dem

Grafen Latour als Kriegsminister der härteste Stand und später das entsetzlichste Loos beschieden. Das Ministerium des Aeußern wurde einige Zeit provisorisch versehen und dann dem Freiherrn von Wessenberg übertragen, der gleich seinen beiden Vorgängern, fünf und siebenzig Jahre alt, eine so schwere Bürde nur aus Pflichtgefühl und Resignation auf sich nahm. Inzwischen war ein edler Mann, ein Freund alles Guten und Schönen, Graf Hoyos zum Befehlshaber der Nationalgarden ernannt worden. Auch seine nur für großherzige Gesinnungen empfängliche Natur gab sich, wie so viele andere, der Täuschung hin, durch sein Ansehen, seine Persönlichkeit die ihm anvertraute bewaffnete Schaar in Zucht und Ordnung erhalten zu können. Die Klubs, die Eindringlinge, die Aufwiegler vom Handwerk hatten Anderes beschlossen; auch die Nationalgarde war zum Werkzeuge ihrer verbrecherischen Plane ersehen.

Diese teuflische Rotte arbeitete rastlos, und der 15. Mai brachte ihre Anschläge zur Reife. Ohne irgend eine äußere Veranlassung, ohne die geringste Provocation von Seiten der Behörden oder Einzelner zeigte sich an jenem Tage eine dumpfe Gährung, wie die Vorboten eines herannahenden Sturmes. Es zogen bewaffnete und andere arbeitsscheue Schaaren durch die Straßen; es traten wieder Volksredner auf, und aufrührerische Blätter wurden zu Tausenden unter die Menge vertheilt. Vor der Wohnung des Ministers von Pillersdorf im Trattnerhof auf dem Graben versammelte sich eine lärmende Menge, allerlei neue Concessionen begehrend, welche im Sicherheitsausschusse votirt worden waren. Deputationen zogen vom Graben zur Burg und wieder zurück; bewaffnete Volkshaufen drangen bis zu den Gemächern der kaiserlichen Familie vor; man schrie, tobte, lärmte, verhandelte auf der Straße, von den Fenstern herab; es war ein wüstes Treiben bis zur sinkenden Nacht. Da hieß es wieder: „Es ist Alles bewilligt!“ und es legten sich abermals die empörten Wogen!

Gewiß ein sicheres Zeichen, daß diese stets einem von gewisser Seite bestimmt ausgesprochenen quos ego! blind gehorchten. Was eigentlich jene Zugeständnisse enthielten, welche Herr von Pillersdorf vom 3. Stockwerke aus dem harrenden Volke verkündete, ist jetzt so ziemlich gleichgiltig zu erwähnen. Sie betrafen zumeist Veränderungen in der kaum geborenen Constitution, und eine der folgereichsten war wohl die, daß das Zweikammersystem als veraltet und unzweckmäßig verworfen, nur eine große, allgemeine Reichsversammlung angenommen wurde. Dieß ist die abenteuerliche Entstehung einer monströsen Legislative gewesen.

Auf den Rausch des 15. Mai folgte naturgemäß das Erwachen und der Katzenjammer.

Nachdem die Kaiserin Karoline Auguste Wien bereits verlassen und sich nach Salzburg begeben hatte, durchflog am 18. Mai Morgens die Kunde ganz Wien, daß der Kaiser und die kaiserliche Familie sich in der Nacht aus der Hofburg entfernt und den Weg nach Tyrol eingeschlagen hätten.

Dieß war für Viele wie ein Donnerschlag! Man fühlte, daß man zu weit gegangen; man sah ein, daß nach so vielen immer noch nicht befriedigenden Concessionen der Hof zuletzt müde sein mußte, sich immer neue Gesetze vorschreiben zu lassen. Man erschrak sogar vor der Möglichkeit, daß die seit Jahrhunderten so beliebte Herrscherfamilie, sich in ihrer persönlichen Sicherheit bedroht glaubend, das undankbare, pflichtvergessene Wien künftighin nicht mehr zur Residenz wählen würde. In diesen Gefühlen zeigte sich die erste Reaction, die sich aber auch, wie früher der Freiheitsschwindel, plump, gedankenlos, unpraktisch zeigte. Es besprachen sich ohne Plan und Ordnung gutgesinnte, sogenannte schwarzgelbe Bürger, dem überhandnehmenden Uebel zu steuern; man überfiel auf den Straßen Leute, die man für Republikaner erkannte; man versuchte die Klubs, die Bureaux der aufreizenden Tagblätter zu schließen; man arretirte Häfner und einige der bekanntesten Schreier

und Volksaufwiegler; die Stadt war in fieberhafter Bewegung und eine überraschende Scene folgte der andern. Doch auch dieser Aufschwung erreichte bald sein Ende. Die besser organisirte Partei des Umsturzes, welche nach der Abreise des Kaisers selbst schon die Republik auszurufen beabsichtigt hatte, behielt die Oberhand, beschwichtigte die schwachen, bedrohte die energischen Gemüther; Intelligenz wie Unverschämtheit, wohlberechnete Taktik wie List und Trug waren auf der Seite der Empörer; die gutgemeinte Reaction mußte um so mehr der Uebermacht weichen, als — es ist traurig, solches zu gestehen — von Seiten der Organe der Regierung wenig oder gar nichts geschah, dieselbe zu unterstützen. Die Militärgewalt schien, trotz der bedeutenden Garnison, während dieser Zeit gänzlich paralysirt. Graf Hoyos war dem Kaiser nachgesendet worden, um Seine Majestät zu bitten, nach Wien zurückzukehren. Er kam natürlich unverrichteter Sache wieder nach Hause.

So schleppten sich die Zustände bis zum 26. Mai fort. Während dieser Zeit gab es gar viele Episoden, die, jetzt unbedeutend, der Feder wie dem Gedächtniß entschlüpfen; es hatte sich aber eine Unruhe aller Gemüther bemächtigt. Man war neugierig, täglich etwas zu erfahren, und größtentheils wurde diese Neugierde durch eine überraschende Thatsache befriedigt; waren es nicht die Nachrichten aus Paris, Frankfurt, Berlin oder Italien, welche aufregten, so wand man sich wieder den heimischen Auftritten zu, und man sorgte schon gehörig dafür, daß der dramatische Stoff nicht ausging; bald waren es Vorstadt-, Fabrik- und Arbeiter-Crawalle, durch irgend einen äußern Anlaß hervorgerufen; bald brachte man ein Charivari, bald bot wieder ein „schwarzgelber Finsterling“ den Vorwand, die Fenster erklirren zu lassen. Niemand blieb zu Hause; Jeder wollte wo möglich Zeuge der bedeutendsten Vorgänge sein. So erinnere ich mich eines Abends, daß das Karlstheater ernstlich von einer wüthenden Menge bedroht war, weil man den Director reactionärer oder vielmehr

antinationalgardistischer Gesinnungen verdächtigt hatte. Es gelang dem gewandten Manne, sich um so mehr wegen dieses ungerechten Vorwurfes zu rechtfertigen, als seine Bühne gerade die verderblichste Schule für die Ideen des Tages war. Eine Reihe theils empörender, theils unsittlicher und im schlechtesten politischen Geiste geschriebener Stücke befleckte jenes neue, schöne Theater. Die anderen Vorstadtbühnen versuchten sich auch in dieser Gattung, doch in minderem Grade. Im Ganzen war der Sommer 1848 den Bühnenunternehmungen nicht günstig; durch längere Zeit oft ganz gesperrt, waren die Theater, auch geöffnet, weniger als sonst besucht. Wo jede Straße ein pikanteres Schauspiel aus dem Leben bietet, sucht man die künstlich erregten Emotionen nicht hinter dem Lampenschimmer. Es bedurfte daher solcher Kraft- und Zugstücke der gemeinsten und verdorbensten Art, um Zuschauer anzulocken. Staat und Kirche, selbst einzelne gefallene Größen, die man sich nicht scheute, lächerlich zu machen, erlitten natürlich die heftigsten Angriffe.

Eine der wenigen erfreulichen Episoden dieser Zeit bildete der Andrang der Wiener Freiwilligen zu den Werbtischen, welche für den Feldzug gegen die italienischen Rebellen aufgeschlagen waren. Diese jungen Leute, welche sich später als eine so tapfere Schaar erwiesen und mit Ruhm bedeckt zurückkehrten, standen in seltsamem Contrast zu den die Monarchie reformirenden Studenten, welche auf der Aula zurückgeblieben waren.

Doch ich komme zu dem ewig denkwürdigen 26. Mai. Gegen Mittag dieses Tages sah ich eine Abtheilung Infanterie der Bäckerstraße zueilen, und es hieß, die Aula werde geschlossen und militärisch besetzt werden. Diese energische Maßregel wurde mit, wenngleich stummem, Beifall begrüßt. Doch nach einer Stunde kehrte die bewaffnete Macht wieder in die Kaserne zurück. Noch kann ich zur Stunde mir nicht erklären, weßhalb jenes Vorschreiten unternommen und dann wieder so schnell verlassen wurde.

War man seiner Kräfte nicht versichert, so wäre es besser unterblieben. Es zeigte sich daher alsobald eine bedenkliche Bewegung. Die Grafen Hoyos und M. Dietrichstein nebst anderen Personen wurden gefänglich eingezogen und auf der Aula als Geißeln zurückgehalten. Der Anfangs so populäre Graf Montecuculi, Vorsitzender bei den Ständen, konnte sich nur verkleidet seinen Gegnern entreißen und rettete sich, in Linz erkannt, nur mit Mühe in die Gebirge. Mehrere andere Wortführer der ersten Blüthezeit der Revolution hatten sich bereits aus Wien entfernt, oder waren vielfach in ihrer Freiheit, selbst ihrem Leben bedroht. Der Sicherheitsausschuß, die Aula herrschten! Da erhob sich plötzlich, noch weiß man nicht, durch welche Veranlassung, in allen Straßen Wiens ein betäubendes Geschrei: es sollten die Fenster erleuchtet, überall Barrikaden errichtet werden, und der Ruf tausendfach wiederholt: „Es rücke Windischgrätz mit einer Armee über die Taborbrücke heran," schallte wie einst das Hannibal ante portas! durch die Lüfte. Nun begann eine Scene, würdig der Schilderung eines Romanschreibers, wenn er ein Kapitel „Tollhaus" behandelt. Doch war das Tollhaus hier eine große Stadt! Die halbe Bevölkerung schien sich in Maurer, Lastträger und Handlanger verwandelt zu haben; wer nicht Steine tragen wollte, wurde dazu förmlich gezwungen, und nicht nur an den Straßenecken selbst verwendete man das Pflaster zu Barrikaden, auch ganze Massen dieser Steine schleppte man in die verschiedenen Stockwerke, um die vermeintlichen Barbaren, welche die Stadt in ihren Civilisations- und Fortschrittsbestrebungen stören sollten, zu zerschmettern. Doch von dieser Armee ließ sich auch keine Spur entdecken; voll Kampfbegier erwartete man die feindliche Schaar, und selbst die in Wien liegenden Truppen machten keine Miene, sich mit den improvisirten Helden jener Nacht zu messen.

Eine so unermüdete Thätigkeit wäre einer größern Anerkennung werth gewesen!

Nur im Vorübergehen will ich noch bemerken, daß „das Licht heraus!“ während dieser Monate ein oft wiederholter Ruf war, dem man auch immer schon aus dem Grunde bald und willig gehorchte, um die Glaser nicht übermäßig zu bereichern. Bald war es die Freude über irgend einen unblutigen Sieg, bald die Angst vor einer wirklichen oder eingebildeten Gefahr, welche die Fenster erglänzen ließen. In jener Nacht vom 26. Mai wollte man denn bei der beschwerlichen Arbeit sehen und man beleuchtete die Steinhaufen. Während der folgenden Tage bot Wien ein seltsames Schauspiel dar; in den engen Straßen waren so viele und zum Theil so ungeheuere Barrikaden errichtet worden, daß jede Circulation von Wagen gehemmt war und selbst die Fußgänger Mühe hatten, durchzukommen; es mußten beständig ganze Wälle überstiegen werden! Und nirgends ein Feind! Ueberall die tiefste Ruhe bei so furchtbaren Vertheidigungsanstalten!

Fürst Windischgrätz hatte Prag, wo er hinreichende Beschäftigung fand, nicht verlassen! Solche festungähnliche Barrikaden, wie man sie damals in der Nähe der Aula, am Stephansplatze, bei der Burg, auf dem Hofe der Freiung, dem Graben und Kohlmarkte bewundern konnte, hatte selbst Paris nicht gesehen. Möbel der benachbarten Häuser, umgestürzte Wagen, Trümmer aller Art wurden zu Hilfe genommen. Man konnte sie aber als friedliche Barrikaden bezeichnen, denn kein Blut befleckte sie, wie in anderen Städten; dagegen waren sie der Schauplatz wahrer Orgien, und welcher Augenzeuge erinnert sich nicht mit Ekel jener Bacchanalien, die auf der Riesenbarrikade gefeiert wurden, aus der man in die Fenster des erzbischöflichen Palastes stieg? Doch heben wir mehr die gemüthliche Seite dieser Tage hervor; sie streifte nur zu oft an's Lächerliche.

Eine friedliche Menge wogte durch die Straßen, um sich die Barrikaden zu besehen; man bewunderte oder tadelte ihre Struktur, und bei jeder standen einige Männer oder Frauen mit Tellern, um die Gaben

der Besuchenden zu erbitten; ja, am Ende der Naglergasse war sogar ein Maurer aufgestellt, der, in seiner Naivität stolz auf die von ihm kunstgerecht errichtete Barrikade, sie „Kaiserbarrikade" nannte und für den witzigen Einfall reichlich belohnt wurde. Ein Sonntag verging bei der Bevölkerung unter Lust und Scherzen bei dieser Unterhaltung. Die mit den Steinmauern beschäftigten Arbeiter verdienten sich ein schönes Geld, denn nachdem sie die Barrikaden errichtet hatten, zahlte man sie auch wieder, um sie abzutragen. Um sie länger unnöthiger Weise stehen zu lassen, dazu war der Spaß für den täglichen Verkehr doch gar zu unbequem. Mit dem Ende Mai wurde der Bürgerschaft Wiens ein kaiserliches Geschenk von zwölf Kanonen als Beweis des Vertrauens gegeben. Am 30sten führte man diese großmüthige Gabe, mit Kränzen geschmückt, im Triumphe durch die Stadt in's Zeughaus.

Die Wahl eines solchen Zeichens von Wohlwollen und wiederkehrender Gnade hätte wohl nicht unglücklicher ausfallen können, wie man sich später überzeugen wird, da dieselben Geschütze sich im October gegen die belagernden Truppen des Kaisers richteten. Die Reihen der gebildeten Stände hatten sich seit der Entfernung des Hofes in Wien so ziemlich gelichtet; Alles, was nicht bleiben mußte, floh dem Auslande, den Bädern, oder, wo es möglich war, dem Lande zu. Einer Einladung folgend begab ich mich am 1. Juni an das kaiserliche Hoflager nach Innsbruck.

Da ich mir nur als Augenzeuge zu sprechen vorgenommen, so verlasse ich bis zu meiner Rückkehr im August die Schilderung der Vorgänge in Wien, sie nur kurz in ihrem nothwendigen Zusammenhange mit den allgemeinen Ereignissen berührend.

Die Stadt Innsbruck darf aber wohl den ganzen Monat Juni 1848 zu den denkwürdigsten ihrer Geschichte zählen. Ich kann leider nur ein unvollständiges Bild davon geben. Jeder Tag war da durch irgend ein wichtiges Ereigniß, eine ergreifende Nachricht bezeichnet. Ungeachtet aller dieser stets wechselnden,

bald freudigen, bald erschütternden Eindrücke, wie wohlthuend mußte dieser ruhige Aufenthalt auf die so schwer geprüfte kaiserliche Familie einwirken; welch' erhebendes Gefühl, nach den greuelvollen Wiener Scenen sich in der Mitte der treuen Tyroler, in dieser großartigen Natur, dieser wahrhaft freien Gebirgsluft zu finden! Auch schienen die Bewohner Innsbrucks sich an rührenden Beweisen von Anhänglichkeit und Theilnahme überbieten zu wollen. Fackelzüge, Defilirung von Freiwilligen aus den benachbarten Thälern unter betäubenden Vivat's, Deputationen aller Art, hundert andere eigenthümliche Auftritte belebten die kaiserliche Burg und ihre Umgebungen. Die Stadt war mit Fremden überfüllt; und ein Blick auf die hervorragendsten Persönlichkeiten, welche sich in so kurzem Zeitraume in den Straßen Innsbrucks drängten oder begegneten, wird die damalige Bedeutung dieses Orts am besten hervortreten lassen. Außer dem diplomatischen Corps Wiens, welches dem Hoflager gefolgt war, umgaben den Kaiser vier Minister: die Herren von Wessenberg und Dobblhof, dann zwei ungarische, der Fürst Esterhazy und Graf L. Batthyany. Aus Ofen war der Erzherzog Stephan angekommen; es hieß, er habe den Kaiser im Namen Ungarns eingeladen, seine Residenz in jener Stadt zu nehmen. Hatte die Reise des Palatins diesen oder andere Zwecke: in keinem Falle war sie von Erfolg begleitet. Gleichzeitig traf der zum deutschen Reichsverweser erwählte Erzherzog Johann auf seiner Durchreise nach Wien in Innsbruck ein. Oesterreichische Minister, Generale und Diplomaten lösten sich in rascher Folge ab. Unter ihnen Graf Stadion, der angehende Minister, und Jellacic, dessen Name bald öfter genannt werden wird. Zwei Fürsten Schwarzenberg besuchten damals gleichfalls Innsbruck, der Eine, Fürst Felix, der aus Italien verwundet zurückgekehrt war, um später das Schlachtfeld, auf dem er als Freiwilliger so tapfer gefochten, mit nicht minder glänzendem Erfolge gegen den Vorsitz im kaiserlichen

Ministerium zu vertauschen; und jener ritterlich gesinnte Landsknecht, den man überall da findet, wo es gilt, ein legitimes Recht mit treuem Schwerte zu vertheidigen. Fürst Friedrich begab sich an der Spitze einer tapfern Schaar Tyroler Schützen durch die Engpässe nach Italien. Unterdessen war der junge Erzherzog Franz Joseph zur Freude seiner hohen Eltern aus den Gefilden der Lombardei zurückgekehrt, wo er den Muth, die Gefahren und Siege der braven Armee getheilt. Selbst der jüngste Bruder zog die schöne Gebirgstracht der Wildauer Schützen vor, welche dem damals noch kleinen Erzherzog allerliebst stand. Das Interesse, welches das Zusammentreffen so vieler Zeitgenossen einflößte, die entweder schon bekannt, oder bestimmt waren, in nächster Zukunft hervorzutreten, wurde, in Verbindung mit den täglich vor unseren Augen sich entwickelnden seltsamen Begebenheiten, noch erhöht durch die Kunden, welche uns die Fama aus der Ferne in diese von der Revolution unberührten Berge brachte. Zuerst die blutigen Junitage in Paris, denen der Erzbischof zum Opfer gefallen, die aber die Niederlage der rothen Republik entschieden. Dann die furchtbaren Ereignisse in Prag, in denen der Fürst A. Windischgrätz, an der Leiche seiner geliebten Frau, neben einem seiner verwundeten Söhne eine männliche Kraft, eine Geistesgegenwart und Seelengröße bewies, welche an die erhabensten Vorbilder der alten Heldenzeit erinnerte. Auch in Böhmen hatte die böse Saat sich entwickelt, welche die allenthalben thätige revolutionäre Propaganda ausgesäet. Sie beutete da das czechische Element aus, welches der deutschen Regierung Widerstand entgegensetzte und sich deßhalb mit den Feinden jeder Regierung verband. Der Umsicht und Festigkeit des Fürsten Windischgrätz und der ausdauernden Treue seiner Truppen gelang es, Prag und somit Böhmen zu retten. Die Ruhe wurde fernerhin nicht mehr wesentlich in jenem Kronlande gestört, wenn es gleich an Versuchen dieser Art und vielfachen Nachwehen nicht fehlte.

Mit der größten Spannung sah man endlich den Nachrichten aus Italien entgegen; eine Siegesbotschaft reihte sich da an die andere; und während man in Europa glaubte, Oesterreich habe schon alles Land bis an den Mincio aufgegeben, strafte Feldmarschall Radezky alle diese Gerüchte Lügen, und die Leistungen der Armee waren damals der Lichtpunkt, bei dem man, inmitten so vieler dunkeln Wirren gerne verweilte. Die Wunder, welche die österreichischen Waffen nicht nur durch Besiegung ihrer regelmäßigen Feinde, sondern in einem durch den Aufruhr unterwühlten Lande gegen jedes Haus zu wirken hatte, sind bekannt und von einer so gewandten Feder niedergeschrieben, daß es Anmaßung wäre, mehr und Besseres darüber sagen zu wollen. Mit Recht konnte der Dichter damals singen, daß Oesterreich sich nur noch in Radezky's Lager befinde, und wenn schon der Kaiser Franz mit sterbender Hand der Armee das Zeugniß gab, daß sie die Monarchie gerettet, mit nun wie viel stärkerer Wahrheit kam dieser Ausspruch im Jahr 1848 zur Anwendung?

Der Freiheitsschwindel, welcher die Massen in Italien ergriffen, wurde leider von zwei Nachbarstaaten zu Feindseligkeiten gegen Oesterreich benützt. Die Früchte der unheilvollen Saat blieben nicht aus. Pius IX. war damals schon nicht mehr Herr in seinem Lande, und die Erfolge, welche sich an das „Schwert Italiens" knüpften, sind bekannt.

Mit Abscheu konnte man nur jene ungeregelten Schaaren betrachten, die wie zum Hohne sich den Namen „Crociati" beilegten. Die Sendung eines außerordentlichen päbstlichen Legaten war unter diesen Umständen wirkungslos, da es dem heiligen Vater nicht am Willen, wohl aber an Kraft und Mitteln gebrach, dem reißenden Strome Einhalt zu thun.

Couriere und Depeschen kreuzten sich damals auf allen Wegen; aber wo jeder Tag eine Veränderung in der Lage brachte, wurde eine geregelte Unterhandlung zur Unmöglichkeit.

Mit Anfang Juli war es in Innsbruck stiller geworden; der kaiserliche Hof benützte diese vorübergehende Ruhe zu Ausflügen, zu Werken der Wohlthätigkeit, zur Ertheilung von Audienzen. Immer kamen noch theils von Wien, theils aus den Provinzen Abgeordnete von jeder Farbe, mit den verschiedensten Begehren, bald Drohungen im Falle nicht zu erfolgender Rückkehr nach Wien, bald Ausdrücke der Treue und Ergebenheit enthaltend. In dieser Weise wechselten die Scenen; Anhänglichkeit, Trotz, rührende Opferwilligkeit, brutale Begegnung, alle diese Extreme berührten sich, wie dieß gewöhnlich ist in Zeiten politischer Aufgeregtheit, und der durch Leidenschaftlichkeit der Charaktere gebildeten Contraste.

Die Herrschaft, welche sich auf den Maibarrikaden in Wien provisorisch gestaltet, zog sich bis zum Anfange der Reichsversammlung fort. Dieser ging ein Prolog voran; es war die Erscheinung des Reichsverwesers, Erzherzogs Johann. Es sollte dieser Prinz jenen Reichstag zu Wien im Namen des Kaisers feierlich eröffnen, was denn auch geschah. Der Reiz der Neuheit, welcher jenes parlamentarische Schauspiel umgab, beruhigte durch einige Zeit die Gemüther; man wähnte, es hätten nun die ausgetretenen Wogen wieder ihren ordentlichen Lauf genommen und das Staatsschiff rudere fernerhin ungefährdet. Gestützt auf diese trügerische Voraussetzung, wiederholte man denn in Innsbruck die dringendsten Bitten, den Kaiser zur Rückkehr zu bewegen, und in den ersten Tagen des August, nachdem kurz zuvor auch noch eine ungemein zahlreiche ungarische Deputation sich eingefunden hatte, erhielten die Wiener Abgeordneten das Versprechen, daß der kaiserliche Hof sich unverzüglich auf den Weg nach der Residenz begeben werde. Man hatte die Anwesenheit des Kaisers in Wien als das hauptsächlichste, untrüglichste Mittel dargestellt, Alles zu beruhigen, allen Theilen der Monarchie wieder den Frieden zu geben. Der edle Fürst wollte durch längere Zögerung weder den

Vorwurf, noch die Verantwortlichkeit auf sich laden, diesem so dringend ausgesprochenen Wunsch und den daran geknüpften Hoffnungen nicht zu willfahren. Den 12. August früh setzte sich das Dampfschiff in Bewegung, welches die kaiserliche Familie von Linz nach Wien zu führen bestimmt war. Vier bis fünf Dampfer folgten demselben, angefüllt mit zurückkehrenden Flüchtlingen, Fremden, Neugierigen, Deputationen u. s. w. Das Wetter war herrlich; die Reise glich einem Triumphzuge; überall waren die Gemeinden begrüßend an den Ufern aufgestellt; Fahnen flatterten, reich verzierte Stationsplätze, Vivatgeschrei! So gelangte man bis zum Landungsorte Nußdorf, wo der Jubel den höchsten Grad erreichte. Der kaiserliche Hof fuhr unmittelbar von da in den Stephansdom, wo ein feierliches Tedeum abgesungen wurde, dann nach Schönbrunn. Des folgenden Tages fanden die Glückwunschaudienzen, auch die des diplomatischen Corps, Statt.

Es war demnach ein neues Stadium betreten. Doch kaum vergingen acht Tage, als sich bedenkliche Symptome unter der Arbeiterklasse kundgaben; es begannen diese Unruhen im Prater, wo man Erhöhung des Lohns verlangte, und endeten in der Stadt, wo einige Excesse begangen und ein Strohmann, welcher den Arbeitsminister Schwarzer vorstellen sollte, verbrannt wurde. Die Klubs waren im Stillen unermüdet und die Presse, wenn weniger schamlos, doch nicht weniger heftig und angreifend geworden.

Während dieser Zeit hatten sich auch die Zustände in Ungarn mit jedem Tage verschlimmert. Zwei nebeneinander bestehende und sich in ihren Anordnungen und Plänen vielfach durchkreuzende Ministerien, die immer ungestümer auftretende Opposition im Reichstage zu Pesth, welche schon offen eine Lostrennung von Oesterreich verlangte, die steigende Anarchie in allen Comitaten, endlich der entschiedene Widerstand, welchen Croatien dem magyarischen Treiben entgegensetzte, — alle diese Anzeichen deuteten auf einen nahen Sturm.

Ein Umstand trug besonders zur Verwickelung der Dinge bei: die Zusammensetzung des ungarischen Ministeriums. Als es sich darum handelte, diese im März erhaltene Errungenschaft in's Leben einzuführen, war es der äußersten Linken nicht möglich, ein Cabinet im Sinne Kossuth's zu bilden; es mußten gewichtigere, bekannte Namen von gutem Klange dem neuen Ministerium Bestand und Ansehen geben; es sollte eine Art von Coalition alle Parteien befriedigen. Man trug daher die Stelle eines auswärtigen Ministers dem edlen, durch lange diplomatische Sendungen mit den Geschäften dieser Art vertrauten Fürsten Paul Esterhazy an; der allgemein geachtete Déak erhielt das Portefeuille der Justiz und der hochgefeiertste Name in Ungarn, der ebenso talentvolle, als für das Beste seines Vaterlandes rastlos thätige Graf St. Szechenyi übernahm das Ministerium der öffentlichen Arbeiten und Communicationsmittel, des Handels, der Agricultur und dergl. Dieß war die conservative Schattirung des Cabinets. Kossuth hatte sich der Finanzen bemächtigt, und während er dem Grafen L. Batthyany, der sich ganz der ungarisch-demokratischen Partei in die Arme geworfen, die Präsidentschaft des Ministeriums zuwand, bestellte er Meßaros zum Kriegsminister. In solcher Weise waren die Rollen vertheilt. Was nun bei dem ersten Conflikte bei so seltsamer Mischung der verschiedenartigsten Elemente geschehen mußte, geschah: es trennten sich dieselben, und der Bruch zeigte sich Anfangs September, indem Fürst Esterhazy, Graf Szechenyi und Déak ausschieden. Das Ministerium ergänzte sich mit Individuen in seinem Sinne.

Daß jene beiden erstgenannten Männer trotz ihrer frühern Stellung so beschwerliche Aemter übernahmen, konnte ihnen mehr zur Ehre, als zum Tadel angerechnet werden. Es entstand bei ihren bekannten Gesinnungen ihr Entschluß doch nur aus dem sichtbaren Wunsch, Ungarn in so drohender Gefahr nützlich zu sein, größere Uebel abzuwenden. War die Macht der Verhältnisse

stärker als ihre eigene Kraft und ihr redlicher Wille, so kann sie höchstens der Vorwurf treffen, sich über die Tragweite der Heilmittel wie ihrer Handlungen getäuscht zu haben, ein Irrthum, den sie damals mit so Vielen theilten.

Das traurige Geschick, welches nun seit bald neun Jahren auf dem Grafen St. Szechenyi ruht, kann auch seine früheren Gegner mit einem Manne versöhnen, dessen unleugbar große Verdienste und edle Gesinnungen, eingegeben durch die reinste Vaterlandsliebe, man allgemein anerkannte.

Am schärfsten trat der Gegensatz der beiden Ministerien von Wien und Pesth in der Verwaltung des Kriegswesens hervor. So lange nicht die Rede davon war, von den Waffen Gebrauch zu machen, theilte man sich in die Administration. Als aber Graf Latour über die in Ungarn stationirten Truppen verfügen wollte, als Jellacic offen den Gehorsam versagte und selbst feindselig gegen die Regierung in Ofen aufzutreten drohte, da begann ein Doppelspiel eigener Art, das wir demnächst sich näher entwickeln sehen werden. Am meisten zu beklagen war dabei offenbar jener Theil der so schönen Armee, der bei den verschiedenen Befehlen und Gegenbefehlen in der Klemme zu wählen hatte zwischen Ungehorsam gegen die unmittelbaren Vorgesetzten oder dem Treubruche gegen den Kriegsherrn. Ein Kunstgriff eigener Art, dessen sich das Kriegsministerium dabei bediente, war der, die ungarischen Regimenter glauben zu lassen, daß sie fortwährend ihrem Könige Ferdinand V. dienten, der in Wien gefangen gehalten, sich ihnen nicht selbst zeigen könne. Die gleiche Ansicht über den Zustand der Dinge war in einem großen Theil Ungarns verbreitet. Viele wähnten, ihrem in Oesterreich verfolgten Könige treu geblieben zu sein.

Eine Episode bildete in dieser Zeit die Ueberbringung der in Italien gegen die Sardinier und lombardischen Rebellen eroberten Waffen und Fahnen. Es wurden diese Siegstrophäen

auf dem Kriegsgebäude ausgestellt. Allein so sehr war schon selbst der patriotische Sinn in Wien abgestumpft, daß man gleichgiltig an diesen mit dem Blute so vieler tapfern Landsleute getränkten Zeichen vorüberging, sie höchstens neugierig beschaute, und ein Ausdruck der Anerkennung und Bewunderung für die braven Truppen vielleicht mit einer Beleidigung oder einem spöttischen Lächeln vergolten worden wäre. Außer so vielen Kriegern, welche damals den Heldentod für Kaiser und Vaterland starben, waren es besonders drei, an die ich mich nicht ohne stille Wehmuth erinnern konnte: an den Obersten Kopal des zehnten Helden-Jägerbataillons, an den edlen Fürsten Wilhelm Taxis und den ritterlichen Fürsten Rud. Liechtenstein.

Erst später war man diesen glänzenden Thaten und Opfern gerecht, und während General Schönhals mit Sachkenntniß Kriegsgeschichte schrieb, verewigten Hakländer in begeisterter Prosa, Zedliz, Grillparzer, Baumann in feurigen Versen den Ruhm Radezky's und seiner todesmuthigen Schaaren. Ein in den Kriegsannalen aller Länder und Zeiten einziges Beispiel steht der greise Feldherr da, der, nachdem er schon vor mehr als zwanzig Jahren das Festungs-Commando in Olmütz als ehrenvollen Ruheposten hätte übernehmen sollen, bis in sein neunzigstes Lebensjahr mit ungeschwächter Kraft im Rathe wie auf den Schlachtfeldern Italiens die wichtigsten Dienste leistete. Als Krieger ausgezeichnet, als Mensch geehrt und seines liebenswürdigen Charakters wegen allgemein beliebt, erfreute er sich auch, glücklicher als viele früheren Generale anderer Völker von der Römerzeit bis zur französischen Revolution, stets der Huld und Gunst seiner dankbaren Monarchen.

Doch ich kehre zu dem Schauplatze anderer Begebenheiten, nach Wien, zurück, und es ist Zeit, sich jetzt mit der Physiognomie der Reichsversammlung zu beschäftigen.

Die von Kaiser Karl VI. erbaute Reitschule wurde hierzu hergerichtet. Dieß schöne Gebäude hatte außer seiner ursprüng-

lichen Bestimmung bisher nur zu Hoffesten, Carnevals oder Riesen-Concerten gedient. Ein Theil desselben bildete den Sitzungssaal; die Gallerien benützte man zu öffentlichen Tribünen; im Hintergrunde waren einige reservirte Logen und Plätze errichtet. Der Anfang der Session verging mit den gewöhnlichen Vorbereitungen; die Schwierigkeit, sich in so neuen Formen zu bewegen, zeigte sich aber bald, und bis sich die Kammern mit ihren Abtheilungen, ihrem Bureau, ihren Wahlen zurechtfanden, verging eine geraume Zeit. Es war vorzüglich ein Umstand, der in diesem parlamentarischen Chaos gleich in den ersten Tagen störend und die Verhandlungen vielfach erschwerend hervortrat; die Sprachenverwirrung: man sah da nicht nur einige Dalmatier, die nur italienisch verstanden, sondern auch Gallizier und Ruthenen, welche kein Wort Deutsch sprachen, und sich, mit rund abgeschnittenen Haaren und in Schaafspelze gekleidet, gar sonderbar auf den Sitzungsbänken ausnahmen; endlich war da eine wunderliche Mischung von Dialekten; der Wiener Jargon dem feinen Deutsch der nördlichen Provinzen, die Gebirgssprache dem halbwelschen Dialekte gegenüber. Aber auch die Zusammensetzung und die Art der Entstehung dieser Versammlung war eine eigene. Das in aller Eile verfertigte Wahlgesetz wurde nicht überall und in gleicher Weise in Anwendung gebracht; manche Distrikte wählten gar nicht; in anderen, wo man kaum wußte, wovon es sich eigentlich handle, war die Verlegenheit groß, einen tauglichen Candidaten zu finden; mehrere Abgeordnete waren in den Provinzen schon zum Parlamente nach Frankfurt gewählt worden; von diesen zogen Einige vor, ihren Sitz in Wien einzunehmen, Andere blieben wieder in jener Stadt. Ungarn, Italien waren gar nicht vertreten. Eine solche gesetzgebende Versammlung war daher wohl noch nie dagewesen, wird auch nie wieder zusammenkommen.

Es läßt sich ihre kurze Lebensdauer in drei Perioden eintheilen, denen sodann das klägliche Nachspiel in Kremsier folgte.

Der erste Abschnitt war der der Kindheit; man bewegte sich in ungewohnten Kreisen, versuchte zu gehen, zu sprechen; traute seinen eigenen Kräften noch nicht, beobachtete sich gegenseitig; darüber vergingen einige Wochen. Bald trat die Versammlung in die Periode des Jünglingsalters, geberdete sich kühn und unbändig, hielt begeisternde Reden, stellte überraschende Anträge und zeigte weder Mäßigung noch Erfahrung. Doch lag noch etwas Jugendlichfrisches, Feines, selbst oft Hochherziges in diesen Ausbrüchen eines, wenngleich falschen, Patriotismus. Die schlimmen Elemente bekamen jedoch bald die Oberhand, und die an sich unlautern Triebe arteten, als die Kammer die Reife des Mannesalters erreicht hatte, in politische Leidenschaften aller Art aus, welche die Versammlung in einen revolutionären Klub umgestalteten.

Bis zum verhängnißvollen 6. October zogen sich die Verhandlungen, wenngleich oft stürmisch, doch regelmäßig hin. Strohbach aus Prag präsidirte mit Ruhe und Unparteilichkeit; es fielen heftige Scenen vor, aufreizende Reden wurden gehalten, doch kam es nicht zu thatsächlichen Meinungsäußerungen. Von jenem Tage an aber nahm die Kammer mehr den Charakter eines Neuigkeitsbureau an, von dem wir später sprechen werden. Wir wollen die bezeichneten Phasen in Kürze beleuchten. In die erste Epoche fallen einige jungfräuliche Reden, einige rauschend beklatschte Motionen, von denen jene über Ablösung oder Aufhebung der Zehnten, Frohnden, der grundherrlichen und Patrimonial-Rechte und dergleichen mehr den meisten Anklang fand. Verschiedene andere Vorschläge, zum Theile revolutionärer, zum Theile unpraktischer Art, folgten. Es ist unnöthig, sie einzeln herzuzählen. Bei so vielen, vielleicht gutgemeinten, aber öfter ärgerlichen Reden gab es nur wenige erfreuliche, erhebende Momente; ein gewisser Terrorismus hatte sich schon der Gemüther bemächtigt, und es fehlte den bestgesinnten Abgeordneten der Muth, sich in einem anderen, als dem Tone des Tags zu äußern. Dennoch erinnere

ich mich mit Freude der Rede des biedern Seelinger, welcher der tapfern Armee in Italien ein Dankvotum beantragte; er wurde kaum angehört und ausgelacht. (Später versuchte ein Deputirter zu Kremsier in einem witzig oder geistreich sein sollenden Vorschlage, der Armee zur Belohnung ihrer Verdienste zu gestatten, drei Offiziere als Abgeordnete zur Reichsversammlung wählen zu dürfen.) Ein zweiter, ebenso schöner Augenblick war jener, in dem der damalige Justiz-Minister Bach Ende September mit wahrer Todesverachtung männlich-kräftige Worte, die Versammlung an ihren Eid erinnernd und die Rechte der Krone wahrend, sprach.

Eine auffallende Bemerkung, die selbst dem oberflächlichsten Beobachter nicht entgehen konnte, war der entschiedene Mangel an guten Rednern. Kein Talent dieser Art ragte aus der großen Menge der Abgeordneten (200 bis 300) hervor. Oratorische Eigenschaften fanden sich weder auf den Bänken der Minister, noch auf jenen der Opposition. Heftigkeit der Ausdrücke, ungestüme Geberden mußten ersetzen, was der Rede am Schmucke gebrach. Einer der leidenschaftlichsten Redner war Löhner, eine hagere, blasse Gestalt in stets fieberhafter Aufregung.

Am geschwätzigsten zeigte sich der Prager Buchhändler Borrosch, der mit kreischender Stimme und pedantischer Wichtigkeit ganze Phrasen und Gemeinplätze, der französischen Kammer entliehen, in ein kaum verständliches Deutsch übersetzte; neben ihm machte sich der verächtliche Füster, der abtrünnige Priester, breit, und einige erbärmliche Wichte, wie Violand, Umlauf und Andere mehr, declamirten um die Wette. Der neue Minister Graf Stadion und der abgetretene von Pillersdorf saßen auf den Bänken der Deputirten. Ersterer war beinahe ganz stumm und begnügte sich, die vor ihm sitzenden gallizischen Bauern wie Marionetten zu leiten, indem er ihnen zuflüsterte, wenn sie aufzustehen oder sitzen zu bleiben hätten. Pillersdorf dagegen sprach leider viel und oft

mit einer hohlen, einförmigen Stimme. Von den beiden Abgeordneten Schuselka und Smolka, welche der gemäßigten Partei angehörten, war Ersterer einer der besten Redner. Auch fehlte es nicht an komischen Intermezzo's. Ein herkulisch gebauter Abgeordneter, als gallizischer Nationalgardist gekleidet, schloß seine in einem entschieden polnischen Dialekt gehaltenen Reden jedesmal, wie einst Cato sein delenda, mit den Worten: „Ich aber trage darauf an, daß die Minister in Anklagestand versetzt werden!"

Es wäre ermüdend, alle diese Auftritte, die sich mit jedem Tag erneuerten, zu beschreiben, und dennoch müßte man bedauern, wenn die Protokolle dieser Versammlung verloren gegangen oder vernichtet worden wären. Eine Geschichte derselben dürfte ebenso viel Stoff zur Heiterkeit bieten, als sie belehrend und warnend für alle folgenden Zeiten wirken müßte. Ich will nur noch einer merkwürdigen Sitzung — jener vom 18. September — erwähnen.

Es hatten sich nämlich an jenem Tag Abgeordnete aus Pesth eingefunden, welche verlangten, daß einer verhältnißmäßigen Anzahl ungarischer Deputirten Sitz und Stimme in der Wiener Reichsversammlung eingeräumt werden sollte. Es berieth diese über den wichtigen Gegenstand in öffentlicher Sitzung, während die Magyaren das Resultat auf dem Josephsplatze abwarteten.

Bei der langen Abstimmung war die Spannung im Saale groß, in welcher Weise über diese Lebensfrage der Verfassung entschieden werden würde. Es erfolgte eine ablehnende Antwort, und schon erwartete man, daß die ungeduldig harrenden und mit den Säbeln klirrenden Ungarn in den Saal dringen und mit Gewalt Besitz von den Bänken nehmen würden. Doch achtete die Deputation das Votum ihrer Wiener Collegen und zog ruhig wieder ab. Während dieses sonderbare Zwischenspiel in Wien stattfand, wurden Fürst Lichnowsky und Oberst von Auerswald in Frankfurt ermordet.

Außer den Kammerscenen gewährten die Vorgänge in Wien während des September nur wenig Interesse; es fehlte allerdings

nicht an Klub-, Theater- und Straßen-Scandalen; die Anarchie erhob wieder nach allen Seiten ihr Haupt. Eine Emeute fand am 23sten Statt; eine verfehlte Speculation, bei der viele Menschen um ihr Geld betrogen wurden, gab die Veranlassung dazu, und der Minister Dobblhof mußte, einem drohenden Pöbelhaufen zu entgehen, sich flüchten.

So trug beinahe jeder Tag eine andere Farbe, gab den Dingen eine neue Wendung.

Ich will nur noch kurz des 24. Septembers erwähnen, um zu zeigen, welch bizarre Scenen sich oft während vier und zwanzig Stunden zusammendrängten.

An jenem Tage hielt Dr. Schütte in dem großen Saale des Odeon, welcher mehrere Tausende von Menschen umfassen konnte, eine Rede im deutsch-katholischen Sinne. Diese neue Lehre hatte sich schon im Jahr 1847 in Deutschland verbreitet und war, einer Schlingpflanze gleich, die sich gern auch dem politischen Widerstand anschließt, nach Oesterreich gedrungen. Der kirchen-reformatorische Unsinn fiel da gerade auf keinen günstigen Boden; bei der allgemeinen Aufgeregtheit rief man aber doch diesen frechen Declamationen Beifall zu und es fanden sich einige Bewunderer der modernen Gottesgelehrtheit. Während diese erbauliche Predigt von einer Tribüne herabgedonnert wurde, weihte Füster auf dem Glacis die neuen Fahnen der Nationalgarde, eine wahre Profanation! Nicht genug! Der Abend brachte ein anderes, nicht minder anziehendes Fest! Von dem Balkon eines Gasthauses auf dem Neumarkte ließen sich die bekanntesten radicalen Redner der Reichsversammlung hören; sie hatten sich dort zu einem Mahle vereinigt, um die Abschaffung der Feudallasten feierlich zu begehen; eine Deputation von Bauern, den Vater des Motionsstellers an der Spitze, brachte den hochverdienten Volksbeglückern einen Fackelzug. Rauschende Toaste und Vivats erschallten! Jeder Redner wurde nach der Reihe dem dicht gedrängten Volk

auf dem Platze vorgestellt und sein Name natürlich mit lärmendem Jubel begrüßt, wenn vielleicht Viele ihn nie gehört hatten. Unter den Sprechern zeichnete sich Goldmark aus, der theils durch cynische Ausfälle, theils durch unverschämte Angriffe auf hochgestellte Personen das Publikum in die heiterste Stimmung versetzte. Dieß improvisirte Volksfest zog sich bis in die tiefe Nacht hinein, ohne gerade zu größeren Excessen geführt zu haben. Endlich an demselben Abend des 24. September traf ein Reisender, nur von einem Jäger begleitet, in Wien ein, es war der Erzherzog Palatin, der Ungarn verlassen.

Die Zustände in diesem Lande hatten sich der Art gestaltet, daß es dem Erzherzog Stephan nicht mehr zu bleiben möglich war. Zu edel, sich zum Werkzeug einer fanatischen Partei gebrauchen zu lassen, aber ohne Mittel und die gehörige Kraft, sich in seiner Würde zu behaupten, zog er die Entfernung vor und begab sich dann auf seine Herrschaften in Deutschland.

Kaum hatte sich die Nachricht dieser Abreise in Pesth verbreitet, so brach der bisher nur noch mühsam durch die Anwesenheit des Palatins zurückgehaltene Sturm los, und die Wuth der regierungsfeindlichen Partei kannte keine Gränzen. Bathiany, Kossuth geberdeten sich als unumschränkte Dictatoren; Ungarn war schon factisch für die Monarchie verloren.

Da ermannte man sich in Wien, und es erfolgten jene bekannten kaiserlichen Decrete, welche in Ermangelung eines ungarischen Reichskanzlers von dem in der Eile dazu ernannten General Retsay contrasignirt wurden. Es versuchten jene Verordnungen den Status quo ante wieder herzustellen, lösten den Landtag, das Ministerium in Pesth auf und mahnten dringend an eine Rückkehr zur gesetzlichen Ordnung. Der vortreffliche F.-M.-L. Graf Lamberg wurde ausersehen, diese Proclamation nach Pesth zu überbringen und deren Durchführung als Regierungscommissär zu bewerkstelligen. War irgend eine Persönlichkeit

geeignet, eine so schwere, gefährliche Aufgabe zu lösen, so war es gewiß der edle Graf, der mit dem humansten Charakter männliche Festigkeit verband. Diese treue Ergebenheit des in seinem Berufe sich opfernden Soldaten wurde dadurch anerkannt, daß man ihn am 28. September auf der Kettenbrücke von Pesth in cannibalischer Weise ermordete. Somit war das letzte Band zwischen dem Kaiser und Ungarn zerrissen.

Ein empörender Justizmord, an dem loyalen Grafen Eugen Zichy verübt, fällt auch in diese Zeit.

Wir stehen nun am 1. October, dem ersten Tage jenes an schauderhaften Ereignissen so reichen Monats! Es waren in Folge des Entsetzens, das die Pesther Vorgänge verbreitet, wieder einige ruhige Tage eingetreten. Doch die Ansteckung, das Beispiel wirkt nie unwiderstehlicher, als in politischen Krisen dieser Art; Blut lechzt nach Blut, und nur bis das letzte, gleichsam als Sühnopfer gefallen, tritt eine heilsame Rückkehr zu gesunden Ansichten ein. So auch hier! Man glaubte noch immer ein hinreichendes Schutzmittel gegen alle Gefahren in der legislativen Constituante gefunden zu haben. Sie war wohl als der Ableiter aller verderblichen Säfte betrachtet worden. Man hatte dabei die Thätigkeit der Propaganda mit ihrer zügellosen Presse, ihrem Klubregiment und all den geheimen Triebfedern, welche sie jeden Augenblick in Bewegung setzte, zu berechnen vergessen.

Bald fand sich wieder ein willkommener Vorwand zur Aufregung der Bevölkerung. Die Wiener Garnison hatte sich bisher ruhig und fahnentreu verhalten; sie war wider Willen zu einer Unthätigkeit bestimmt, welche wohl nicht mit ihrem Wunsche harmonirte, sich, wie ihre Kameraden, im Feld und nicht im unrühmlichen Straßenkampf auszuzeichnen. Aber eben diese unfreiwillige Ruhe, Mangel an Aufsicht, oder andere zufällige Einwirkungen lockerten nach und nach die Bande der Disciplin, und es fanden sich Emissäre selbst in den Kasernen ein, welche die Truppen zu

bearbeiten, sie zu überreden suchten, im Falle man ihrer zur Einschreitung gegen Unruhen bedürfen würde, die Waffen nicht gegen das Volk zu gebrauchen. Bei diesen Anzeichen fand es der Graf Latour gerathen, einen Garnisonswechsel vorzunehmen, und ein Theil der Truppen sollte den 6. October früh Wien verlassen. Diese Nachricht genügte, um alle Hebel von Seiten der Umsturzpartei in Bewegung zu setzen; man lud einzelne Soldaten in Gasthäuser ein, berauschte sie, drängte sich bis in die Kasernen, und als die Bataillone den Marsch antraten, mischte sich Volk, selbst Weiber und Kinder, in ihre Reihen, bat, schrie, lachte und wollte sich dem Fortgehen widersetzen. So gelangte der Zug in Unordnung bis zur Taborbrücke. Was von nun geschah, wird jedem Zeugen unvergeßlich bleiben. Ich erzähle nur, was ich gesehen. Ein heftiger Kampf hatte sich bei jener Brücke zwischen den Truppen und den aufgestellten Studenten entsponnen; zwei Stabsoffiziere fielen; ein Gemetzel fand noch in der Leopoldstadt mit einer Escadron Cavalerie Statt. Eine eroberte Kanone und andere Trophäen wurden triumphirend durch die Stadt gezogen.

Im Kriegsgebäude hatte sich der Ministerrath versammelt, um so bedenklichen Symptomen zu begegnen. Man schien zu keinem Entschlusse gelangen zu können. So war der Mittag herangekommen. Damit nichts zur Vergrößerung dieser heillosen Verwirrung fehle, waren auch die Nationalgarden in Conflict gerathen; jene der Vorstadt Wieden war herbeigeeilt, um die Studenten zu unterstützen und durch Sturmläuten Hilfe von Außen zu erhalten; die schwarzgelb gesinnte Garde des Kärnthnerviertels widersetzte sich diesem Vorhaben, bewachte die Zugänge zum Stephansplatze und wurde von den Wiednern angegriffen. Es erhob sich ein Kampf; man schoß von den Gallerien des Domes herab, ja selbst in der Stephanskirche wurde gemordet; viel Bürgerblut floß in jener Stunde. Sendboten bedeckten die Straßen nach Schönbrunn, wie das Innere der Stadt nach allen Seiten. Graf Latour

ordnete, die feindlichen Nationalgarden zu trennen, das Ausrücken von Truppen an; sie kamen bis gegen den Stephansplatz, und schoßen auf dem Graben und in den naheliegenden Straßen in die Luft oder an die Häuser, um zu schrecken; allenthalben erklirrten die Fenster; Glas bedeckte das Pflaster. Diese Demonstrationen erbitterten nun die Gemüther, und einige Stimmführer verlangten von dem Kriegsminister, daß er den Truppen befehle, sich nicht nur zurückzuziehen, sondern auch die Stadt zu verlassen. Dieß geschah durch einen geschriebenen Zettel, den Graf Latour vom Fenster herab warf. Die Garnison unter General Graf Auersperg zog sich, auf dem Glacis bivouaquirend, zurück.

Nach diesen stürmischen und blutigen Vorgängen krochen die Neugierigen aus ihren Wohnungen, besahen sich die zertrümmerten Fensterscheiben und wähnten das Drama für jenen Tag zu Ende gespielt. Die Reichsversammlung hatte sich gleichfalls thätig bewiesen, unterhandelt, und mit Erstaunen sah man den Abgeordneten Borrosch, mit einer weißen Schärpe angethan, die Stadt durchreiten, überallhin Frieden und Versöhnung verkündend. Der Anblick der Stadt war ruhiger, als man nach solcher Aufregung erwarten konnte. Doch gab es einzelne blutige Episoden; so sah ich einen Stabsoffizier, der mit Depeschen nach dem Kriegsministerium ritt, an der Ecke der Herrngasse von einer Kugel getroffen sinken und in ein Haus der Wellenstraße tragen.

Gegen vier Uhr war ich noch auf dem Platze am Hofe, wo wohl einige Gruppen sich lebhaft unterhaltender Menschen standen, aber nichts die scheußliche Katastrophe verrieth, welche kurz nachher daselbst stattfinden sollte. Die tragischen Umstände, welche den Tod des unglücklichen Grafen Latour begleiteten, sind leider nur allzu bekannt. Meine Feder sträubt sich, diese Schreckensscenen wiederholt zu beschreiben! Der in seinem Verstecke entdeckte Kriegsminister wurde von der gedungenen Mörderrotte auf das Grausamste zerfleischt und aus zwanzig Wunden bluttriefend am Gas-

laternenpfahle aufgehängt. Papier, Kleidungsstücke, Möbel flogen aus den Fenstern des Hotels und wurden von der Menge aufgefangen. Die anderen Minister, unter ihnen Wessenberg und Bach, hatten sich schon früher unerkannt aus dem Kriegsgebäude entfernt und verließen später verkleidet die Stadt.

Wenn man jetzt, wenngleich mit Schauder, doch mit kälterem Blute auf diese Greuelscenen zurückblickt, so fragt man sich, was die Anstifter eigentlich damit beabsichtigten? War es nur, um eine erbärmliche Rache an der Person des Grafen Latour zu kühlen? Dazu gab weder sein Charakter, noch sein Benehmen Anlaß; sanft, menschenfreundlich, war er in seinem früheren verdienstvollen, aber bescheidenen Wirkungskreise als Geniegeneral der Menge kaum dem Namen nach bekannt; in seiner neuen schwierigen Lage trug er derselben überall Rechnung, forderte er nicht heraus, verletzte Niemand. Hoffte die umwälzende Partei durch seinen gewaltsamen Tod ihre Pläne ungehinderter zu fördern, oder vielleicht durch die Ermordung sämmtlicher Minister das Werk der Anarchie zu vollenden, so schien sie zu vergessen, daß hinter dem Grafen Latour und seinen Collegen noch viele gleichgesinnte Ehrenmänner standen, bereit, ihr Leben für Kaiser und Vaterland zu opfern.

Es schien daher, als habe sich jene Partei den Kriegsminister als besonderes Opfer auserkoren; seine Handlungen wurden täglich von der Presse in der gehässigsten Weise als Verrath am Volke ausgelegt. Er erhielt Drohbriefe; man verlas in öffentlicher Sitzung die aufgefangenen, an Jellacic gerichteten Schreiben. Sein Urtheil war von dem geheimen Bluttribunale schon gefällt.

Dennoch fanden sich noch an demselben Abend einige gemüthliche Abgeordnete, welche, dieses beklagenswerthe Attentat verabscheuend, dem Kaiser nach Schönbrunn den Wunsch der Reichsversammlung überbrachten, die Urheber desselben amnestirt zu sehen. Zur selben Stunde rühmten sich Cannibalen in Bierhäusern ihrer That und

zeigten die Mordinstrumente und andere Abzeichen derselben vor. Dieser denkwürdige Tag schloß in angemessener Weise. Das siegestrunkene Volk begab sich zum kaiserlichen Zeughause, belagerte, beschoß, bestürmte es förmlich. Heldenmüthig vertheidigte die kleine Besatzung das ausgedehnte Gebäude. Von Minute zu Minute ertönte der dumpfe Donner der Kanonen, in den Straßen der Stadt wiederhallend. Es gelang endlich der Ueberzahl, sich des von allen Seiten angegriffenen Arsenals zu bemächtigen. Seine Mauern waren furchtbar durchlöchert. Nur ein über dem Thore angebrachtes altehrwürdiges Marienbild blieb, wie durch ein Wunder, unversehrt. Es ziert und schützt dasselbe nun den Altar der neuerbauten gothischen Kapelle im großen kaiserlichen Arsenale.

Die seit Jahrhunderten angehäuften Waffen und historischen Curiositäten des Zeughauses wurden theils geplündert, theils zertrümmert, viele derselben des andern Tags an Vorübergehende auf den Straßen feilgeboten und verkauft, oder verschleppt.

Die Garnison, welche, wie man sich erinnert, auf dem Glacis campirte, bezog später eine Art von Lager in der Nähe des Belvedere. Ein Theil derselben sollte jedoch zur Escorte der kaiserlichen Familie verwendet werden. Denn noch in derselben traurigen Nacht verließ der Kaiser zum zweiten Male die Burg seiner Väter und gelangte, nicht ohne Hindernisse bei Krems die Donau übersetzend, nach Olmütz.

Nun beginnt ein neuer Zeitabschnitt.

Abermals trat eine kleine Völkerwanderung ein. Alles, was Wien verlassen konnte, zum kaiserlichen Hofe in irgend einer Beziehung stand, entfernte sich. Die umliegenden Orte waren mit so freiwillig Exilirten angefüllt; der Anblick der Stadt daher trübselig; man begegnete da bedenklichen Gesichtern: Männern mit Calabresern und Schleppsäbeln, die sich ein martialisches Ansehen geben wollten; ihnen gesellte sich auch eine bewaffnete weibliche Schaar bei, verworfene Geschöpfe unter einer noch verächtlicheren

Anführerin — ein widerlicher Anblick! Die Hoftheater waren geschlossen, die anderen nur wenig besucht.

Das diplomatische Corps hatte sich öfters bei Lord Ponsonby versammelt, um zu berathen, welches Benehmen in dieser Lage einzuhalten sei. So lange in Wien noch eine Art von Regierung bestand, genossen die Repräsentanten der fremden Mächte den Schutz des Völkerrechts, und sie hielten daher aus. Mitte October, als jedoch die Stadt als eine belagerte und zu erobernde, daher feindliche proclamirt wurde, setzte ein ministerielles Circular das diplomatische Corps hiervon mit dem Beifügen in Kenntniß, daß es gerathener wäre, wenn dasselbe die Stadt verließe, um irgend einen anderen beliebigen Aufenthalt im Lande zu nehmen. Der beengte Raum in Olmütz leider gestatte nicht, dasselbe an das kaiserliche Hoflager einzuladen. In Folge dieser Mittheilung begaben sich die Mitglieder des Corps in die Umgebungen Wiens, größtentheils nach Hitzing; nur der türkische Botschafter, welcher die zur ungehinderten Abreise bestimmte Frist versäumt hatte, mußte in Wien zurückbleiben und die Belagerung mit ihren Chancen aushalten. Ich freue mich, hier zweier Ehrenmänner erwähnen zu können, die in strengem Pflichtgefühle und mit aufopferndem Muthe auf ihren Posten ausharrten und inmitten dieser Stürme schützten und retteten, was nur immer möglich war; es waren der k. k. Finanzminister von Krauß und der Oberhofmarschall Landgraf F. von Fürstenberg.

Die außerhalb der Stadt gelagerte Wiener Garnison vereinigte sich später nächst dem Laarberge mit dem heranziehenden Corps des Banus Jellacic, und täglich vernahm man fernen Kanonendonner; auch fehlte es nicht an Plänkeleien, die oft für die Betreffenden einen blutigen Ausgang nahmen. So wurde einmal die verstümmelte Leiche eines Studenten in die Bureaux der Reichsversammlung gebracht, und ihr Anblick ergriff einen Deputirten bis zum Wahnsinn. An einem andern Tage nahmen

die Studenten wieder den General Retsay, den Unterzeichner der ungarischen Ordonnanzen gefangen und hielten ihn auf der Aula fest. Doch all dieß waren nur Vorspiele und Neckereien.

Der kaiserliche Hof hatte nun entschieden die Bahn der Concessionen verlassen, mit Wien und der Reichsversammlung gebrochen und sich entschlossen, mit bewaffneter Hand dem revolutionären Unfuge ein Ende zu machen. Fürst Windischgrätz, zum Feldmarschall ernannt, wurde beauftragt, mit einem Armee-Corps gegen Wien zu marschiren und diese Stadt zu unterwerfen. Während dieser Zeit wurden Verhandlungen angebahnt, welche zu keinem Resultate führten. Die Minister Wessenberg, Bach und Hornbostl befanden sich in Olmütz. Letzterer, welcher dem Kaiser nachgereist war, nahm dort seine Entlassung.

Fürst Felix Schwarzenberg, viele Generale und Staatsmänner versammelten sich um den kaiserlichen Hof.

Mittlerweile tagte die Reichsversammlung fortwährend, ohne sich jedoch mit legislativen Arbeiten zu beschäftigen; man berieth nur die Angelegenheiten des Tages, und Schuselka, als permanenter Berichterstatter über alle neuen Vorfälle und Negociationen, erschien von Zeit zu Zeit auf der Tribüne, um den Stand der Dinge zu verkünden. Sein Vortrag war angenehm, klar, ohne leidenschaftliche Ausfälle. Es wurden die Correspondenzen zwischen Olmütz und Wien, die bekannten Briefe von Jellacic gelesen; die Verlegenheit, sich aus dieser Lage zu ziehen, war sichtbar. So verflossen vierzehn Tage. Je näher die Gefahr heranrückte, desto frecher geberdete sich die Umsturzpartei; die Klubs und Sicherheitsausschüsse hatten an Bedeutung und Einfluß die Reichsversammlung schon überflügelt; man sah selbst auf den Gallerien Bewaffnete, welche die Deputirten bedrohten, wenn sie von Unterwerfung sprachen. Alles war gehörig terrorisirt. Doch präsidirte Smolka die Versammlung ruhig und mit Gewandtheit; sie hielt aus. Die Wiener Nachrichten waren auch nach Frankfurt gedrungen,

und von dort zwei Deputationen abgesendet worden, die, in verschiedenem Sinne auftretend, dennoch in keiner Weise auf den Gang der Ereignisse einwirkten. Welcker und Mosle erschienen als Reichs-Commissäre mit der Instruction, vermittelnd durchzugreifen. Es setzte ein gänzliches Verkennen der damaligen Verhältnisse voraus, wenn man sich von dieser Sendung nur irgend einen Erfolg versprach. Schon auf der Herreise konnten jene Reichsgesandten die Schwierigkeit ihrer Aufgabe ermessen, und als sie die in Passau oder Linz erlassene Proclamation, um auf ihre Ankunft vorzubereiten, in Wien anschlagen ließen, fragte man sich, was diese Herren eigentlich wollten, weßhalb sie sich in die Sache mischten; man lachte und riß die großen Anschlagezettel herab.

Die Herren begaben sich daher unverrichteter Sache nach Olmütz und von da ebenso wieder nach Frankfurt zurück; war doch dort auch noch Manches zu ordnen!

Größern Erfolg hatte die radicale Sendung, von Robert Blum und Fröbel angeführt. Sie organisirten zum Theil die Widerstandskräfte, fraternisirten mit den Gleichgesinnten und wurden wie Helden und Offiziere empfangen.

Ich verließ Wien den 22. October, um mich nach Hitzing zu begeben. Zahlreiche Barrikaden, denen man nur mit Mühe ausweichen konnte, bedeckten die Vorstädte; und auf der Schönbrunner Allee standen die Vorposten der Freischärler und der k. k. Truppen nur einige Schritte voneinander.

Den 23. October rückte Fürst Windischgrätz über Klein-Neuburg, wo er die Donau passirte, und Döbling in Schönbrunn ein, und nahm sein Hauptquartier im Schlosse zu Hetzendorf. Freudig begrüßten wir den tapfern, edlen Feldmarschall.

Nun beginnen die acht stets denkwürdigen Tage der Wiener Belagerung.

Es hatten sich über die Art derselben verschiedene Ansichten gebildet. Ich bin hier nur Berichterstatter der Vorfälle, welche

ich dabei selbst erlebt und gesehen. In jeder Minute war man durch irgend ein Ereigniß angeregt. Um die Stadt möglichst zu schonen, wurde sie nach und nach von allen Seiten eingeschlossen; es war schwer in dieselbe zu gelangen, noch schwerer, sie zu verlassen. Messenhauser befehligte die Vertheidigungstruppen, deren genaue Anzahl man nie kannte, die aber in den letzten Tagen bis auf tausend Mann herabgeschmolzen sein soll, als man an der Einnahme nicht mehr zweifeln konnte. Auch wurden die noch rüstigen Männer auf der Straße und in den Häusern zum Waffendienste förmlich gepreßt. Nachdem die Cernirung bewerkstelligt wurde, versuchte man einzelne Angriffe auf die Stadt, und warf Bomben und Zündraketen, mehr um zu schrecken als zu schaden. Was diese Geschosse in den ersten Tagen zerstörten, war unbedeutend. Dagegen sah man den Himmel mehrere Nächte hindurch von den Feuersbrünsten in den Umgebungen roth gefärbt. Ich zählte jedesmal bei einbrechender Nacht mehrere solcher Flammensäulen. Unter den Gefechten vor der Stadt waren zwei auf Kirchhöfen die heftigsten. Der eine, auf der Schmelz, wurde genommen und wieder verlassen, ohne Erfolg. Das andere Gefecht entspann sich bei dem Gloggnitzer Eisenbahnhof, von dem ein Theil verbrannte; man sah das blecherne Dach in glühenden Tropfen schmelzend herabfallen. Die Grabsteine in dem benachbarten Kirchhofe dienten als Barrikaden. Ein großer Theil der Hitzinger Bewohner hatte sich täglich, und selbst während der Nacht auf der Schönbrunner Gloriette versammelt, um dem furchtbar erhabenen Schauspiele der die Lüfte durchkreuzenden Raketen und Kugeln beizuwohnen, das unausgesetzte Krachen des Geschützes zu vernehmen.

Auch mitten in einer Nacht wurde man durch einen falschen Lärm alarmirt, da eine gewaltige Kanonade vermuthen ließ, daß die Wiener Garnison einen Ausfall gewagt hätte.

Einen ganz eigenen Anblick bot das Hetzendorfer Schloß. Beständig wurden Gefangene eingebracht oder fanden Unter-

suchungen und standrechtliche Executionen Statt. Im Hofraume wurden oft über 300 Menschen bewacht. In einem großen Saale waren alle Briefe und Postpaquete, welche für Wien angekommen waren, aufgehäuft und wurden erst später ausgetheilt.

Während die Woche bei so stets wechselnden Eindrücken schnell genug verflossen, kam der Sonntag, der 29ste, heran, an dem man sich von der Wienerstraße her eine Reihe von Wagen bewegen sah, in denen einige Herren des Magistrats und Deputirte saßen. Sie waren ermächtigt, mit dem Fürsten Windischgrätz eine Capitulation abzuschließen, welche denn auch im Laufe des Tages zu Stande kam. Man athmete daher freier; Wien sollte schon nach zwei Tagen geräumt und den kaiserlichen Truppen übergeben werden. Alles fiel demnach friedlicher und unblutiger aus, als man erwartet hatte.

Dem Zuge vieler Neugierigen folgend, näherte ich mich in den Mittagsstunden des 30sten mit einigen Bekannten in der Richtung von Breitensee der Stadt, als eine Kanonenkugel über unsere Köpfe dahinflog. Wir erfuhren nun, daß der Waffenstillstand gebrochen, die Capitulation nicht mehr gehalten sei und man sich gegenseitig zum neuen Kampfe rüste. Es hatte sich nämlich, wie zur Zeit der Türkenbelagerung, ein beständiges Observatorium auf dem Stephansthurm gebildet; freilich mit dem Unterschiede, daß dießmal nicht ein treuer Stahremberg, sondern ein verrätherischer Messenhauser jenen bekannten steinernen Sitz einnahm. Von dieser Höhe entdeckte man nun nicht nur die verabredeten Zeichen, sondern auch die ganze ungarische Armee, welche zum Entsatze Wiens herbeigeeilt war. Schnell war der Entschluß der Empörer gefaßt; sie brachen das am vorigen Tage gegebene Wort und setzten die Vertheidigung fort. Die folgende Nacht verging für den Fürsten Windischgrätz in Erwägung der Alternative, erst den ungarischen Rebellen entgegenzugehen, in welchem Fall ein Angriff im Rücken von Seiten der Stadt gefürchtet werden mußte, oder

Wien mit Gewalt zu unterwerfen. Der Feldmarschall wählte den erstern Ausweg, verließ mit Tagesanbruch das Hauptquartier und in wenigen Stunden war das Heer Kossuth's in regelloser Flucht wieder der ungarischen Gränze zugekehrt. Durch ein besonderes unglückliches Zusammentreffen von Umständen wurde dieser glänzenden Waffenthat bei Schnechat nicht der volle verdiente Erfolg zu Theil. Doch war immerhin die von dorther drohende Gefahr glücklich beseitigt und man schritt nun zum Bombardement und zur Einnahme der Stadt. Es muß militärischen Federn vorbehalten werden, dieselbe zu beschreiben. Ich weiß nur, daß drei Angriffe stattfanden: bei dem Burgthor, an der Mazleinsdorfer Linie und durch den Prater in die Jägerzeil, wo die große Sternbarrikade errichtet war. Die einzelnen Episoden dieses Dramas kann ich nicht erzählen; daß es dabei an Zerstörungen, an Excessen aller Art nicht fehlte, wer mag daran zweifeln? Furchtbar nahm sich während der Nacht der Brand der kaiserlichen Bibliothek und der Einsturz des Augustinerthurms aus; gräßlich waren die Ruinen des kolossalen Odeonsaales anzusehen; noch lange nachher waren die Kugelspuren an vielen Häusern sichtbar. Das durchlöcherte Burgthor öffnete sich am 31. October Abends den kaiserlichen Truppen. Die Straßen waren leer, mit weggeworfenen Waffen bedeckt; die Soldaten bivouakirten auf den Plätzen. Die schwarz-gelbe Fahne wehte wieder vom Stephansthurme. Die Lage Wiens war daher am 1. November wesentlich verschieden von der am 1. October! Es spielte an jenem Tage das Wiener Revolutions-Drama seine letzte Scene, ein Drama, das mit einer unbedeutenden Studenten- und Kaffeehaus-Demonstration begonnen, mit einer kläglichen Niederlage geendet hatte. Und stellt man sich nun die Frage, weßhalb und durch wen alle diese Ereignisse in's Leben gerufen? Erinnert man sich aus früherer Zeit des leichten, gutmüthigen Sinnes der Wiener, den auch wieder in diesen schaudervollen Tagen viele einzelne

Charakterzüge hervorhoben, so muß man den Gastrollen in diesem Schauspiele die nachhaltigste Wirksamkeit einräumen. Es durchdrang nicht ein fester, einheitlicher Gedanke dieß verworrene Treiben; es schwebte den Wortführern kein anderes Ziel als das der Zerstörung vor; es galt nicht einer politischen Suprematie in Deutschland; man focht nicht, wie Mazzini, Kossuth, für bestimmte, unverhohlene Zwecke! Es fehlte einzelnen Demagogen in Wien nicht an Talent, Bosheit und dem Willen, wohl aber glücklicherweise an der Kraft des Genies, und wie Pygmäen nahmen sich diese Wichte gegen die dämonischen Gestalten anderer Revolutionen aus. Es zerfiel daher, weil er ohne Plan entstanden, ohne entschiedene Richtung blindlings den täglichen Impulsen folgend fortgesetzt wurde, dieser Aufruhr in Nichts. Er ließ aber tiefe moralische, wie materielle Wunden zurück, zerstörte für lange Zeit den Wohlstand Wiens, verkehrte den friedlichen Sinn ihrer Bewohner in eine gewisse Bitterkeit, ihre unbefangene Heiterkeit in einen oft tragischen Ernst, und verwandelte jenen Hang nach einem behaglichen Leben und Genüssen aller Art in ein krankhaftes Streben, sich zu bereichern — das Speculationsfieber.

Später werden sich diese Gegensätze wohl wieder ausgleichen, und weicht einst das frühere oberflächliche Wesen einer gediegeneren Richtung, so hat das Jahr 1848 doch wenigstens eine heilsame Wirkung hervorgebracht.

Als die Reichsversammlung am 1. November wieder zusammentreten wollte, fand sie die Saalthüre verschlossen. Fürst Felix Schwarzenberg hatte den Schlüssel dazu eingesteckt, und dort aufgestellte Wachen sorgten dafür, daß sie sobald nicht wieder geöffnet würde.

Im Vorübergehen bemerkt, habe ich mir nie zu erklären gewußt, warum die Regierung diese Versammlung später wieder nach Kremsier einberief und sie dann in einer Weise auflöste, die wohl dem beabsichtigten Erfolge nicht entsprach.

Nun begann ein trüber, trauriger November. Fürst Windischgrätz war in Schönbrunn geblieben, die Stadt öde. Eine Verstimmung, eine Entmuthigung hatten sich begreiflicher Weise aller Gemüther bemächtigt. Man sah nicht klar in die Zukunft; Niemand war, der nicht mehr oder minder unter dem Drucke dieser Zeiten gelitten!

Es erfolgten nun nach der Reihe die standrechtlichen Hinrichtungen. Robert Blum machte den Anfang. Wer bei diesem peinlichen, schwer zu übenden Richteramte dem Fürsten Windischgrätz unnöthige Härte vorwarf, den erinnere ich daran, daß er Fröbel, Aigner und Andere mehr ohne alle Strafe freigelassen und Messenhauser wahrscheinlich auch begnadigt worden wäre, fiel ihm nicht der Treubruch vom 30. October zur Last. Als man in Hetzendorf den ehemaligen Adjutanten Latour's gefänglich einbrachte und Fürst Windischgrätz seinen Namen hörte, drehte er ihm verächtlich mit den Worten den Rücken: „Und Sie leben noch?"

Eine überraschende Kunde verbreitete sich am 2. December in Wien. Der Kaiser Ferdinand hatte zu Gunsten seines Neffen der Krone entsagt und Kaiser Franz Joseph I. den Thron bestiegen. Fürst F. Schwarzenberg übernahm das Präsidium im Ministerrathe und das Portefeuille des Aeußern. Dieser wichtige Act, welcher der Stadt Olmütz stets eine historische Berühmtheit geben wird, änderte wie mit einem Zauberschlage die Lage der Dinge. Es ließen sich in der Geschichte Oesterreichs nur zwei Momente bezeichnen, in denen die Gefahr für die Monarchie so groß war, als im Jahre 1848: Der Beginn der Regierung Kaisers Ferdinand II. und die Stürme, welche die Kaiserin Maria Theresia gleich Anfangs zu bekämpfen hatte. Beide gingen glorreich aus verderbendrohenden Tagen hervor. Unter nicht minder bedenklichen Anzeichen ergriff ein Monarch, jünger an Jahren, als Karl V. und Franz II. waren, als sie doch so früh zur Regierung gelangten, den Scepter mit fester Hand. Sichtbar war abermals

der Schutz der göttlichen Vorsehung, welche gerade in diesem entscheidenden Augenblicke einen Fürsten zum Herrscher erkor, der mit christlichem Sinn und Heldenmuth gläubig das Zeichen verehrt, in dem er siegte.

Der kaiserliche Hof brachte den Winter ruhig in Olmütz zu. Der Kaiser Ferdinand bezog später Prag, das er sich zur beständigen Residenz erwählte.

Im December rüstete sich Fürst Windischgrätz zum Feldzuge nach Ungarn. Raab, Moor waren bald genommen; in raschem Siegesfluge Ofen-Pesth gleich nach Neujahr 1849 erreicht.

Hier endet meine Aufgabe! Nur ungern widerstehe ich dem Wunsche, die ersten acht Regierungsjahre des Kaisers Franz Joseph schildern zu können, wie ich die letzten zehn seines kaiserlichen Großvaters skizzirte.

Mußte ich doch so viele der kaiserlichen Familie peinliche Erinnerungen erwecken! Wie hätte ich nicht auch gerne bei den erfreulichen Bildern verweilt, welche uns die neuere Zeit vorgeführt! Doch liegen uns dieselben noch zu nahe! Wenn ich es daher versucht, was ich während jener acht tollen Monate selbst gesehen, zu erzählen, so bleibt es immerhin ein unvollkommenes Gemälde. Ich schreckte aber nicht vor dieser Entwerfung zurück, weil ich glaube, solche Vorgänge sollten, den Fürsten wie den Völkern zur Lehre und Warnung, nicht mit gefälligem Stillschweigen behandelt werden. Es ist immerhin gut, die Wahrheit zu kennen. Hätte man die Ereignisse des Jahres 1848, wie sie sich in Wien und Berlin zugetragen, allenthalben gehörig beherzigt, es wäre vielleicht den übrigen deutschen Bundesstaaten manche traurige Erfahrung erspart worden.

Zweiter Theil.

München und Paris.

Il faut pour les vivants des égards, pour les morts de l'histoire.

Voltaire.

Erste Abtheilung.

Fünf Jahre in Bayern während der Regierung des Königs Ludwig I.
(1838 — 1843.)

I. Hof- und geselliges Leben in München.

Der König, um den sich damals Alles drehte, lebt noch, wenngleich in freiwilliger Zurückgezogenheit. Seine Persönlichkeit muß einer späteren Charakteristik vorbehalten bleiben. Seine Regentenhandlungen aber, sowie Alles, was Er in großartigem Maßstabe geschaffen, gehören schon der Geschichte an. Er theilt dieß Loos gleichsam mit dem Fürsten Metternich, der auch seit derselben Zeit seinem früheren Wirkungskreise entzogen, sich nun noch während seines Lebens von dem Ausspruche überzeugen kann, den etwa die Nachwelt über seine staatsmännische Thätigkeit fällen wird.

Der König Ludwig, mit ebensoviel Willenskraft als glänzendem Erfolge herrschend, zeigte seit seiner Thronentsagung vielleicht noch mehr Seelenstärke. Mit der immer gleich heitern Laune verbindet er jene rege Empfänglichkeit für alles Schöne und Edle, die ihn stets durchdrungen. Sein schöpferischer Geist ruft auch heute noch Gebilde der Kunst in's Leben. Ruhig blickt König Ludwig auf die anerkennende Dankbarkeit der Mitwelt, wie auf die ihn begeisternden Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit.

Für die Zukunft ist ihm in seinen eignen Werken ein unvergängliches Denkmal errichtet.

Die Lebensweise am königlichen Hofe war zu jener Zeit einfach, auf das Genaueste geregelt. Schon am frühesten Morgen war der König in seinem Cabinet, und nahm dann die Vorträge der Minister und Adjutanten entgegen, ertheilte Audienzen u. s. w. Dann besuchte er die im Bau begriffenen Kirchen, oder Paläste, Ateliers oder Kunstsammlungen. An der zwischen drei und vier Uhr Statt gefundenen Mittagstafel erschien der König immer in Uniform.

Im Kreise seiner blühenden zahlreichen Familie fand sich der König am behaglichsten, und wenn er das Theater nicht besuchte, versammelte sich dieselbe in den Gemächern der Königin zum Spiele.

Diners, Hof- und Kammer-Bälle, Concerte fanden während des Winters öfters Statt. Gewisse, jährlich wiederkehrende Feste, wie z. B. jenes des St. Georg-Ordens, waren immer von einem großen Prunke umgeben.

Doch zeigten sich kaum die ersten Strahlen der Frühlingssonne, so verließ der König München, um sich nach Aschaffenburg, später in das Bad nach Brückenau zu begeben, dann Reisen zu unternehmen und den Spätherbst in dem reizenden Berchtesgaden zuzubringen. Nur auf kurze Zeit oder bei außerordentlichen Anlässen kehrte der königliche Hof während der Sommermonate nach München zurück. Das Lustschloß Schleißheim war schon längst verlassen, Nymphenburg selten besucht, und selbst die kleinen Villen am Starnberger See zog man den Münchner trostlosen Umgebungen vor.

Um die königliche Familie gruppirten sich damals mehrere fürstliche Hofhaltungen.

Die verwittwete Königin Karoline war der Gegenstand einer allgemeinen Verehrung und treuer Anhänglichkeit, wie es ihre vortrefflichen Eigenschaften wohl erwarten ließen. Sie verband

mit einer wohlwollenden Theilnahme für alle Bekannte den unbeschränktesten Wohlthätigkeitssinn. Selbst gesellig, machte sie ihren kleinen Salon zum Mittelpunkte der eleganten Welt, der ausgezeichneten Fremden, und Kunstgenüsse waren nicht selten. Im Sommer vereinigte die hohe Frau in Biederstein und Tegernsee die Blüthe der meisten deutschen Höfe und empfing ihre beglückten, oft sehr zahlreichen Gäste mit anmuthsvoller Würde.

Mit der Königin Karoline bewohnte die Kurfürstin Leopoldine die Marburg. In früher Jugend schon mit dem betagten Kurfürsten Karl Theodor vermählt, im neunzehnten Jahre Wittwe, ging sie später mit dem Grafen L. Arco eine morganatische Ehe ein. Eine Frau von festem, fast männlichem Charakter, von nicht gewöhnlichem ausgebildeten Verstande; zärtliche Mutter sah sie sich von blühenden Enkeln liebend umgeben und besuchte beinahe täglich — eine stets willkommene Erscheinung — die Gesellschaft.

Diesen beiden fürstlichen Wittwen schloß sich eine dritte — die Herzogin von Leuchtenberg an. Schon jung fand sie in einer unerwartet geschlossenen Verbindung ein häusliches Glück, das der allzu frühe Tod ihres Gemahls unterbrach. Mutter einer schönen zahlreichen Familie fand sich die Herzogin am Abend ihres Lebens von allen ihren Kindern getrennt. Ein eigenes Geschick ließ den ältesten Sohn, den Prinzen Eugen, in Lissabon einen frühzeitigen Tod nach kurzer Ehe finden, während der Herzog Max gleichfalls im kräftigsten Mannesalter zu St. Petersburg starb. Eine der Prinzessinnen war im hohen Norden vermählt, die andere nahm im fernen Brasilien bald schon den Wittwenschleier. Das schöne, damals durch die herrliche Gemäldegallerie doppelt anziehende Leuchtenberg'sche Palais war gar oft der Schauplatz der glänzendsten Feste. Außer Bällen, Concerten und den geschmackvoll arrangirten lebenden Bildern waren es vorzüglich die französischen Vaudevilles, von den Familien Tascher und Mejan so glücklich eingeführt, welche unterhielten.

Nicht fern von jenem Palaste erhebt sich in der schönen Ludwigsstraße die wahrhaft fürstliche Behausung des Herzogs Max in Bayern. Auch diese war stets geselligen Genüssen eröffnet. Deutsche und französische Liebhabertheater wechselten da mit Masken- und costümirten Bällen. Auch das größere Publikum erfreute sich in dem eigens vom Herzoge erbauten Circus an Reiterkünsten, Pantomimen, und nicht selten vereinigte dieser geistreiche, leutselige Mäcen Gelehrte und Künstler zu ebenso unterhaltenden, als belehrenden Abendcirkeln.

Auch der kleine Palast des Prinzen Karl im englischen Garten nahm öfters zahlreiche Gäste auf, und nicht leicht wird sich eine Residenz finden, in der, wie damals in München, so viele fürstliche Personen die Geselligkeit in feiner, ausgesuchter Weise zu beleben suchten.

Diese Bestrebungen wirkten dann auch wieder auf die erste Gesellschaft zurück, die, vortrefflich zusammengesetzt, vom besten Tone, einen eleganten Cirkel bildete, in dem eine Reihe junger, schöner, liebenswürdiger Damen nicht die kleinste Zierde war.

Es fand, bei dem steten Wetteifer, neue Unterhaltungen zu ersinnen, eine vielseitige Abwechslung, mehr als an anderen Orten, in demselben Statt. Solche gesellige Scenen entgehen einer näheren Beschreibung; dieß flüchtige Bild möge daher genügen, Jenen, die sie mit mir erlebt, in ein freundliches Andenken zurückzurufen und Eindrücke festzuhalten, die ihrer Natur nach so bald verschwinden, aber dennoch zur Schilderung einer Epoche beitragen.

Die Lust sich zu unterhalten beschränkte sich aber nicht auf einen gewissen Kreis. Eine Menge von Gesellschaften, unter denen das Museum und der Frohsinn die vorzüglichsten, gaben Bälle, Concerte, selbst theatralische Vorstellungen. Die Münchener Künstler veranstalteten aber auch von Zeit zu Zeit jene sinnreich erdachten und trefflich ausgeführten Masken- und andere Feste, wobei nicht selten charakteristische Quadrillen und Darstellungen

historischer Begebenheiten im getreuen Costüme der Zeit stattfanden. Da sich der königliche Hof bei diesen Freuden betheiligte, so erhöhte dieß die allgemeine Lust, und Geschmack wie erheiternde Abwechslung gewährten denselben einen eigenen Reiz.

Theater und Musik bilden auch hier, wie allenthalben, den Hauptgegenstand des geselligen Gesprächs. Ersteres war im Ganzen gut; Klagen, wie überall, auch hier nicht selten; doch wurde mit verhältnißmäßig geringen Mitteln viel geleistet. Jede Gattung dramatischer Poesie: vom ernsten Trauerspiele bis zur ausgelassensten Posse, von der hochtragischen Oper bis zum Liederspiele, vom nervenreizenden Melodrama bis zur feinen Comödie, vom Ballet bis zur Harlekinade, Alles erschien nach der Reihe auf derselben großen Bühne. Das schöne weite Haus war aber nur drei- bis viermal in der Woche eröffnet, zu selten für die Bevölkerung der Stadt und die täglich herbeiströmenden Fremden. Das Theater war daher immer besucht; der König beinahe jedesmal in seiner Avantscene.

Die Musik gedieh in München sichtbar unter F. Lachner's überaus thätiger und kunstsinniger Leitung. Die großen Odeon-Concerte waren in dieser Beziehung ebenso berühmt als das Theater-Orchester. Einzelne einheimische Virtuosen fehlten so wenig wie fremde Künstler, die man, ging ihnen nur irgend ein vortheilhafter Ruf voraus, immer freudig begrüßte.

Das damals zahlreiche und gut zusammengesetzte diplomatische Corps trug auch das Seinige zur Geselligkeit bei. Mehrere Gesandten machten ein Haus und wurden bei größeren Festen durch die Anwesenheit des königlichen Hofes beehrt. Die an demselben eingeführte Etiquette war jedoch im Ganzen den Fremden nicht günstig.

Bei dem Nestor der Münchener und vielleicht aller deutschen Diplomaten versammelte sich zu jener Zeit jeden Tag ein Theil seiner Collegen, Geschäfte und Neuigkeiten besprechend. Wie immer in kleineren Residenzen, bildeten sich auch hier bei schwebenden Fragen

oder wichtigen Anlässen Meinungsverschiedenheiten, die theils in den Instructionen der Gesandten, theils in ihren persönlichen Ansichten ihren Grund fanden. Sie regten daher die einzelnen Mitglieder des Corps mehr auf, als dieß gewöhnlich in größeren Städten der Fall ist, wo Jeder, sich auf die ihm angewiesene Thätigkeit beschränkend, fern bleibt den ihn nicht unmittelbar berührenden Fragen.

War der Winter belebt, so erschien der Sommer nicht minder anziehend durch die beständigen Besuche durchreisender Bekannten.

Der erste Mai brachte die Frühlings-, der Herbst die großartigen October-Feste.

Der königliche Hof hatte stets zahlreiche hohe Gäste, welche theils verwandtschaftliche Beziehungen, theils die Kunstschöpfungen dahin führten. Ich werde im Laufe dieser Blätter Gelegenheit haben, mehrere derselben zu erwähnen.

Die Königin Amalie von Griechenland, welche ihr schönes Nationalkleid mit graziöser Anmuth trug, wurde mit freudiger Theilnahme begrüßt.

Der Kronprinz von Dänemark, nachher König Christian VIII., mit Gemahlin machte eine kurze Erscheinung.

Die Königin Karoline erhielt den Besuch ihrer Nichte, der Prinzessin Marie von Hessen, die, in Jugendfrische aufblühend, sich in München auf ihren künftigen hohen Beruf vorbereitete, dem sie zur Freude der kaiserlich russischen Familie und des großen Reiches in so glänzender Weise entsprach.

Der Großherzog Leopold von Baden, die Herzoge von Braunschweig, Nassau und Sachsen-Altenburg, der Großherzog und die Großherzogin von Oldenburg, die beiden Großherzoginnen Sophie und Stephanie von Baden mit den Prinzessinnen Töchtern, die beiden ältesten badischen Prinzen, der Thronfolger Großfürst Alexander von Rußland, der Herzog von Sachsen-Koburg mit den Prinzen Ernst und Albert besuchten zu jener Zeit die königlich

bayerische Familie. Besondere feierliche oder andere Anlässe führten die kaiserlich russischen, königlich preußischen und sächsischen Majestäten, mehrere Mitglieder der österreichischen Kaiserfamilie und preußische Prinzen nach München.

Die Herzogin von Braganza kehrte von Zeit zu Zeit wieder, eine schöne, vielgeprüfte Frau mit der damals noch kleinen Infantin, die ein so früher Tod der liebenden Mutter entriß.

Endlich traf auch der Graf von Chambord auf kurze Zeit in München ein und kam da, vom Herzog von Levis begleitet, mit dem ehemaligen Minister Fürsten Polignac zusammen.

An diese hohen Persönlichkeiten reihten sich in ununterbrochener Folge Fremde von Auszeichnung aus allen Ländern: die Fürsten Pückler und Putbus, die Fürsten Metternich und Eduard Lichnowsky, Orloff und Nesselrode, die Fürsten von Fürstenberg und Taxis, Leiningen, Esterhazy, Palfy und Butera, Schwarzenberg und Ahrenberg, die Grafen Bombelles und Szechenyi, und so viele andere Namen von bekanntem Klange.

Ein nicht gewöhnliches Aufsehen erregten wegen der ihre Anwesenheit begleitenden Umstände der Fürst Felix Lichnowsky, aus Spanien zurückkehrend, und Graf F. Schönborn.

Ebenso auffallend als ihr Benehmen war das tragische Ende, welches bald beide so junge Männer finden sollten: der hochbegabte Fürst in stets beklagenswerther Weise zu Frankfurt, Graf Schönborn im Zweikampfe.

Der königliche Hof feierte während dieser Zeit die Vermählungen der beiden Prinzessinnen Adelgunde und Hildegarde; Jene mit dem Herzog von Modena, diese mit dem Erzherzog Albrecht von Oesterreich. Nicht minder glänzend wurde die Vermählung des Kronprinzen Max mit der jungen liebenswürdigen Prinzessin von Preußen begangen. München sah damals noch ihre fürstlichen Eltern.

Bei so vielen erfreulichen Ereignissen in der königlichen Familie betrübte sie auch ein unersetzlicher Verlust. Die Königin Karoline war Ende October 1841 von Tegernsee, wo sie, wie gewöhnlich, einen zahlreichen Kreis hoher Gäste um sich versammelt hatte, nach München zurückgekehrt. Die schon einige Zeit andauernde Schwäche hatte bedeutend zugenommen; es erhielt sie aber die ihr innewohnende moralische Kraft noch einige Tage außer dem Bette. Doch auch als sie dasselbe nicht mehr verlassen konnte, lud die Königin jeden Abend einige Bekannte zum Thee. Den Geburtstag der anwesenden Königin von Preußen zu ehren, vereinigte sich den 13. November eine größere Gesellschaft in ihren Salons. Doch die Stunde der Auflösung nahte, und noch an demselben Abend, umgeben von der königlichen Familie, zweien ihrer erlauchten Töchter, welche an ihrem Sterbebette knieten, entschlief die edle Frau. Von ihren hohen Verwandten beweint, ihren Umgebungen unvergeßlich, eine Mutter der Armen bleibt ihr Andenken gesegnet.

II. Etwas Politik!

Wenn der Natur der Verhältnisse nach die Politik Bayerns in den europäischen Fragen nur einen secundären Einfluß nehmen kann, so ist sie dennoch nicht ohne Bedeutung, und seine Stellung in Deutschland als dritte Macht, bald unmittelbar einwirkend, bald vermittelnd einschreitend, wird beachtet, während Bayerns Beziehungen zu Griechenland demselben auch eine Stimme in außerdeutschen Berathungen sichern. Die deutschen Bundesangelegenheiten gehören nicht hierher. Bayern ging auch so ziemlich seinen eigenen Weg, wenn es sich um innere Zustände handelte, sich auf die Erfüllung der ihm auferlegten Bundespflichten beschränkend. In der griechischen Frage verfocht es mit Erfolg und Energie die Rechte wie das Gedeihen des neuen Königreichs. Der edle König Otto, die muthige, für die Sache ihres neuen Vaterlandes begeisterte Königin hatten sich des kräftigen Schutzes des Königs Ludwig zu erfreuen. Dennoch lagen in der Schöpfung jenes neuen Staates Hemmnisse, welche ein rasches Emporblühen hinderten und eine lange Reihe von Verlegenheiten, Enttäuschungen und trüben Tagen herbeiführten. Auch ist bis zur Stunde die wichtige Frage der Succession auf dem Throne nicht entschieden. Ich habe mich immer der Ansicht Jener angeschlossen, die dafür hielten, daß man, war einmal das Königreich Griechenland gegründet, ihm diejenigen Bedingungen von Lebensfähigkeit geben mußte, welche dasselbe vor möglichen künftigen Gefahren bewahren konnte. Daß dieß aber bisher nicht geschehen, tritt mit jedem Tage augenscheinlicher hervor. Von den drei Schutzmächten abhängend, in seinen Finanzen beengt, durch Räuberhorden beunruhigt, hat die griechische Regierung nicht die gehörige Kraft, sich zu entwickeln.

Ob sie dieselbe in ihrer Verfassung finden wird, bezweifle ich. Und dennoch liegt die Möglichkeit einer bessern Zukunft vor; dennoch finden sich dort Elemente, die gehörig benützt und befruchtet den hellenischen Traum wenigstens bis zu einer annähernden Wirklichkeit erfüllen lassen könnten!

Wenden wir uns zur inneren Lage!

Zu dieser Zeit war das Ministerium des Fürsten Ludwig Oettingen-Wallerstein jenem Abel's gewichen. Der Kampf zwischen beiden Systemen erregte ungewöhnliches Aufsehen; spann sich durch Jahre fort und endete mit Scenen, welche noch im Andenken der Augenzeugen fortleben. All dieß ergreift die Mitwelt jetzt nur mehr in sehr untergeordneter Weise. Ganze Bücher sind damals über die streitenden Parteien geschrieben worden. Man hat ihnen zu viel Bedeutung beigelegt, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß die Willenskraft des Königs so ziemlich alle überragte, und keinem der Minister entscheidender Einfluß zuerkannt werden konnte. Da man dem Systeme Abel's eine mehr conservative Färbung beilegte, so wand sich die liberale Opposition mit um so größerer Leidenschaftlichkeit dem Fürsten Wallerstein und dessen Anhange zu. Außer diesen politischen Zerwürfnissen der sich entgegenstehenden Parteien war es aber im Jahre 1838 das Cölner Ereigniß, welches die Stimmung verbitterte. Das bayerische Cabinet glaubte sich zu jener Zeit vorzugsweise berufen, die Rechte des Erzbischofs Droste gegen die Angriffe der königlich preußischen Regierung zu vertheidigen. Es wurde dasselbe in diesem Vorhaben durch jene mächtige Feder unterstützt, die zu so verschiedenen Zeiten und nach so verschiedenen Richtungen eine Armee galt. Die heftige Sprache rief gleich gereizte Erwiderungen hervor; die Unbetheiligten bedauerten diesen Conflikt zwischen zwei deutschen Staaten; sie bedauerten es im Interesse des Friedens, im Interesse der Kirche selbst. Sie glaubten, daß in diesem beklagenswerthen

Streite weit eher dem österreichischen Cabinet das Vermittler-Amt zugekommen wäre, und sahen nur ungern eine so wichtige Frage in das Bereich einer Tagespolemik gezogen, die, statt zu überzeugen, nur erbittert. Es wiederholten sich bei diesem Anlasse alle jene abgeschmackten Declamationen über ultramontanische Bestrebungen, über Priesterherrschaft; man rief wieder die Gespenster der Uebergriffe der Hierarchie, der Inquisition hervor, und es fehlte nicht an übertriebenen Ausfällen. Die Verfechter der Kirchenrechte ließen den Fehdehandschuh nicht liegen, und so zogen sich diese unerquicklichen Discussionen mit steigender Erbitterung fort. Es konnte bei den Gegnern der Kirche ein Widerspruch nicht unbeachtet bleiben.

Ist die Macht Roms so groß und unwiderstehlich, daß die Regierungen ihr, um sich vor drohenden Eingriffen in ihre Hoheitsrechte zu sichern, einen so thatsächlichen Widerstand entgegensetzen mußten, so stimmte dieß Angstgeschrei nicht mit der Geringschätzung überein, mit der man von gewisser Seite das Ansehen und den Einfluß des päpstlichen Stuhles zu behandeln schien; wie oft konnte man hören: es habe sich die römische Hierarchie überlebt; wozu daher jene heftige Gegenwehr bei nur eingebildeten Gefahren? Will man den so oft selbst geschilderten Zeitgeist in dieser Richtung leugnen? Den größten Beweis für die Stärke und Unvergänglichkeit der christkatholischen Kirche gibt aber außer den göttlichen Ueberlieferungen und ihrer achtzehnhundertjährigen unveränderten Dauer die wunderbare Erscheinung, daß sie trotz der Mißbräuche, der Willkür, der menschlichen Leidenschaften und Irrlehren in ihrem eignen Schooße, trotz der fortwährenden Angriffe ihrer Feinde besteht und siegreich bestehen wird. Sie ist aus so vielen Prüfungen um so geläuterter hervorgegangen, und ich wiederhole nur die bereits früher gemachte Bemerkung, daß, während sie sich in ihren Grundsätzen stets gleichbleibt, die Zeiten sich ändern, und daß den früheren ähnliche Zustände,

mit denen man immer schrecken will, sich nicht wiederholen werden. Es wohnt den Regierungen unserer Zeit, außer einem erleuchteten milden Sinne so viel Kraft inne, daß sie überall ihre gegründeten Rechte da zu wahren wissen werden, wo man sie, von welcher Seite immer, angreift. Daß aber bei gutem Willen und wichtigem Verständniß eine Vereinbarung dieser anscheinend widerstrebenden Elemente möglich ist, haben die nachherigen Ereignisse bewiesen.

Im Jahre 1840 war der Kirchenfriede in Preußen alsobald hergestellt; und es ist mir nicht bekannt geworden, daß die Erzbischöfe von Cöln, Breslau und Posen der königlichen Regierung in Berlin Anlaß zu Beschwerden gegeben, oder daß die ausgezeichneten Kirchenfürsten, welche seit jener Zeit die preußischen Bisthümer besetzten und zum Theile noch besetzen, den Gehorsam gegen Rom aufgekündet hätten. In allen Verhältnissen des Lebens sind unangenehme Berührungen und Reibungen unvermeidlich; es müßte sich sonst das innerste Wesen des Menschen ändern. Die Conflikte zwischen der weltlichen und geistlichen Macht sind ebenso alt als die Geschichte der Erde; und es ist die Aufgabe der Klugheit und wohlberechneten Politik, bei solchen Conflikten die Leidenschaftlichkeit möglichst fern zu halten und der Zeit wie ruhigen Ueberlegung die Entscheidung zu überlassen. Wenn erhitzte Phantasien Zustände heraufbeschwören, wie sie nur vor achthundert Jahren möglich waren, oder absichtliche Täuschung über manche Wahrheiten erhalten werden will, so ist es von der andern Seite nicht weniger tadelnswerth, statt zu belehren, in heftigen Diatriben die Gegner zu reizen und den Augenblick besserer Erkenntniß dadurch hinauszuschieben. Eine Folge dieser durch das Tagsgeschrei vielfach verwirrten Begriffe waren denn auch die bedauernswürdigen Mißverständnisse, welche bei der Begräbnißfeier der vortrefflichen Königin Karoline stattfanden, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß nach Statt gefundener Aufklärung und der Rückkehr zu einem ruhigeren Sinne solche

Scenen heute nicht mehr möglich wären. Die langen Kriegsjahre, die Unterdrückung der Kirche in Folge der stürmischen Revolutionsepoche ließen im Gedächtnisse der Zeitgenossen manche Dinge erlöschen, und viele Satzungen der katholischen Kirche waren selbst bis auf die Traditionen vergessen. Daß es so war, konnte nicht die Folge haben, daß es immer so bleiben mußte. Hoffen wir daher, daß einer wahren, unparteiischen Anschauung die mehr durch Unwissenheit, als bösen Willen entstandenen Vorurtheile weichen und das erhabene Beispiel, welches die zwei katholischen Großmächte gegeben, Früchte bringen, der Kirche die Freiheit wieder verleihen werde, die ihr, wie jeder andern Anstalt, zur Entwicklung ihrer segenbringenden Wirksamkeit gebührt.

Das Jahr 1840 brachte die erste bayerische Ständeversammlung, der ich beiwohnte. Seit den 1820r Jahren konnte man mit etwas Geduld und Beharrlichkeit die umfassendsten Studien über die Entwicklung des modernen ständischen Wesens in Deutschland machen.

Geschaffen, die Leiden des Volkes zu lindern und vor allen Mißbräuchen zu wahren, haben diese neuen Institutionen nicht allenthalben den mit ihrer Einführung beabsichtigten lobenswerthen Zweck erfüllt. Sie bewährten sich vorzüglich im Jahr 1848 nicht als Rettungsanker gegen die hereinbrechende Fluth der Revolutionen; waren sie doch in einigen Ländern gerade die hauptsächlichsten Förderer ihres Umsichgreifens.

Ich will daher die Ansichten für und gegen die neuen Verfassungen weder prüfen, noch wiederholen. Sie bestehen einmal; sie werden sich wohl im Laufe der Zeit modificiren, mehr den Gebräuchen, Sitten und dem politischen Bildungsgrade der einzelnen Bundesstaaten anschmiegen. Wir haben die Lehr- und Prüfungsjahre hinter uns. Glücklich der Staat, welcher die so reichlich gesammelten und mit schweren Opfern, selbst mit Blut erkauften Erfahrungen benutzen will.

Ein Hauptgebrechen bei Einführung dieser Verfassungen lag wohl darin, daß man nicht, früheren Zeiten Rechnung tragend, in allen Ländern dieselben etwa nach gleichem Zuschnitt entwarf und sofort als unantastbares Heiligthum hinstellte.

Frankreich ging mit dem Beispiele voran, daß es eine nach englischem Muster ausgearbeitete Charte annahm und diesen Versuch mit einer zweimaligen blutigen Umwälzung büßte.

In den einzelnen deutschen Staaten ging man denselben Weg, und die unseren Zuständen so durchaus fremde englische Constitution ist das Vorbild der meisten deutschen Verfassungen geworden. Jene Bayerns ist eine der ältesten, und es sind derselben mehr conservative Elemente beigemischt, als den anderen. Nicht nur wird das Budget immer für sechs Jahre bewilligt, der Landtag immer nur nach drei Jahren einberufen, auch die Wahlordnung ist weniger demokratisch als anderswo. Dennoch kam es auch hier zu den Conflikten, wie wir ihnen seit vierzig Jahren so oft zwischen deutschen Regierungen und Ständen begegnen, und mich der undankbaren Aufgabe entziehend, deren Geschichte zu schreiben, will ich nur mit einigen Worten jener Versammlung gedenken, deren Zeuge ich war. Sie gewann hauptsächlich dadurch Interesse, daß die Stände zum ersten Male seit dem Ministerium Abel zusammengetreten waren. Die früheren Landtage unter König Ludwig verliefen theils friedlich, theils unter mancherlei Reibungen; doch verewigt eine Medaille: Ehre dem Ehre gebührt! die Verdienste der Deputirten, welche im Jahr 1834 tagten. Der in Frage stehende war ein sogenannter Budget-Landtag.

Alle diese Versammlungen gleichen sich äußerlich so ziemlich. Das Bureau des Präsidenten und der Secretäre, die langen Bänke der Abgeordneten, die Tribüne. Doch fehlt in München bis jetzt noch ein eigenes Ständehaus. Das ehemalige Redouten-Gebäude ist dazu eingerichtet, aber wenig geeignet. Die Sitzungen der Reichsräthe sind nicht öffentlich und werden in einem mehr als

bescheidenen Locale gehalten. Der Saal der Deputirten behielt seine frühere Form eines Tanzsaals und ist weder schön und elegant, noch bequem. Die Haltung der Kammer selbst erschien mir gegen andere Ständeversammlungen matt; es fehlte zwar keineswegs an heftigen Auftritten; es fiel manches bittere Wort; persönliche Angriffe gingen selbst in thatsächlichen Streit über. Doch hatten die Verhandlungen etwas Schleppendes, Schwerfälliges, wobei denn der Charakter der verschiedenen Stämme, aus denen Bayern zusammengesetzt ist, augenscheinlich hervortrat; die lebhaften Rheinbayern und Franken standen da den ruhigen Altbayern gegenüber!

Der Landtag zog sich in die Länge und seine Resultate mit den jetzt beinahe schon vergessenen Episoden sind bekannt. Redner von großem Talente, Abgeordnete von außerordentlicher Begabung machten sich nicht bemerkbar; es fesselte nicht das gewisse dramatische Interesse an die Verhandlungen, welche daher auch nur dann einige Theilnahme einflößten, wenn das scandalsüchtige Publikum sich eine lebhafte Debatte erwartete, die auch von Zeit zu Zeit nicht ausblieb. Doch war der Eindruck der ganzen Verhandlungen ein unerquicklicher, und Berge von gedrucktem und geschriebenem Papier sollten ihren Inhalt verbreiten. Wer liest sie jetzt?

Gewöhnlich werden in Bayern wie in anderen constitutionellen Ländern diese gesetzgebenden Versammlungen durch den König in Person oder durch einen vom Könige delegirten Bevollmächtigten, meistens einen Prinzen des Hauses, eröffnet und geschlossen. König Ludwig nahm diese Feierlichkeit in jenem Jahre zum ersten Mal in dem Residenzgebäude vor. Abgesehen davon, daß der herrliche neu erbaute Thronsaal weit geeigneter für einen solchen Act war, als das wenig geschmackvoll verzierte Ständelocal, wollte der König von der bisherigen Observanz abweichen, die Kammern zu sich entbieten und sich nicht selbst in ihre Mitte begeben.

Allerdings ist dieser Gebrauch für einen monarchischen Staat viel passender, allein weil der jeweilige König, die Königin von England sich zu jener Ceremonie in jedem Jahre in feierlichem Zuge nach dem Parlamente begeben, muß begreiflicherweise dasselbe Programm auch in München, Dresden, oder wo immer, festgehalten werden, wenn sich da gleich keine Wollsäcke befinden.

Weder die französischen Könige, noch der Kaiser Napoleon III. huldigten dieser englischen Sitte, welcher nur Ludwig Philipp sich nicht entziehen zu können glaubte. Wann wird man sich endlich in Deutschland von der ängstlichen Befolgung ausländischer Formen lossagen und, den Geist der Zeit wie der eigenen Heimat richtig erfassend, bei den väterlichen Gesinnungen und dem wahren, für das Wohl ihrer Länder durchdrungenen Sinne der Mehrzahl der deutschen Fürsten, unbekümmert um das, was anderwärts geschieht, nur die näher dringenden Bedürfnisse in's Auge fassen?

Die Beurtheilung der innern Verwaltung des Königreichs zu jener Zeit kann hier nicht der Gegenstand einer nähern Untersuchung sein. Ein Gedanke war es vorzüglich, der sie durchdrang: die in allen Zweigen derselben eingeführte möglichst strenge Sparsamkeit. Man wollte damals behaupten, daß, wie es wahrscheinlich, die Armee die hauptsächlichste Rückwirkung hiervon empfand. Eine neue politische Eintheilung in Provinzen mit früheren historischen Namen statt der nach den Flüssen benannten Kreise war vorgenommen worden. Eine große Thätigkeit zeigte sich in geistlichen Dingen, und auf die Besetzung der Bisthümer wurde die genaueste Aufmerksamkeit verwendet. Der unermüdete Eifer des Königs Ludwig in Hervorrufung neuer großartiger Bauwerke zeigte sich nicht nur in München; nach allen Richtungen, vom Rhein und Main bis zur Donau, und von da wieder bis in die höchsten Gebirge und romantischen Thäler, wie in die Heilquellen reichte der königliche schöpferische Sinn. Was Karl der Große erdacht und entworfen, die Verbindung der beiden

größten deutschen Flüsse, führt der König aus. Neben diesem Riesenkanal entstanden nach allen Seiten Eisenbahnen, wobei nur bedauert werden mußte, daß man der Richtung von Osten nach Westen nicht dieselbe Wichtigkeit und rasche Ausführung zugedacht, wie jener von Norden an den Bodensee.

Wer daher den Geist jener Epoche aufmerksam beobachtete, mußte sich überzeugen, daß König Ludwig mit fester Hand und entschiedenem Willen die Zügel der Regierung führte, daß er in rastloser Thätigkeit nach allen Seiten hin schuf, ordnete, bestimmte, das Land unter seinem Scepter wie an Wohlstand, auch an politischer Kraft zunahm, und ein weise geregelter Staatshaushalt es möglich machte, jene für alle Zeiten staunenswerthen Bauten aufzuführen und Kunstschätze zu sammeln, wie es in so kurzer Zeit und unter zum Theil hindernden Einflüssen geschehen. Die Regierung dieses Königs fiel glücklicher Weise in eine friedliche Epoche, und nur die Opfer, welche dynastische Verhältnisse Bayern wegen Griechenland auferlegten, kamen einem vorübergehenden Feldzuge gleich.

In seiner politischen Anschauungsweise manchen Schwankungen hingegeben, hat der König doch stets richtig erkannt, welche Pflichten ihm historische Erinnerungen und seine eigene innige Ueberzeugung als Regent der katholischen Bayern vorschrieben. Die von allen menschlichen Einrichtungen unzertrennlichen Gebrechen wurden in dieser Regierung aufgewogen durch glorreiche Momente, die man ebenso sehr einem glücklichen Geschicke als einer energischen und intelligenten Leitung der Macht verdankte.

III. Neubauten. Kunstschätze.

Man kann nicht von München sprechen, ohne der Wunder der Kunst zu gedenken, welche die neueste Zeit wie durch ein Zauberwort entstehen sah. Dennoch ist all dieß Herrliche und Ueberraschende so oft beschrieben worden, daß ich mich, um nicht durch Wiederholung zu ermüden, auf eine oberflächliche Erzählung beschränken und derselben nur einige Bemerkungen beifügen will, welche sich mir während meines Aufenthaltes über diesen Gegenstand aufdrängten.

Die Fremden, welche nach München kommen, nehmen gewöhnlich einen gedruckten Führer zur Hand, der je nach der Zeit, welche man der Besichtigung jener Stadt widmen will, uns deren Merkwürdigkeiten in drei, acht oder vierzehn Tagen zu zeigen verspricht. Man theilt sich demnach die Stunden methodisch ein, um mit der sparsam zugemessenen Dosis Zeit gehörig auszureichen, und verläßt dann München mit dem beruhigenden Bewußtsein, Alles gesehen zu haben!

Tausende von Menschen besehen sich jährlich die Kunstschätze einer Stadt in solcher Weise; doch es entgeht ihnen dabei der größte Genuß, den man sich bei solcher Anschauung verschaffen kann: die ruhige, durch keine Eile gestörte Betrachtung, das Wiederkehren und nähere Prüfen jener Gegenstände, die uns besonders angesprochen, und dann endlich der Austausch von Gedanken und Ansichten über die Kunstwerke selbst, ihre Bedeutung, ihren Werth und die Vergleichung der einen mit den andern. Wer mit Gewissenhaftigkeit, aber mit beständiger Hast die Kunsthallen durchläuft, denkt nur daran, wie er in der gehörigen Zeit damit fertig werden kann, ohne etwas zu versäumen; Wem es aber vergönnt ist, mit Muse und besonderer Auswahl bei diesen

Besuchen zu verweilen, dem erschließt sich eine ganze Reihe der reinsten Genüsse, die der eilende Tourist nicht kennt. Dieser trägt zuletzt bei all der Masse des Gesehenen nur Schwindel und Ermüdung statt der stillen Befriedigung davon, welche ihm die Bewunderung so vieler Kunstgebilde hätte gewähren sollen. Es verwirren sich im Gedächtnisse die Begriffe, und man weiß zuletzt nicht mehr, was man eigentlich gesehen; viel weniger noch kann man die Gegenstände in der Erinnerung ordnen und festhalten. Deßhalb sah ich es als ein besonderes glückliches Geschick an, welches mir gestattete, in jener Zeit der emporblühenden Kunst fünf Jahre in München zubringen zu können. Nicht nur hatte ich hinreichende Gelegenheit, Alles gehörig und mit kritischem Auge zu beobachten; es gewährte mir aber noch den eigenthümlichen Genuß, einen großen Theil der Bau- und anderer Werke nach und nach entstehen zu sehen.

Bald waren es die Sagen der Niebelungen, die Schnerr's Pinsel in's Leben rief, bald versetzten die zarten, wie hingehauchten Wandgemälde Hiltesberger's in die Fabelzeit Griechenlands; bald zauberten Heß und Schraudolph jene sinnig frommen Legenden des heiligen Bonifacius auf die Mauern der herrlichen Basilika; bald war ich Zeuge, wie sich die wunderliebliche Auer-Kirche erhob; dann sah ich wieder den Kopf der Bavaria gießen, oder auf einem der Plätze ein neues Denkmal aufstellen. Endlich wurde nicht selten ein Gang durch die zahlreichen Ateliers angetreten, und wie lohnend war nicht, was man da bei jedesmaligem Erscheinen in den verschiedenen Kunstwerkstätten, in der Anstalt für Porzellan- und Glasmalerei und anderen mehr kennen lernen konnte. Solch' ein kühner, anhaltender Aufschwung im Kunstleben nach jeder Richtung, zu dem König Ludwig den Impuls gegeben, wird sich sobald nicht wieder finden. Er weckte die schlummernden Kräfte; er belebte Sinn und Geschmack für das Schöne, für edle Formen, und leistete somit — ich kann nicht genug wiederholen,

in Erwägung des Zeitraums und der Mittel — wahrhaft Unglaubliches!

Man vermuthe jedoch nicht, daß alle diese Kunstwerke sich ohne allen Widerstand erheben, daß man ihre Entstehung nicht vielfach mit Murren begleitete, und die Begeisterung des genialen Schöpfers derselben überall getheilt wurde.

Es herrscht — es ist nicht zu leugnen — gerade nicht viel Kunstsinn in München; die richtige Würdigung der neuen Werke erstreckt sich nicht über einen gewissen Kreis hinaus; selbst Gebildete, denen man mehr Empfänglichkeit für die Aesthetik und den vaterländischen Ruhm hätte zumuthen sollen, schüttelten dabei bedenklich den Kopf, meinten, es wären zu viele Bauten, in zu verschiedenem Style, ohne System, ohne harmonisches Zusammenwirken, eine wahre Musterkarte und noch überdieß in einer rauhen Hochebene aufgestellt; sie würden nicht den Einwirkungen eines ungünstigen Klimas widerstehen und zu den ungeheueren Kosten ihrer Errichtung jährlich auch noch große Summen für die Unterhaltung zugeschossen werden. Diese Betrachtungen verbitterten ihnen, wie sie bemerkten, den Genuß an den Kunstschöpfungen. Wieder andere waren mit der Wahl der Gegenstände nicht zufrieden, fanden z. B., daß es früher schon Kirchen genug in München gegeben, das Bedürfniß für so viele und zum Theile große neue Gotteshäuser nicht vorhanden gewesen, während so manche Gemeinden des Trostes eigener Kirchen entbehrten. Dann fanden sich wieder Tadler, welche das aufgewendete Geld lieber zu anderen Zwecken ausgegeben gesehen haben würden, und wenn es schon hätte verbaut werden müssen, es zu besseren oder zu anderen mangelhaften, militärischen Etablissements bestimmt hätten. Die Anhänger ständischer Einrichtungen wiesen auf das morsche Redoutengebäude hin, welches dem Einsturze und somit den Volksvertretern Gefahr drohe; wieder Andere erinnerten an die Erbauung von Gewerbs- und Fruchthallen, Schulmänner wünschten zweckmäßigere Erziehungs-

häuser, Aerzte Vergrößerung und Verbesserung der Heilanstalten, Beamte bequemere Wohnungen und Bureaux und dergleichen mehr.

Man sieht, daß bei diesen verschiedenen Ansichten über die Verwendung der Gelder es schwer war, alle Ansprüche zu befriedigen, und der Tadel sich sogar darüber aussprach, daß man die Kunstsammlungen in so große palastähnliche Gebäude versetzt, beinahe neben alten, noch auszubessernden Luxusbauten errichtet, jene unbenützt gelassen und dergleichen mehr. Dennoch kann diesen sich vielfach durchkreuzenden und widersprechenden Stimmen die Thatsache entgegengehalten werden, daß die Neubauten durchaus keiner einseitigen Richtung folgen und zu ganz verschiedenen Zwecken errichtet wurden. Allerdings wurden fünf prachtvolle Kirchen aufgeführt; dagegen erbaute sich der König eine seiner Würde entsprechende Residenz, da die bisherige, so sehr sie auch die Bewunderung Gustav Adolph's erregt haben mag, dennoch nicht mehr, auch bescheidenen Ansprüchen der Zeit genügte. Es erheben sich herrliche Locale für die königliche Bibliothek, das Kriegsministerium, für Stiftungen, für die Universität; es erheben sich der Bazar mit seinen Fresken, das Salinengebäude, das Blindeninstitut, das Odeon, die Post, die Frohnveste und andere mehr. Ein flüchtiger Ueberblick genügt daher zu zeigen, daß nicht die Kunst allein bei dieser Menge neuer Bauwerke bedacht war.

Ich bin verlegen, wie und mit welchen ich beginnen soll, so sehr häuft sich ihre Masse unter der Feder an.

Gehen wir zuerst zu den Kirchen über, so schien hier ein leitender Gedanke bei deren Plänen vorgewaltet zu haben; Alle Baustyle sollten in München vertreten sein.

Während die Allerheiligen-Kapelle die byzantinische Periode vorführt, so versinnlicht die Mariahilf-Kirche in der Au die gothische Bauart. Die heilige Bonifacius-Kirche erhielt die Form der alten Basiliken und die St. Ludwigs-Kirche erinnert an den mittelalterlichen italienischen Baustyl.

Die Allerheiligen-, welche zugleich Schloß-Kapelle ist, von Klenze entworfen, von Heß mit auf Goldgrund gemalten Wandbildern geziert, ist vielleicht einzig in ihrer Art. Ich glaube gehört zu haben, daß in Sicilien eine Kirche zum Muster derselben diente, sie doch gewiß nicht erreicht. Der Anblick ist überraschend, der Eindruck überwältigend; das Licht durch matte Gläser gedämpft, bis in die Einzelnheiten Alles vollendet schön.

Ein wahres Kleinod ist die gothische Kirche in der Vorstadt Au. Sie ergreift in ihrer einfachen Erhabenheit nicht nur fromme Menschen, auch jeden Gebildeten und Kunstkenner; ich sah einen einfachen Landmann eines Tages voll Bewunderung auf die Kniee fallen mit den Worten: „Wie schön! Hier ist Gott wahrhaft gegenwärtig!“ Der wohlthuende Einklang aller einzelnen Theile: die reinen Formen der Pfeiler und Bogen von dem magischen Lichtschimmer umflossen, den die hohen herrlichen Fenstergemälde werfen; es muß dieß Alles gesehen, gefühlt, nicht beschrieben werden.

Am großartigsten erscheint die Basilika; sie ist wohl die gelungenste und in ihrer mächtigen Gesammtwirkung die merkwürdigste Kirche der Neuzeit. Mit ihr ist ein Kloster, welches die Königsgräber bewahren soll, verbunden.

Am wenigsten hat mich immer die St. Ludwigskirche befriedigt, nicht als ob es ihr an reizenden Details fehlte; sie ist ungemein reich verziert, und die Freskobilder mit dem bekannten letzten Gerichte von Cornelius' Meisterhand machen in Verbindung mit den edlen Formen einen erhebenden Eindruck. Doch leidet diese Kirche offenbar durch die Vergleichung mit den drei vorgenannten, und hat in ihrem Aeußern mit den kreideweißen Thürmen und dem, wie mir scheint, nicht ganz harmonischen Innern etwas Fremdartiges. Auch schadet ihr wohl die Erinnerung an die sixtinische Kapelle.

Die fünfte der unter König Ludwig erbauten Kirchen, die evangelische — der Zeit nach die erste — spricht in ihrer Bauart

nicht an. Der runde Thurm paßt nicht zum Ganzen und das Innere ist ungenügend, nur durch ein gutes Altargemälde geziert.

Neben diesen neuen Gotteshäusern ist München aber auch überreich an alten Kirchen, und da gebührt denn der Frauenkirche der erste Rang. Sie ist von einfach erhabener gothischer Bauart, jedoch läßt ihr jetziger Zustand gar Manches zu wünschen übrig; das Aeußere ist einem Dome wenig entsprechend. Das bekannte Grabmal des Kaisers Ludwig des Bayers ist die Zierde des Chors. Ungemein reich geschmückt ist die St. Peterskirche, berühmt die Michaelskirche ihres Riesengewölbes wegen, und schön geformt, aber durch geschmackloses Schnörkelwerk entstellt die Theatinerkirche.

Man fragt sich daher gar oft, weßhalb bei so großem Ueberfluß an alten Kirchen die großen Summen der Neubauten nicht zu dringenderen Zwecken verwendet wurden? Es steht mir keine Antwort auf diese Frage zu. Wer sie bei dem Anblicke der neuen Schöpfungen wiederholt, wird, wie ihre Bedeutung, ihren wahren Werth, der weit jene Summen aufwiegt, fühlen. Jedes, nicht nur religiös, sondern auch nur fein und ästhetisch gebildete Gemüth wird sich mit der Idee jener Auslagen versöhnen und, wenn auch vielleicht die Mitwelt durch dieselben augenblicklich gelitten, den Nachkommen gerne diese reinen Genüsse gönnen. Es haben deßhalb die Kirchen vor allen anderen Gebäuden, welche immer nur vorübergehende Aufmerksamkeit auf sich ziehen, den Vorzug, daß sich mit ihrem Bestehen, mit ihren Altären, ihren Säulen, ihren Kanzeln und frommen Monumenten ein bleibender Segen verbindet, der sich der Nachwelt fortpflanzend mittheilt, und so bei fühlenden, gläubigen Seelen die Erinnerungen an die guten Vorsätze, frommen Gedanken und tröstenden Heilmittel, welche die geweihten Räume brachten, stets wieder nährt und erweckt. Ist es deßhalb nicht Verdienst, immer neue Quellen solcher Gnaden zu eröffnen?

Unter den übrigen Merkwürdigkeiten wendet sich immer die größte Aufmerksamkeit dem neuen Residenzgebäude, der Pynakothek und Glyptothek zu.

König Ludwig's Geschmackrichtung war mehr der griechischen und italienischen Bauart und Ornamentik zugewendet, daher die neuen Gemächer der Residenz diesen Charakter an sich tragen.

Etwas Reicheres und zugleich Leichteres und Eleganteres läßt sich aber nicht wohl denken, als diese großartigen Räume, in denen die sinnvollsten Wandgemälde mit den blendendsten Vergoldungen und Verzierungen aller Art wechseln. Wer hat nicht den Thronsaal mit den zwölf vergoldeten Statuen, wer nicht die Zimmer mit der Geschichte deutscher Kaiser bewundert? Wen haben nicht die lieblichen Gebilde mit Stoffen der griechischen Mythologie, den alten Dichtern entlehnt, erfreut? Wen entzückten nicht alle diese überraschenden Werke?

Die Glyptothek ist als Gebäude wohl das vollendetste seiner Gattung; es läßt sich nichts Edleres, Einfacheres und zugleich Reicheres sehen, als diese Räume; ob, was sie enthalten, auch der äußern Umgebung entspricht, wollen Viele bezweifeln, die darin eben nur Steine sehen, die sie nicht befriedigen, wenn man diese Marmorstücke nicht mit den Namen: Apollo von Belvedere oder Venus von Medicis bezeichnet.

Sehr großartig, doch weniger in ihren Theilen befriedigend, erscheint die Pynakothek, viele und vielartige Schätze enthaltend, Gemälde auf Leinwand und auf Mauern, auf Vasen und Porzellan, auf Glas und Email; Statuen, Alterthümer und dergleichen, oft beschrieben!

An diese reihen sich jene Kunstsammlungen eigener Art, von den weiblichen Portraiten bis zu Rottmann's enkaustischen Bildern aus Griechenland, von den Kleinodien der königlichen Schatzkammer und der sogenannten reichen Kapelle mit werthvollen historischen Erinnerungen bis zum ethnographischen Museum und

anderen Merkwürdigkeiten, vom Elfenbein-Cabinet bis zur Modell- und Sattelkammer.

Auch erinnere ich, daß ich nur von der Periode 1838 bis 1843 spreche, daher mit Stillschweigen übergehe, was sich seit jener Zeit wieder rasch entwickelt: die Ruhmeshalle mit der Bavaria, die Loggia, die Propyläen, der Campo santo, das Ludwigsthor, das Ausstellungs- und Glasmalereigebäude, der Wittelsbachpalast und andere mehr.

Unter den vielen monumentalen Werken auf den Plätzen Münchens ist wohl jenes des großen Kurfürsten Maximilian das gelungenste, und in einfacher, rührender Weise drückte der König bei der Einweihung die Bedeutung desselben nur mit den wenigen Worten aus: „Wir tragen nur eine alte Schuld ab!“ Plump und unplastisch erscheint dagegen das Denkmal des guten Königs Max I.

Von den vollendeten Kunstwerken geht man dann wieder gerne zu den Werkstätten der rührigen Künstler zurück, und da sind es denn jene von Schwanthaler, Stiglmeyer, Boisseré, Kaulbach, Heß, Adam und Anderen, welche die Aufmerksamkeit der Fremden vor allen Andern fesselten. Welche reiche Aussaat bereitete sich da in ununterbrochener Thätigkeit vor! Und wie herrlich haben sich ihre Blüthen und Früchte im Laufe der Zeit entwickelt!

Ich werde von den Künstlern selbst in einem eigenen Abschnitte sprechen, und erwähne jetzt nur noch mit wenigen Worten der Kunstbestrebungen, welche sich in München außerhalb der vom Könige gestellten Aufgaben geltend machten.

Unter jenen ist vor allen der Kunstverein zu nennen. Er ist, so viel ich weiß, die älteste der vielen jetzt in Deutschland bestehenden Anstalten dieser Art und hat somit ein doppeltes Verdienst. In jeder Woche wechselten die Bilder, und eine lange Reihe Kunstwerke jeder Art zog da den Blicken der Besuchenden vorüber, während jährlich werthvolle Gemälde, Statuetten und

andere mehr angekauft und unter die Mitglieder verlost wurden. Man hat viel über den Nutzen dieser Vereine gestritten, behauptet, sie beförderten nicht die wahre Kunst, sondern begünstigten nur die Mittelmäßigkeit, unterstützten oft träge, unfähige Künstler u. s. w.

Ich glaube, daß die Vortheile, welche mit dieser Einrichtung verbunden sind, weit solche kleine Ungehörigkeiten und Mißbräuche überwiegen. Die Kunstvereine haben manches angehende Talent ermuntert, manchen jungen Mann vor Noth und Verzweiflung bewahrt und überdieß den Kunstfreunden den großen Genuß bereitet, nach und nach, ohne Ermüdung und beschwerliches Nachsuchen in den Ateliers, bequem alle neuen Erzeugnisse sehen und beurtheilen zu können. Durch die Verbreitung der verlosten Bilder und der Vereinsgeschenke wird aber auch der Geschmack daran in weiteren Kreisen gebildet, und in manchen Bürgerfamilien schmücken nun freundliche oder edle Gegenstände die Wände, wo vielleicht früher gemeine oder alltägliche Ansichten die Rahmen ausfüllten.

Der Kunstverein im Bazar war aber das Stelldichein aller Gebildeten, Laien wie Kunstkenner, die sich über die neuen Erscheinungen erfreuten, sie besprachen und sich zugleich mit den Namen junger, vielversprechender Talente wie mit den neuen Werken älterer berühmter Meister bekannt machten.

IV. Künstler. Gelehrte. Schriftsteller.

Nicht nur ist durch die Anschauung so vieler Meisterwerke der Plastik, Architektur und Malerei der Kunstsinn in München vielfach geweckt und ermuntert worden und wurden dabei Talente entdeckt und beschäftigt, welche vielleicht unbeachtet geblieben oder verkommen wären. Der König Ludwig wußte auch mit sicherem Blick und Takt die Organe zu finden, welche die Gebilde seiner reichen, lebhaften Phantasie verwirklichen sollten. Dabei ging man dann immer weiter, und an die Ausübung der schönen Künste auf dem bisher bekannten Wege reihten sich Erfindungen aller Art und das Wiederauffinden vergessener Vortheile, wie bei der Glasmalerei, an. Man versuchte sich in der Enkaustik, in der Lithochromie, während schon aus früherer Zeit München die Erfindung der Lithographie durch Sennfelder, die Verbesserung der Photographie und der elektrischen Telegraphen durch Steinheil und die berühmten Instrumente und Maschinen von Frauenhofer und Reichenbach für sich in Anspruch nimmt.

Zu großer Vollkommenheit brachte man es endlich auch in der Fabrikation des Carton-pierre, von dem ganze Säulenschäfte und Caryatiden verfertigt wurden, und die für Säle ihrer Leichtigkeit wegen große Vortheile gewähren.

Soll ich nun sagen, daß jede Art von Kunst durch hervorragende Meister in München vertreten ist, so drücke ich doch nur einen oft gehörten Gemeinsatz, aber nicht weniger eine Wahrheit aus, von der man sich auch durch einen oberflächlichen Blick auf die Liste der dabei hervorzuhebenden Namen überzeugen kann.

Unter den Architekten gebührt unstreitig Klenze der Vorrang; er ist ein wahres Genie, und sein Name wird nicht nur

fortleben, sondern der Umfang, die Schönheit und die Menge seiner Werke auch für die Leichtigkeit und Thätigkeit zeugen, mit der Klenze schuf. Ihm zunächst steht Gärtner; viele herrliche, graziöse Schöpfungen verdankt man seinen Bauplänen.

Ich habe nun Ziebland als Erbauer der Basilika, Oehlmüller als Architekt der Auer Kirche zu nennen, um ihre Befähigung anzudeuten. Um den Architekten der Neuzeit nicht ungerecht zu werden, bemerke ich, daß ich sie nicht kenne und immer nur den von mir angenommenen Standpunkt festhalte.

Von den Bildhauern war damals Keiner, der es mit L. Schwanthaler aufnehmen konnte; er wurde von seinem Vetter Xaver und einigen tüchtigen Schülern glücklich unterstützt; das Atelier dieses genialen Bildners war eines der belebtesten, das man sehen konnte. Nie verließ ich es ohne die innigste Befriedigung und ohne den Beginn eines neuen Meisterwerks entdeckt zu haben. Die massenhaften Aufträge des Königs Ludwig genügten der rastlosen, beinahe verzehrenden Thätigkeit Schwanthaler's nicht; er nahm von allen Theilen Europas die großartigsten Bestellungen an, und da konnte man wahrhaft sagen: te saxa loquuntur! Dabei war Schwanthaler der bescheidenste, einfachste Mann, ohne allen Eigennutz, nur mit Leidenschaft seiner Kunst ergeben, Tag und Nacht zeichnend, formend, meißelnd. Er lebte schlicht, zurückgezogen, und nur selten sah man ihn außer seinen Mauern, die, der Schauplatz seiner über den Marmor erfochtenen Siege, für ihn Alles waren.

Der verzeihliche Ehrgeiz, der Schwanthaler dabei leitete, war vielleicht seines Ruhmes gefährlichster Feind; er unternahm zu viel und zu vielerlei auf einmal, konnte daher nicht immer allen Ansprüchen genügen, übereilte manche Arbeit und zog sich dadurch manchen herben Tadel zu, der ihn tief schmerzte. Er hätte daher mehr mit seinen Kräften, seinem Talente haushalten, sie nicht zersplittern sollen; doch wer gebietet dem Drange des Schaffens,

zu dem sich hier noch der Wunsch gesellte, kein bedeutendes Bildwerk in Europa einem begünstigten Nebenbuhler zu überlassen. Die beständige materielle Arbeit, oft in kalten Räumen, mit der unausgesetzt fieberhaften, moralischen Anstrengung erschöpften früh schon den sonst starken Körper Schwanthaler's, denn auch seine männlich-schöne äußere Erscheinung entsprach den kräftigen Gestalten seines Meißels.

Wer zählt aber die Maler, welche sich in jener Zeit um die königliche Sonne drehten, die sie erwärmte? Auf jedem Schritte in München treten uns ihre bedeutendsten Namen entgegen. So vielgestaltet auch dieser Kunstzweig ist, ebenso viele tüchtige Kräfte sammeln sich zu jedem Genre. Wenn das Fach der Historienmalerei das am schwersten zu behandelnde ist, so sind gerade hier die am besten klingenden Namen anzuführen: unter ihnen die seither nach Berlin gewanderten Kaulbach und Cornelius. Letzterer spricht mich mehr als Zeichner, weniger in den Farben an. Dagegen ist Kaulbach ein moderner Titian für das Colorit; seine Portraite sind unnachahmlich, von einer Kraft und Wahrheit, die an die besten Zeiten klassischer Kunst erinnern. Wer kennt endlich nicht seine Hunnenschlacht und jenes wundervolle Gemälde der Zerstörung Jerusalems? Unter den Malern der Geschichte sind dann jene zu nennen, welche kirchliche Gegenstände behandeln, und da standen damals die Heß und Schraudolph allen Anderen voran; die Wände der Basilika und der Allerheiligen-Kapelle sind hiervon hinreichende Zeugen. Nennen wir noch Stieler, Dürk, Bernhard und Andere als Portraitmaler, Adam, Monten, den talentvollen Dilettanten General Heideck, Dietz und Andere als Schlachten-, Simonsen als Marinemaler; Folz, Kirner, Müller, Flüggen und Andere, die sich mit Glück in der Genre-Malerei versuchten; Rottmann, Zimmermann und Andere für Landschaften, Ainmüller, Schönfeld für Architektur, so haben wir das Verzeichniß noch lange nicht erschöpft, und müssen noch vor Allen des Schnorr, Hiltesberger und Anderer gedenken, die sich in den Gemächern der Residenz durch ihre schönen Fresken verewigt.

Einen ganz neuen Aufschwung nahm die Glas- und die damit in Verbindung stehende Porzellan- und Email-Malerei, König Ludwig förderte mächtig auch diesen Kunstzweig und eine eigene Anstalt wurde hierfür gegründet. Welche wundervolle Gebilde aus derselben hervorgegangen, dessen sind nicht nur in München, sondern auch in Oesterreich, Frankreich, England, Rußland und in anderen Ländern zahlreiche Kirchen- und andere Fensterscheiben Zeuge. Außer dem Farbenglanze der alten Kirchenfenster haben diese modernen Scheiben noch voraus, daß sie auf größere Glastheile gemalt, daher weniger zerstückelt sind; ihr Hauptvorzug besteht aber in der correcten Zeichnung der Figuren; die besten Künstler, Heß, Cornelius, Schraudolph und Andere haben Cartons dazu geliefert, und sie dürfen die Mühe nicht bereuen, welche sie zur Verherrlichung dieser schönen Kunst aufgewendet.

Ich komme endlich zu Stiglmeyer und Müller. Diese bescheidenen schlichten Künstler, welche durch so viele Jahre der königlichen Erzgießerei vorstanden, reichten Schwanthaler mit ihrem verdienstvollen Wirken die Hand, und aus ihren in beständiger sprühender und glühender Thätigkeit befindlichen Werkstätten ging jene Reihe von Kunst-Guß-Arbeiten hervor, die man nicht bloß im Thronsaale, auf der Theresienwiese und den Plätzen in München bewundert, sondern welche gar viele Städte Europas schmücken. Der Guß eines solchen Meisterwerkes war immer ein freudiges Ereigniß, zu dem man sich drängte; viele solcher vulkanischen Ergüsse des zischend-glühenden Erzes sah ich, wie in Schiller's Glocke das Ergebniß mit banger Spannung erwartend. Jubelruf belohnte stets den braven Meister für den gelungenen Guß. Das Karl Friedrich-Monument in Karlsruhe, das Mozart-Denkmal in Salzburg, einen Theil der Bavaria und einige andere kleinere Gegenstände sah ich auf diese Weise aus Gyps in Erz verwandeln.

Aber auch das Leben aller dieser Künstler ist ein freieres und behaglicheres als an anderen Orten; sie versammeln sich oft, bilden eigene gesellige Vereine, wo heitere Lust mit Vorträgen und

Zeichnenübungen wechseln, Witze, Caricaturen gemacht, Feste verabredet werden; es ist ein kleiner Staat im Staate, weniger ernst, aber nicht ohne Anziehungskraft; der König begünstigte freundlich dieses jugendlich frische Künstlertreiben.

Ich habe, von der Künstler-Atmosphäre begeistert, den Gelehrten nicht den ihnen gebührenden Rang eingeräumt; ich will das Versäumte nachholen.

Damals waren in München zwei Gelehrte von entschiedener Begabung, von hervorragendem Talente: Schelling und Thiersch; Jener der berühmte Philosoph, Dieser der bekannte Alterthumsforscher, der gründliche Kenner Griechenlands. Beide waren auch zugänglicher, als es gewöhnlich so tiefe Gelehrte sind; Schelling von einem ernst-freundlichen Charakter. Thiersch hielt zuweilen der gebildeten Welt Vorträge über Archäologie, welche gerne besucht wurden. Auch in politischen Schriften, in denen sein Styl als Muster gilt, hat sich Thiersch glücklich versucht. Er war mit Schelling die Zierde der Münchner Akademie der Wissenschaften, deren Entstehung der Wiener durch über fünfzig Jahre vorausgehen sollte.

Görres versammelte beinahe täglich einen kleinen Kreis Gleichgesinnter um sich, welche sich glücklich fühlten, die letzten Strahlen dieses dem Erlöschen nahen gewaltigen Lichtes in sich aufzunehmen.

Weniger bekannte, aber höchst verdienstvolle Männer waren Lichtenthaler, der Bibliothekar, Steinheil, der Physiker, und Andere mehr, hielten sich aber bescheiden innerhalb ihres Wirkungskreises.

An sie schlossen sich eine Reihe von Schriftstellern, Dichtern, Schöngeistern und Dilettanten an, welche, sich theils in eigenen Klubs bewegend, theils die geselligen Cirkel besuchend, immer gerne gesehen und ausgezeichnet wurden. Unter diesen der geniale Graf Fr. Pocci, mehr der Kunst- als Gelehrtenwelt angehörend, die beiden Kobell und jener liebenswürdige Staatsmann, der durch poetische Blüthen erfreute: Eduard von Schenk; endlich Freiherr E. von Zurhein. Einige fremde Dichter reihten sich

diesem Kreise an; unter ihnen nenne ich die mir befreundeten A. von Maltiz und von Elsholz. Schenk glänzte damals beinahe allein als vaterländischer dramatischer Dichter mit seinem Belisar und Adolph von Nassau. Im Lustspiele versuchten sich Plötz und Feldmann mit Glück.

Dichter und Schriftsteller hatten ihre eigenen Vereine: die Zwanglosen, Altengland, und wie sie alle hießen; literarische Arbeiten und Scherze wurden als Beiträge verlangt; unter witzigen Einfällen, neuen Gedanken flossen die Winterabende in harmloser Heiterkeit dahin; die seit so langer Zeit beliebten „fliegenden Blätter" verdanken diesen Zusammenkünften ihre Entstehung. Die größere Empfänglichkeit, welche man, angeregt durch künstlerisches und wissenschaftliches Streben, für mehr als alltägliche gesellige Freuden fühlte, ließ öfters Vorlesungen von dramatischen oder anderen Gedichten, selbst über ernstere Gegenstände aufkommen.

In neuester Zeit soll diese Art höchst lohnender und belehrender Unterhaltungen in München eine noch größere Ausdehnung gewonnen haben, und es wäre jeder Stadt zu einer solchen Richtung Glück zu wünschen. Zur Verbreitung von Schriften und Kunstwerken fehlt es nicht an großartigen Unternehmungen, Buchverlagen und artistischen Anstalten aller Art; die Lithographie namentlich ist auf einen hohen Grad von Vervollkommnung gebracht.

Die große Bibliothek, eine der reichsten der Welt, die sehr zahlreich besuchte Universität fördern diese wissenschaftlichen Bestrebungen, und da sich mit der Zahl der Schüler auch der Kreis ausgezeichneter Professoren jährlich vermehrt, so glaube ich, können beide Majestäten mit einer Art von Befriedigung auf ihre Regierungsepochen herabsehen: König Ludwig, der so glücklich das Feld der Wissenschaften und Künste bebaut, König Max, der seinen Ruhm in die Erhaltung und das Gedeihen dieser reichlichen Früchte setzt!

V. Erinnerungsblätter.

Ich fasse in diesem Abschnitt alle Eindrücke über Personen und Dinge in München zusammen, von denen ich noch sprechen will.

Von dem diplomatischen Corps jener Zeit ist bis zur Stunde nur noch ein Mitglied in München verblieben. Alle anderen sind nach allen Richtungen zerstreut, entweder todt, oder haben verschiedene Schicksale erlitten. Nur ein Blatt dankbarer Erinnerung wollte ich hier dem ausgezeichneten Kirchenfürsten widmen, der mit würdevollem Takte und eminenter Befähigung beinahe durch zwanzig Jahre in Deutschland als apostolischer Legat in oft schwierigen Tagen ein immer nicht leicht zu übendes Amt bekleidete. In München wie in Wien stand ich zu diesem mit seltenen Eigenschaften ausgerüsteten Manne in naher, ich darf wohl beifügen, in freundschaftlicher Berührung. In Wien wie in Berlin, in München wie in Frankfurt und Cöln: in allen Städten Deutschlands, wo ihn sein hoher Beruf hinführte, oder wo er, wie in Fulda, das Andenken des großen Apostels der Deutschen mitfeierte, war er überall gleich beliebt, geachtet und verehrt.

Ich erwähnte oben im Vorübergehen des Fürsten J. Polignac. Wenn man diesem anspruchslosen, einfachen Manne mit den feinen aristokratischen Formen und dem edlen sanften Gesichte begegnete, so war es bei dieser äußern Erscheinung nicht möglich, in ihm jene feste Consequenz, jene unveränderliche Ueberzeugung zu vermuthen, die ihn durch das Leben begleiteten. Fürst Polignac

hatte seinen politischen Glauben, seine Anhänglichkeit an die ältere Linie der Bourbonen, sein Vermögen, sein häusliches Glück, seine Freiheit geopfert, und daß er diese achtenswerthen Gesinnungen nicht auch mit dem Tode büßte, war wahrlich nicht seine Schuld. Es liegt etwas ungemein Rührendes in dem Opfer, welches ein durch Familie, Rang und Glücksgüter hochgestellter Mann einer Sache bringt, die er für die wahre und beste hält. Die egoistische Richtung unserer Zeit vermag sich nicht auf die Höhe dieses Standpunkts zu schwingen; sie begreift nicht, wie man einem vermeintlich aufgegebenen Rechte, einer verlornen Sache fortwährend seine Dienste widmen, in ohnmächtigem Kampfe mit widrigen Verhältnissen solch undankbare Rolle durch ein ganzes langes Leben fortspielen könne! Dennoch hat Fürst Polignac diese Fehde mit einem seiner aufopfernden Treue nicht entsprechenden Erfolge aufgenommen! Es ist schwer zu sagen, zu welcher Zeit seine Hingebung auf eine härtere Probe gesetzt wurde: im Jahre 1804, wo er offen den Kampf gegen die damalige Herrschaft bestand und dafür zehn Jahre gefangen in Vincennes zubrachte, oder im Jahre 1829, wo er einer glänzenden, sorgenfreien, angenehmen Stellung in London entsagend, die gefährliche Last eines Ministeriums übernahm, die seinen schwachen Schultern keineswegs gewachsen war. Zum zweiten Male nur mit Mühe der Todesstrafe entgangen, brachte er abermals sechs Jahre des Verhafts im Schlosse Hamm, folglich sechzehn der schönsten Jahre seines Lebens im Gefängnisse zu! Die Vorsehung hatte, um Polignac für so viele freiwillig übernommene Opfer und Leiden zu entschädigen, ihm eine treue, liebende Lebensgefährtin, eine zahlreiche, blühende Familie gegeben. So verlebte er ruhig einige Jahre in München; gern gesehen, von theilnehmenden Freunden umringt, kehrte er noch unter Ludwig Philipp nach Frankreich zurück und starb, wie ich glaube, vor 1848 zu St. Germain.

Stellt man Polignac einen andern französischen Staatsmann,

Talleyrand, entgegen, der mit allen sich schnell folgenden Regierungen durch vierzig Jahre auch seine politischen Gesinnungen und Eide änderte, so wirft man sich unwillkürlich die Frage auf, ob, wenn von Achtung, gesegnetem Andenken und geschichtlicher Würdigung der Charaktere die Rede ist, der Ausspruch nicht eher zu Gunsten des vielfach verkannten treuen Dieners, dessen Handlungsweise als die eines beschränkten Kopfes verachtet wurde, fallen wird, als zum Lobe des gewandten, listigen, geistreichen, aber nur sich, keiner Sache dienenden, seinem Fürsten, wie dem Lande gleich gefährlichen Diplomaten?

Da ich gerade von Talleyrand sprach, so erinnere ich mich jenes bayerischen Staatsmannes, den man vielfach mit ihm verglichen — Montgelas. Diese Zusammenstellung ist nicht richtig. Montgelas hatte weder in seinem Charakter, noch in seiner Laufbahn etwas mit Talleyrand gemein, man müßte nur in der wenig empfehlenden äußern Erscheinung beider Diplomaten Vergleichungspunkte finden wollen.

Trotz Montgelas' im Alter noch mehr hervortretender Häßlichkeit belebten sich die markirten Züge bei seiner stets geistreichen Conversation voll der anziehendsten Erinnerungen aus einem vielbewegten Leben, auf das er wohl, ernst, fromm und leidenschaftslos, wie er geworden, mit ganz veränderten Gesinnungen zurückblickte. Nachdem Montgelas dreißig Jahre zu München im Pensionsstande zugebracht hatte und der Abend seines Lebens ruhig in der Mitte einer ihn zärtlich pflegenden Familie verlaufen war, entschlief er sanft Ende Mai 1838 im achtzigsten Jahre.

Noch in demselben Jahre erreichte der Tod auch eine andere bayerische Celebrität — den Feldmarschall Wrede. Da ich ihn nur wenig sah, enthalte ich mich einer nähern Schilderung

dieses ausgezeichneten Mannes. Was er durch seine seltenen Feldherrngaben, was er selbst als Staatsmann Bayern genützt, ist Jedermann bekannt. Sein Name ist mit den glänzenden Kriegsthaten dieses Jahrhunderts auf's Engste verbunden. König Ludwig konnte Wrede's Werth wohl nicht besser hervorheben, als daß er seine Statue mit jener Tilly's zusammenstellte.

Wer die Münchner Gesellschaft zu jener Zeit besucht, mußte mit drei Häusern, oder wenigstens mit einem derselben bekannt werden, welche täglich auf die gastfreieste Weise den Besuchenden geöffnet, eine besondere Anziehungskraft übten. In diesen drei Salons machten drei Frauen die Honneurs, die, wären sie noch jung gewesen, ich mit den Grazien verglichen hätte; doch waren es jedenfalls wohlthätige Feen, die freundlich, zuvorkommend nicht wenig zu den geselligen Genüssen Münchens beitrugen.

Jedes dieser drei Häuser hatte seinen besondern ausgeprägten Charakter, den ihnen vorzüglich die Persönlichkeit jener Frauen aufdrückte.

Das erste dieser Häuser war der Mittelpunkt der eleganten Welt; es fanden da zum Theil großartige Feste, viele Diners Statt, und die Originalität der alten Dame, welche diesen geselligen Freuden vorstand, war nicht die geringste Merkwürdigkeit des Salons.

Im zweiten Hause versammelte sich regelmäßig ein Kreis näherer Bekannten zum Spiel; ihnen schlossen sich dann Andere an, die sich an dem stets interessanten Gespräch über Politik, Literatur oder Tagesereignisse erfreuten.

Ein Greis von über achtzig Jahren theilte in ruhiger Heiterkeit mit einer Frau voll des lebhaftesten Geistes die Sorge für den immer gleich wohlwollenden Empfang der Gäste.

In dem dritten der genannten Häuser endlich hatte eine Wittwe mit drei Töchtern das ganze Jahr hindurch einen höchst angenehmen Cirkel um sich vereinigt, in dem bei beständiger Abwechslung Musik, Spiel, Conversation getrieben wurde und man nicht selten Künstlern, Gelehrten begegnete, die durch musikalische oder dichterische Vorträge die Gesellschaft erheiterten.

So blieb dem Freunde geselligen Umgangs oft nur die schwere Wahl zwischen drei Häusern, die nicht ohne einen Anflug von Rivalität unter sich gern die Häupter ihrer Getreuen zählten und keinen Abend gern eines derselben vermißten. Doch war es nicht die Feindschaft der Häuser Capulet und Montagu, welche sie beseelte; der Schauplatz des Kampfes war ein viel friedlicherer: er war grün und nur mit zwei und fünfzig bunten Blättern bedeckt.

Ich wollte hier, abgesondert von den obigen Besprechungen über die Kunst und ihre Jünger in München, der Boissérés und ihres verdienstvollen Wirkens gedenken. Dieß Brüderpaar, Sulpice und Melchior, im Vereine mit einem alten, höchst originellen Wesen, Bertram genannt, hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, immer irgend einen Zweig der Kunst zu heben, ihre ganze Thätigkeit diesem bestimmten Zwecke zu widmen. Dieß kunstsinnige Kleeblatt lebt nun leider nicht mehr, aber wo man demselben früher nur immer begegnete: in Cöln oder in Heidelberg, in Stuttgart oder in München, stets wurde man durch irgend eine neue Entdeckung überrascht oder angeregt, durch eine neue Erfindung erfreut.

Rastlos in ihrem edlen Kunststreben, erstreckte sich ihre Thätigkeit vorzüglich nach drei Richtungen. Sie begannen dieselbe mit der besondern Theilnahme, welche sie dem Cölner

Dom in einer Zeit zuwandten, in der noch Niemand an seine Vollendung dachte. Ihrem unermüdlichen Streben, der werthvollen Ausgabe der Pläne und Zeichnungen jenes Domes ist es vor Allem zu danken, daß Freunde alter gothischer Denkmale, unter ihnen der damalige Kronprinz, nachheriger König von Preußen, den großartigen Impuls zur Wiederaufnahme des Riesenwerks gaben.

Die zweite Aufgabe, welche sich die Boisséré's gesetzt, war die Auffindung und Wiederherstellung altdeutscher Gemälde. Mit scharfem Kennerblick erkannten sie allenthalben in Kirchen oder bei Trödlern verborgene Schätze, entzogen sie dem sichern Untergange, restaurirten sie mit Umsicht und Geschmack und entrissen auf diese Weise gar manches alte Meisterwerk dem Vandalismus oder der Gleichgiltigkeit der Zeit. Sie waren während der langen, der Kunst feindseligen Kriegsjahre die treuen Forscher und Hüter solcher Kleinode. Wie reich die Ausbeute, wie lohnend ihre Bemühung war, davon gibt jene in ihrer Art einzige Sammlung Zeugniß, die jetzt, eine wahre Zierde der Münchner Pynakothek, in den sinnreich geordneten kleinen Zimmern aufgestellt ist.

Kaum hatten die Boisséré's sich mit blutendem Herzen von diesen Lieblingen getrennt, so folgte ihr Kunstsinn einer andern, nicht minder lohnenden Richtung. Sie versuchten nämlich Bilder alter Meister auf eine Scheibe in Glas zu brennen und erreichten damit eine früher nicht geahnte Wirkung. Doch muß man wissen, mit welcher Geduld, Sorgfalt, Mühe, mit welcher Aufopferung von Zeit, Geld und Kräften aller Art die Boisséré's und der für die Sache begeisterte Bertram zu dem erfreulichen Resultate gelangt. Sie hatten sich, wie früher eine Oelgemälde-Gallerie, jetzt eine kleine Sammlung wunderlieblicher Glasbilder angelegt, die sie durch Jahre allen Fremden mit der freundlichsten Bereitwilligkeit zeigten.

Unter ihrer Leitung gedieh und vervollkommnete sich diese beinahe in Vergessenheit gerathene Kunst; sie bildeten Schüler heran. König Ludwig schuf unter Ainmüller's bewährter Führung

eine großartige Anstalt, und so hatte, wie früher sich Boisséré's Wirken befruchtend bei der Restauration des Cölner Doms fortgepflanzt, nun auch ihr Kunststreben belebend die Vorliebe für die Glasmalerei erweckt.

Tausende bewahren gewiß mit mir die reinen Genüsse, welche der Boisséré's unermüdeter Eifer zur Hervorbringung schöner Kunstgebilde bereitet, in dankbarem Andenken!

Werfe ich nun noch einen Blick auf das Münchner Stadt- und Volksleben, so begegnet man da einem ganz eigenthümlichen Treiben. Es hat sich, wenn es sich gleich mit jedem Jahre mehr abstreift, doch noch ein gewisser Charakter erhalten, der wohlthätig absticht gegen die Verflachung in anderen Städten. Das Volk ist religiös, gutmüthig, wenn auch etwas derb, sinnlichen Genüssen leicht ergeben, doch arbeitsam, ruhig, treu. Noch sind die Traditionen einer früheren Zeit unter den Eindrücken stürmischer Tage nicht ganz verwischt; man trifft noch, wenn gleich spärlich, hier und da Spuren von Originalität. Während die Bauern vom Lande ihre freilich nicht sehr malerische Tracht größtentheils beibehalten, verschwinden die so reichen und kleidsamen Anzüge der Münchner Bürger, Frauen und Mädchen immer mehr. Wüßte manch hübsches Gesichtchen, wie es deren in München so viele gibt, wie weit besser ihr das originelle goldne oder silberne Riegelhäubchen und das schöne mit silbernen Ketten gezierte Mieder, die Perlschnur stünde, als der zerknitterte Hut, die entstellende Haube oder das abgebleichte Tuch, sie würde sich jener graziösen Tracht ihres Standes nicht schämen, um sich mit erborgtem Flitterstaate zu schmücken.

Das Lotto und das Bier spielen im Münchner Volksleben eine Hauptrolle; die erträumten Nummern des erstern

wiegen in süße Hoffnungen ein, während das Bier die Leiden der Gegenwart leichter ertragen läßt. Auch hat dieser theils belebende, theils stärkende, theils erquickende Trank in München einen Grad von Berühmtheit, Vervollkommnung und Güte erreicht, daß man ihn nicht mit den besten Weinen vertauscht. Mit einer nur dort bekannten Wichtigkeit prüft man, sucht man die verschiedenen Biersorten aus, die selbst mit den Jahreszeiten wechseln, und mit Kennermiene wird der Bock im Mai, später das Salvatorbier verkostet. Jede bekannte Bräuer-Firma hat ihre Anhänger und es sind dieß wichtige Personen in dem Münchner Bürgerstande. Unter allen Bieren gab ich stets dem Hofbiere den Vorzug, welches seiner Milde, Reinheit und des guten feinen Geschmackes wegen vorzüglich mundet. Wer zählt die „Halben!" welche jedes Jahr von diesem bayerischen Nectar vertilgt werden?

Unter allen Kirchenfeierlichkeiten erschien mir immer jene des Frohnleichnamstages eine der erhabensten. Es ist ein Tag des kirchlichen Glanzes, der andächtigen Freude, eine christliche Frühlingsfeier, bei der Alles in frischem Grün, in hellem Sonnenlichte strahlt. Mischt sich auch etwas Zerstreuung, etwas Schaulust in die Frömmigkeit, so erbaut doch für solche Eindrücke empfängliche Gemüther die einfache Majestät, der würdevolle Prunk der religiösen Ceremonie.

Diese frommen Gebräuche, welche seit Jahrhunderten unsere Väter erhoben und erfreut: weßhalb sollten wir sie nicht festhalten? Warum sollen Könige, Gewalthaber und geistliche wie weltliche Obrigkeiten nicht öffentlich vor den Augen des Volkes bekennen, daß es eine höhere Macht, eine erhabenere Majestät gibt, als die irdischer Größen?

Wenn der Donner der Kanonen und das feierliche Geläute der Glocken sich mit den frommen Gesängen und Gebeten im Herzen vereinigen, wenn die Prozession mit Heiligenbildern und flatternden Kirchenfahnen von Altar zu Altar durch die reich geschmückten Straßen zieht: ist es da mehr als die Befriedigung einer alltäglichen Neugierde, welche die Gläubigen anzieht; ist der Eindruck für Viele nicht tief und bleibend zur Andacht und Ehrfurcht vor dem Göttlichen stimmend?

Ich hatte Gelegenheit, diese schöne Feier oft in Wien und München zu sehen und ihre Begehung in diesen beiden katholischen Residenzen zu vergleichen. Die Frohnleichnamsprozession in Wien ist imposant. Der Kaiser wohnt derselben regelmäßig in Person, umgeben von den anwesenden Erzherzogen, bei. Nicht selten erscheint die Kaiserin, begleitet von zwölf Palastdamen in größtem Hofstaate. Der kaiserliche Hof verleiht mit den Garden, den Hofchargen und Würdeträgern des Reichs dem Zuge einen eignen Glanz. Zweimal sah ich die meisten Bischöfe der Monarchie sich denselben anschließen. Die Kürze der Strecke, welche die Prozession durchzieht, wie der enge Raum in den Straßen läßt keine ganz freie Entwicklung zu; doch ist es immerhin eines der großartigsten Kirchenfeste.

In einer andern Weise gestaltet sich dasselbe in München. Hier herrscht nach allen Seiten schon vorher große Thätigkeit; der Kunstsinn verleiht der Feierlichkeit einen besondern Reiz durch Verzierung der Altäre, geschmackvolle Ausschmückung der Häuser; Alles gewinnt da ein überaus festliches Ansehen. Ueberall bunte Teppiche, frische Blumen, grüne Bäume und Reiser! Dem Zuge selbst schließen sich die Zünfte mit ihren künstlich gemalten oder geschnitzten Fahnen an; alterthümliche Trachten, sinnreich die verschiedenen Gewerbe andeutend, bringen Abwechslung in die bunten Massen, und der König mit den Prinzen des Hauses folgt dem Allerheiligsten. Der Cortège, die Staatsbehörden, die Generalität und Beamten schließen den Zug. Zahlreiche Truppen paradiren.

VI. Gebirgspanorama.

Wenn man auf dem Thurme der St. Peterskirche oder von den Höhen der Theresienwiese den Blick, der unerquicklichen Nordseite abgekehrt, nach Süden wendet, so erfreut ihn an hellen Tagen jenes großartige Schauspiel eines Gebirgspanoramas, das sich von der Zugspitze bis zum Untersberge in tausend bizarr geformten Zacken auf dem Horizonte abzeichnet. Die durch einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckte Alpenkette erweckt bei dem Städter eine Sehnsucht nach den Bergen, welche er während des Sommers befriedigen muß. Nicht mehr sich begnügend mit den nahe gelegenen, allerdings reizenden Punkten: den Isarufern, dann Hessellohe, Wolfrahtshausen, Maria-Eich, Leutstetten, der angeblichen Wiege Karl's des Großen, fliegen Gedanken und Wünsche selbst schon über den lieblichen Starenberger-See hinaus in die grünen Thäler, auf die frischen Höhen, zu den Triften und Alpenhütten!

Uebersehen wir jenes Panorama im Vogelfluge: welch eine erhabene Scenerie, wenig bekannt, viel weniger noch würdig beschrieben, stellt sich unseren entzückten Augen dar!

Von der mächtigen Zugspitze, die ihre Schneewasser in den kleinen romantischen Eibsee ergießt, geht es hinüber in das Thal von Partenkirchen, eine wahre Perle in diesen Bergen, wie sie die Schweiz nicht reizender bieten kann. Nicht fern liegt der düstere Walchensee mit den gesuchten Fischen und seinen tiefen Wassern, die mit dem Meer in Verbindung stehen sollen. Nur wenige Häuser sind in diesem einsamen Thale zerstreut; folgt man der südlichen Straße, so trifft man den Kesselfall, die steile Benediktenwand, zwei andere Seen und die Abtei Benediktbeuren; wendet man sich östlich, so

geht es durch das Lengries bis Tölz und dann nach Miesbach, die echten Sitze des alten Oberbayernlandes mit seinen eigenthümlichen Sitten, den bekannten Trachten und dem ungebundenen Gebirgssinne seiner Bewohner. Unfern liegt Rosenheim, das besuchte Bad, an dem Eingang eines Thales, des Innthales, welches nach meiner Ansicht die meisten anderen an Reizen übertrifft; Neubeuern und Branneburg in romantischer Lage, vom spitzen Wendelstein überragt, dann der sogenannte Weber in der Au; endlich in der Nähe von Kufstein die gothische Ottokapelle, den gigantischen Gebirgsrücken der wilden Kaiser als Hintergrund. Weiter der allerliebste idyllische Schliersee, Bayerisch-Zell, das Ziel der Gemsenjäger! Noch ferner breitet sich mit seinen Inseln das bayerische Meer, der Chiemsee, aus, in dem sich die Gipfel der nahen Alpen spiegeln. Hohenaschau, Marquartstein, Traunstein, endlich Reichenhall mit seinen herrlichen Umgebungen, und wir sind am Ende unserer Rundschau. Doch werde ich nach dieser flüchtigen Skizze gern auf einzelne Punkte zurückkommen.

Sind doch die vielen Seen allein eine eigene Beschreibung werth; jeder hat seinen Charakter, seine Färbung, seine Schönheiten, und habe ich doch kaum die Hälfte derselben nur genannt!

Wenn man sich auf einer ziemlich einförmigen Straße südlich den Gebirgen nähert, so verweilt erst nach einigen Stunden das Auge mit Vergnügen auf der Aussicht, welche sich bei Gmünden zeigt und wo jener freundliche See beginnt, der dem frühern Stifte, jetzt Schlosse Tegernsee den Namen gegeben. Ungefähr eine Stunde in der Länge und nicht so breit endet er bei Egern am Eingange des Kreuther-Thales, das, von rauhen Gebirgsmassen umgeben, in seiner Wildheit gegen das liebliche Tegernsee absticht.

Hier war es nun, wo die Königin Karoline jeden Sommer einige Wochen zubrachte und ihre hohen Verwandten, wie eine große Zahl geladener Gäste um sich versammelte.

Es liegt nicht in der Aufgabe dieser für die Veröffentlichung bestimmten Blätter, ein Tagebuch über diese geselligen und ländlichen Freuden und Genüsse zu führen, wenn ein solches immerhin vielfaches Interesse bieten müßte. Niemand aber, der mit mir öfter Zeuge dieses Aufenthalts war, wird ohne dankbare Erinnerung und stille Wehmuth dieser vie de château gedenken, wie man sie sich nicht großartiger und angenehmer zugleich denken konnte.

Der Morgen blieb frei. Der Mittag versammelte die Gesellschaft zu einer Spazierfahrt zu Wasser oder zu Land in eines jener vielen schönen Thäler, welche Tegernsee umgeben.

Gegen 5 Uhr war die Mittagstafel und dann Salon, in dem kleine Gesellschaftsspiele mit Tableaux und Charaden, Vaudevilles mit improvisirten Concerten oder Vorlesungen wechselten. Oefters wurden besondere Parthien verabredet, höhere Berge bestiegen. Die Königin war da von einer kleinen Welt von lieblichen Enkeln umringt und fühlte sich, zärtliche Verwandte und gesellig wie sie war, in ihrem Elemente, die frische Bergluft mit heiteren, interessanten Gesprächen und Unterhaltungen verbindend.

Der Sommer 1838 war mehr als gewöhnlich belebt. Ende Juli war die Kaiserin von Rußland eingetroffen, um die Badekur in Kreuth zu brauchen. Sie reiste mit großem Gefolge und brachte ihre damals vierzehnjährige Tochter, die Großfürstin Alexandra, mit. Nicht ohne besondere Theilnahme sah man in der Begleitung der Kaiserin eine noch schöne Frau, die lange Jahre in München heimisch, ihrem Gatten nach Rußland folgte und bestimmt schien, wiewohl in einer verschiedenen Richtung, durch ausgezeichnete äußerliche wie Geistesgaben einem Namen Glanz zu geben, welchen schon einmal eine andere Dame berühmt gemacht hatte.

Mitte August erschien der Kaiser Nicolaus in Bayern, hielt sich nur kurze Zeit in München auf, wo der König ihn mit

den Merkwürdigkeiten bekannt machte, ihm die Garnison vorführte und auch das Zoller'sche Artilleriesystem praktisch gezeigt wurde. Bis Ende August verweilten die russischen Majestäten in Kreuth. Diese enge Thalschlucht bot damals einen ganz eigenen Anblick; der Kaiser, die Kaiserin an den ländlichen Festen, dem Scheibenschießen, Kegelschieben theilnehmend, die Gebirge auf Eseln durchreitend; Kosaken mit Alpendirnen tanzend, lustige Tyroler-Jäger neben ernsten nordischen Gesichtern; asiatische Pracht und das einfache Wesen der schlichten Bergbewohner; es fehlte da nicht an seltsamen Contrasten.

Leider war das Wetter nicht immer günstig, und einmal — den 23. August, fiel tiefer Schnee in den Gebirgen, wohl an das russische Klima mahnend.

Der kaiserliche Aufenthalt in Kreuth blieb nicht ohne Rückwirkung auf das Schloßleben in Tegernsee. Der gastfreie Sinn der Königin bereitete den erlauchten Fremden gar manche Feste und freundliche Ueberraschungen. Landparthien wechselten da mit Abendunterhaltungen.

Einmal war es besonders glänzend. Sieben Majestäten und vierzehn kaiserliche und königliche Hoheiten versammelten sich zum Thee in Tegernsee, wo sodann lebende Bilder und französisches Liebhabertheater stattfanden.

Die Kaiserin von Rußland kehrte im September nach einem Besuch in Hohenschwangau zurück; der Kaiser erschien noch im Lager zu Augsburg, und nachdem er den König von Württemberg in Friedrichshafen gesehen, traf er später mit der Kaiserin in Berlin zusammen.

Für Augsburg schienen damals die schönen Tage wieder gekommen. Die sonst so öden Straßen durchzog ein ungewohntes Treiben: überall begegnete man schimmernden Uniformen, und nach allen Seiten ertönte die schmetternde Fanfare oder betäubende Janitschaarenmusik. Im Lager selbst ging es noch bunter,

lärmender zu: es fanden große Uebungen Statt, und am zweiten Tage trennten sich die beiden Monarchen, mit denen sich noch der damalige Kronprinz von Preußen vereinigt hatte. Eine große Menge von Generälen und Stabsofficieren aller Länder und Waffengattungen schlossen sich den Fürsten an und bildeten einen überaus glänzenden Generalstab.

Nach der Abreise der russisch kaiserlichen Herrschaften füllte sich das Schloß zu Tegernsee mit neuen hohen Gästen. Das Leben war ruhiger, aber nicht minder angenehm, und zog sich in erfreulicher Abwechselung bis Ende October fort.

Ein Seitengemälde zu Tegernsee bildet das freundliche Possenhofen am Starnberger See. Ist die Natur hier auch nicht so großartig, und erscheint das Hochgebirge nur als Hintergrund in weiter Ferne, so hat doch der See selbst mit seinen oft mächtigen Wellen, seiner Dampfschifffahrt etwas Imposantes. Seine fruchtbaren Ufer sind mit eleganten Villen, schönen Dörfern wie besäet, und es ragen die Zinnen des Herzoglichen Schlosses schon von Weitem hervor. Hier bringt die edle Herzogin Louise von Baiern, meist nur von ihrer Familie umgeben, den Sommer zu. Der König, der Prinz Karl haben auch ländliche Sitze an diesem ausgedehnten, bei den Münchnern jetzt um so beliebteren und besuchteren See, als ihn eine Eisenbahn mit der Residenz verbindet. Ungemein lohnend ist ein Ritt um den See oder eine Rundfahrt auf dem Dampfschiffe. Der Schwestersee, nur durch eine Erdenge getrennt, ist gleich groß, doch weniger anziehend, und führt den Namen Ammersee.

VII. Die Donau.

Von dem Momente, wo dieser mächtige Fluß das bayerische Gebiet bespült, bis zu seinem Austritte bei Engelhardszell, gibt es vielfach anziehende Punkte. Kunst und Natur haben um die Wette dazu beigetragen, die Donauufer zu beleben; auch fehlt es nicht an geschichtlichen Erinnerungen. Die Naturfreunde ergötzt der Anblick der Felsenparthien bei Kellheim, das romantische Thal bei Vilshofen und jene bezaubernde Lage von Passau mit den drei Flüssen! Geschichtsforscher erinnern sich an die Städtenamen Donauwörth, Neuburg, Ingolstadt, Regensburg, Straubing, Passau und ihre historische Bedeutung. Wirft doch gewiß jeder Reisende einen Blick auf die Regensburger Brücke, welche einer mit dem Teufel eingegangenen, von diesem verlorenen Wette ihre Entstehung verdanken soll, oder gedenkt der armen Agnes Bernauer, wenn er an dem spitzen, viele Stunden weit sichtbaren Thurme von Straubing vorüberfährt.

Und nun die Kunst! Wo finden sich nicht die Spuren in einem Lande, das König Ludwig regiert hat? Nicht an der Donau selbst, aber in Erlangen ist ein schönes Denkmal, von Schwanthaler's Meisterhand, errichtet, um an die Vereinigung des Rheins mit der Donau durch den daran vorüberfließenden Kanal zu erinnern. In Ingolstadt erheben sich jene gewaltigen Festungswerke, die, wie der König sich ausdrückt, fest und trocken gebaut, die Aufmerksamkeit der Männer vom Fach auf sich ziehen. Die Stadt Regensburg überragt der herrliche Dom, so zweckmäßig restaurirt, mit seinen eleganten Formen, bunten Glasgemälden und schönen Grabmälern. Unweit dieser Stadt begegnet unseren Blicken schon aus weiter Ferne das große Gebäude, das seit bald

40 Jahren unter dem Namen Wallhalla bekannt, endlich im Jahr 1842 vollendet und am 18. October jenes Jahres feierlich eröffnet wurde. Dieses im Style der griechischen Tempel erbaute großartige Pantheon erhebt sich auf einem mäßigen Hügel und seine Stufen verlieren sich bis gegen die Ufer der Donau, während ein grüner Hain die Rückseite des Gebäudes ziert, von dem man einer weiten Aussicht auf deutsche Gauen bis zu der Alpenkette genießt.

Da ich so glücklich war, der Eröffnungs-Feier der Wallhalla selbst beizuwohnen, so darf ich wohl etwas länger bei dieser Erinnerung verweilen.

Der König, begleitet von der königlichen Familie und dem Prinzen Wilhelm von Preußen, bestieg die große äußere Treppe, wo sich Jungfrauen aus Regensburg aufgestellt hatten, welche mit passenden Attributen und in den Landesfarben gekleidet die deutschen Bundesstaaten repräsentirten. Feierlicher Gesang und eine Rede des Präsidenten von Zurhein empfingen den König. Trompetenschall, Vivats folgten und die große eherne Pforte öffnete sich: die Wallhalla war erschlossen. Welche Gefühle mußten den König bei diesem Eintreten in ein Gebäude beseelt haben, dessen Gründung er schon als Jüngling beschlossen, und das er nun in voller Pracht vollendet sah! Das herrlichste Herbstwetter begünstigte die Feier, und der festliche Tag wurde auf dem nahgelegenen Schlosse Stauf bei dem Fürsten Thurn und Taxis begangen. Abends war die Wallhalla mit bengalischem Feuer in allen Farben erleuchtet.

Unter den Zeugen dieses seltenen Festes nenne ich die Gräfin Hahn-Hahn und Zedliz.

Jetzt, nachdem ich den Tribut der Bewunderung und Anerkennung der merkwürdigen Schöpfung König Ludwig's gezollt, darf ich wohl noch einige Bemerkungen darüber anreihen.

Der geniale Gedanke zu demselben, so früh schon erfaßt, mag den König wohl, bei der ihm eignen Beharrlichkeit, bestimmt

haben, ihn aller Schwierigkeiten ungeachtet durchzuführen. Diese Hindernisse lagen etwa nicht sowohl in den solchen idealen Unternehmungen ungünstigen prosaischen Zeitverhältnissen, sie waren noch ungleich größer, wenn es sich darum handelte, dem großartigen Plane eine bestimmte Form, einer so neuen Sache eine äußere passende Gestalt zu geben. War das Projekt dazu einmal von Klentze entworfen, so ging man rasch an's Werk; und genau in der vorausbestimmten Zeit, wie bei allen Kunstwerken jener Epoche, wo jedem Jahre eine gewisse Aufgabe angewiesen war, stand der einem Feenpalast ähnliche Prachtbau vollendet da! Er ist durch Bilder aller Art, Gedichte und Beschreibungen verewigt. Dennoch entspricht der Eindruck nicht den Erwartungen, mit denen man die Wallhalla betritt. Sei es die Ungewohntheit, die Neuheit der Sache, sei es die Idee selbst, mit der man sich nur schwer vertraut macht, es läßt dieser Ruhmestempel kalt, wie die Marmorbüsten und Wände, die ihn zieren, und mir wenigstens scheint er die beabsichtigte Begeisterung für die hier verherrlichten Größen des deutschen Volkes nicht zu wecken. Ich spreche hiermit durchaus keinen Tadel über das in seiner Art Einzige und nahezu Vollendete aus; nur auf die Schwierigkeit, um nicht zu sagen, Unmöglichkeit, die wahrhaft große Idee, welche diesem Gebäude zu Grunde liegt, auch genügend auszuführen, wollte ich hindeuten. Manche Versuche in dieser Beziehung sind schon gescheitert: das Pantheon, welches allen großen Männern Frankreichs zu Ehren vom dankbaren Vaterlande errichtet werden sollte, wurde wieder seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben.

Viel klarer drückt sich dieser Gedanke in Versailles aus, wo eine Gallerie die berühmten Franzosen in ihren Helden- und Großthaten dem Beschauer vorführt, die daher lebendiger zur Phantasie spricht, als eine Halle der Todten!

Wie unendlich relativ ist aber der Begriff der Größe selbst! Wie schwer zu bestimmen, **wem** die Entscheidung darüber zuzu-

erkennen; und würde heute ein Areopag deßhalb zusammengesetzt, käme er wohl sobald mit der Auswahl in's Reine? Wie viele Namen, welche jetzt in die Wände der Wallhalla eingegraben, wie manche Büste, die in ihr aufgestellt, müßten vielleicht den Vorurtheilen eines solchen Gerichts weichen, oder durch andere ersetzt werden? Kein Besuchender ist, der da nicht einige seiner Lieblinge vermißt, oder gegenwärtige, die seinen Ansichten nicht zusagen, entfernt wünscht. Strenge Geschichtskundige schütteln bei den kaum bekannten Namen einer beinahe fabelhaften Zeit den Kopf, und wollen nicht einmal die drei Schweitzer gelten lassen; deutsche Patrioten tadeln, daß Männer und Frauen, welche mit Deutschland nichts gemein haben, als daß sie da geboren sind, ihrem Geburtslande aber eher geschadet, als genützt, es keinen Falls verherrlicht, in dieser Ruhmeshalle aufgenommen wurden; Moralisten gönnen z. B. Heinse und Anderen nicht diese Ehre, Musiker fragen, weßhalb, wenn man die Büsten von vier Tondichtern aufgestellt, sich nicht auch Raum für Beethoven gefunden? So vermißt beinahe jeder Stand irgend einen seiner Bevorzugten. Die Zerrissenheit in der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes macht es da doppelt schwer, allen Ansprüchen gerecht zu werden; ich darf nur daran erinnern, in welcher verschiedenen Weise die Größen Deutschlands seit dem sechzehnten Jahrhundert beurtheilt wurden, wie der religiöse und politische Parteigeist einzelnen Piedestale errichtete, andere wieder herabwarf. Und dennoch wird bei allen diesen Betrachtungen jeder Deutsche dem König Dank für diese dem vaterländischen Genie dargebrachte Huldigung wissen und ob der großartigen Ausführung gerne die kleinen Bedenken und Zweifel unterdrücken, die, unzertrennlich von dem menschlichen Widerspruch und Tadelgeiste, jedem nicht alltäglichen Werke entgegengesetzt werden.

Des folgenden Tages, am 19. October 1842, war den königlichen Gästen noch ein zweites Fest zu begehen gestattet. Wie

bei der Wallhallafeier, als einer ausschließend deutschen, erhielten auch zur Grundsteinlegung der Befreiungshalle bei Kellheim nur die Repräsentanten der deutschen Höfe Einladungen. Der Gedanke zu diesem neuen Baue, der nun seiner Vollendung entgegengeht, war, die Erinnerungen an die Kriege der Jahre 1813 bis 1815 durch Errichtung von Statuen derjenigen Helden zu verewigen, welche Theil an jenen Feldzügen genommen. Sechzehn solcher Standbilder sollten, umgeben von Victorien, die Halle schmücken; unter ihnen Fürst Schwarzenberg an der Spitze jener aus Oesterreich, Blücher jener aus Preußen, der damalige Kronprinz von Württemberg und der bayerische Feldherr Wrede. Ich sah, wie bemerkt, nur den Grundstein auf einem Hügel unfern der Donau legen, kann daher nicht von dem Eindrucke des vollendeten Gebäudes sprechen, dessen schöne Pläne man uns vorzeigte.

Ein großer Festball in Regensburg beschloß diese zwei interessanten Tage, welche den Anwesenden unvergeßlich bleiben werden.

Gern würde ich noch von Aschaffenburg, von der Rheinpfalz und Franken sprechen, wo des Königs Ludwig stets schaffender Geist so viel Neues hervorgezaubert, von den so herrlich restaurirten Domen zu Speyer und Bamberg mit den Kaisergräbern, von Nürnberg sprechen, welches mit seiner Burg, in seinen Straßen und auf seinen Plätzen die Erinnerungen an das mittelalterliche Deutschland und seine einstige eigene Größe treu bewahrt; doch ich muß fürchten, den Leser zu ermüden; sind doch Beschreibungen nur ein schwacher Ersatz für die Wirklichkeit!

VIII. Hohenschwangau. Oberammergau.

Drei Wege führen nach der alten stolzen Burg der Schwanenritter. Gleich weit entfernt von Füssen mit seinen Erinnerungen an Karl den Großen, den heiligen Magnus und den berühmten Frieden wie von dem tyrolischen Reutti ist Hohenschwangau auch auf einer dritten Straße von München her über Weilheim, am hohen Peissenberge — dem bayerischen Rigi — vorüber zugänglich.

Alle fürstlichen Sommersitze, von welchen ich schon gesprochen, sind mit diesem Zauberschlosse nicht zu vergleichen. Alles vereinigt sich da, die großartigste Alpennatur, die drei ruhigen Seen, auf denen sich die heimischen Schwanen wiegen, die im Style der Ritterzeit verzierten Gemächer mit ihren sinnreichen Wandgemälden, den Rüstungen und Waffensammlungen; nicht weit am Eingange eines wilden Felsenthales eine schäumende Cascade, über der sich, wie in den Lüften schwebend, die Ruinen der alten Schwanenburg erheben, ringsum in phantastischen Formen aufgethürmte Bergmassen; endlich in größerer Entfernung der stille Plansee, das romantische Reutti und Breitenwang, das einsam gelegene Dorf, in dem ein deutscher Kaiser ein vielfach bewegtes Leben beschloß. Allenthalben die üppigste Vegetation, die herrlichsten Waldparthien, und der riesige Säuling, das Ganze überragend!

Eines der Seitenthäler auf dem Wege nach Weilheim führt den Namen Oberammergau. Bei den vielen schönern Nachbarthälern wäre dieß immerhin reizende, fruchtbare Thal wohl wenig bekannt, wenn nicht eine ganz eigene Veranlassung alle zehn Jahre Tausende von Wallern in diese Berge lockte. Ein bei Gelegenheit einer ansteckenden Krankheit vor längerer Zeit gemachtes Gelübde verpflichtet die Gemeinde Oberammergau, von zehn zu zehn Jahren die Leidensgeschichte Christi darzustellen. Es

ist dieß noch vielleicht die letzte Spur jener vor drei bis vier Jahrhunderten so beliebten Passionsspiele und Mysterien. Ob die Art, wie die Oberammergauer Bauern diesen Gegenstand dramatisiren, mit den damals Statt gefundenen religiösen Darstellungen übereinstimmt, weiß ich nicht. Es scheint, daß man hier eigenen Traditionen folgt, und die Originalität wie die Naivität der Auffassung leiht diesem Schauspiele den größten Werth. Im Sommer 1840 waren diese Vorstellungen wieder aufgenommen worden. Seine königliche Hoheit der Kronprinz begab sich von Hohenschwangau dahin, und ich begleitete eine Gesellschaft aus München, welche sich eingefunden hatte.

Gewöhnlich wird während der schönen Jahrszeit jeden Sonntag gespielt, und die Vorstellung dauert mit kurzen Unterbrechungen von acht Uhr früh bis gegen Sonnenuntergang. Die Einnahme — aus bescheidenen freiwilligen Gaben der Zuschauer bestehend — wird zu Gemeindezwecken, für die Armen, zur Bestreitung der nicht unbedeutenden Kosten verwendet. Die Witterung war an jenem Tage günstig, da bei einem Schauspiele, das während zwölf Stunden im Freien dauert, weder Sonnenhitze noch Regen gerade sehr erwünscht sind.

Auf einer freien Wiese im Thal ist eine große Bühne errichtet, die drei Abtheilungen enthält: in der Mitte finden die wichtigen Scenen Statt, während die Nebenauftritte in den Seitenabtheilungen gespielt werden. Das Schauspiel ist theils plastisch, theils declamatorisch, und wird bald von Gesang, bald von Instrumentalmusik begleitet. Der Reihe nach werden die wichtigsten Momente aus den heiligen Evangelien vorgestellt. Jedem solchen Bilde geht ein Tableau aus dem alten Testamente, dessen Sinn dem nachfolgenden entspricht und es gewissermaßen prophetisch andeutet, voraus. Diese lebenden Bilder beschäftigten oft sehr viele Personen: in den Zwischenacten sang ein Chor, wie bei den Alten, die Erklärung der zu erwartenden Auftritte. Die Ausführung entsprach nicht überall dem Willen und der eifrigen Bemühung dieser guten Leute. Sie hatten Alle mit

einem widerlichen undramatischen Dialekte, die Frauen aber besonders mit einem falschen Pathos und näselndem Organe zu kämpfen, welche die Darstellung monoton und ermüdend erscheinen ließen. Das Gedicht war, soweit ich es beurtheilen konnte, gelungen, nicht ohne poetische Schönheiten, den handelnden und den zuschauenden Personen, wie ihrem Geschmacke zusagend. Die scenische Anordnung erschien für diese Verhältnisse zum Verwundern gut; es fehlte freilich wohl an gehöriger Vertheilung von Licht und Schatten, an der richtigen Auswahl der Farben und ihrer Zusammenstellung in den Gruppen, an der historischen Treue der Costüme; doch waren mehrere Tableaux überaus gelungen, einige, z. B. die Kreuzigung, die Grablegung, von ergreifender Wirkung.

Man glaube etwa nicht, daß diese Vorstellungen von den Mitspielenden als reine Unterhaltung betrachtet, daß sie dabei unpassende Scherze getrieben, oder irgend etwas vorgefallen wäre, das sich mit der Würde der heiligen Handlung nicht vertragen hätte. Diese große Menge von Menschen jeden Alters, Männer, Frauen und Mädchen bewiesen dabei einen angemessenen Ernst, eine Ruhe, einen Anstand, selbst oft eine Andacht, deren wirkliche Schauspieler wohl nicht fähig gewesen wären. Sie waren von der Bedeutung durchdrungen, welche die Erfüllung eines Gelübdes hat, und fühlten sich geehrt, dabei mitwirken zu können; je beschwerlicher, ermüdender die Rolle war, welche diese Landleute übernahmen, desto mehr waren sie gesucht, doch nur dem Würdigern verliehen.

Es gewährte daher dieß jetzt so seltene Passionsspiel ein eigenes Interesse, das nur für Jene verloren geht, die, über solche Erscheinungen gedankenlos oder verächtlich spottend, ihren tiefen Sinn nicht ergründen. Sind sie gleich nicht mehr für den Geist unserer Zeit, so haben die Oberammergauer ihre Fortsetzung dadurch möglich gemacht, daß sie mit ängstlicher Sorgfalt alle Mißbräuche ferne hielten, welche Versuche dieser Art zuletzt immer scheitern ließen.

Zweite Abtheilung.

Paris während der letzten 5 Regierungsjahre des Königs Ludwig Philipp.
(1843 — 1847.)

I. Die Stadt.

Ehe ich Paris beschreibe, wie es mir damals erschien, will ich die Eindrücke festhalten, die sich aus früherer Zeit meinem Gedächtnisse fest eingeprägt hatten.

Ich schicke voraus, daß mich von jeher eine besondere Vorliebe zu dieser Stadt hinzog. Es waren etwa nicht die geselligen und sinnlichen Genüsse, welche Paris in so reichem Maaße bietet, die mich an dasselbe fesselten: es war vielmehr das Gefühl, daß man in Paris nie auslernt, daß jede Art von Wißbegierde täglich befriedigt und in raschem Wechsel stets Neues, Ueberraschendes unseren Augen vorübergeführt wird. Für den aufmerksamen Beobachter, der das Studium der Menschen und der Erde, die uns für so kurze Zeit zum vorübergehenden Aufenthalte angewiesen, sich zur Lebensaufgabe gemacht, hat diese beständige Phantasmagorie etwas ungemein Anziehendes. Paris ist nicht nur der Schauplatz fortwährender politischer Begebenheiten, es ist auch das Stelldichein aller merkwürdigen Persönlichkeiten der Welt: Hohe Häupter und Gesetzgeber, Helden und Diplomaten, berühmte Künstler und

Gelehrte, Alles, was nur Namen, Bedeutung und Ruf hat, kommt in Paris zusammen. Paris ist der Mittelpunkt der literarischen Welt, der Welt der Erfindungen, wissenschaftlichen Versuche aller Art; wer einer neuen Entdeckung auf diesem Gebiete, wer einem Ton- oder Kunstwerke Berühmtheit oder Anerkennung zu verschaffen wünscht, bringt es nach Paris. Die Neugierde ist da nach jeder Richtung und zu jeder Stunde angeregt, und man kann die Boulevards, die Champs elysées nie verlassen, ohne irgend einen frischen Eindruck mitzunehmen. Paris ist schon seit den ersten Zeiten bis zum livre des cent et un in tausend Schriften, Feuilletons und Artikeln beschrieben, nach allen Seiten gedreht, gewendet, betrachtet, skizzirt und beurtheilt worden. Dennoch ist es keiner Feder noch gelungen, diesen großartigen Stoff, der in seinen mannigfaltigen Nüancen stets immer sich einer richtigen und erschöpfenden Auffassung entzieht, zu bewältigen.

In dieser Unergreifbarkeit, die stets zu neuen Studien aufmuntert, liegt daher ein ganz eigener Reiz. Mögen Andere sich frivolen Freuden und Lüsten ergeben, ohne deren Befriedigung sich nun Viele einen Aufenthalt in Paris nicht möglich denken können: sie werden darin entweder untergehen, oder sich mit Abscheu von diesem mit Blumen bedeckten Kothe abwenden, indem sich das glänzende Laster in Paris wälzt. Denn es ist eben Paris die Stadt der seltsamsten Contraste; neben den ekelhaftesten Orgien findet man die rührendsten Scenen häuslicher Ruhe oder aufopfernder christlicher Liebe; neben den egoistischen, nur auf Gewinn- oder Sinnenlust gerichteten Bestrebungen eine kleine Welt stiller Tugenden, von Vereinen, dem Wohle der leidenden Menschheit, den frommen Versuchen geweiht, Verirrte zurückzuführen, Segen jeder Art zu verbreiten. Während zur Faschingszeit ganz Paris sich in tollem Jubel zu verzehren scheint, der fette Ochse mit heidnischem Gepränge durch die Straßen geführt wird, liegt in allen Kirchen eine andächtige Schaar auf den Knieen, die

heiligen Hallen mit frommen Gesängen erfüllend — in erfreulichem Gegensatze zu den lärmenden Bacchanalien der Tanzsäle.

Aber auch eine Musterkarte aller Völker trifft man da. Die weißen Burnus der Kabylen kreuzen sich mit den hohen schwarzen Mützen der Perser. Der Pelz des Lappländers streift an den Strohhut des Brasilianers: Indiern und Mexikanern, weißen, schwarzen, rothen und braunen Menschen kann man da an jeder Ecke begegnen. Jede nur bekannte Sprache der Erde, an Babylons Thurm erinnernd, tönt uns in den Straßen, in den Theatern entgegen! Es ist daher dieser Standpunkt des ruhigen Beobachters, den ich stets festzuhalten mich bestrebte, sei es nun, daß diese immer genährte Aufmerksamkeit sich den Tagsereignissen, den Erscheinungen der Literatur oder Kunst zuwand; sei es, daß sie sich mit historischen Erinnerungen und Vergleichen der Gegenwart mit der Vorzeit beschäftigte. In diesem Sinne sind die nachfolgenden Seiten geschrieben. Ich faßte jedoch Paris nicht in der Weise auf, in welcher der beständige Bewohner dieser Stadt sie betrachtet; ich konnte und suchte mich auch von den Vorurtheilen wie von der Befangenheit der Einheimischen frei zu halten. Ueberdieß sah ich Paris zu vier ganz verschiedenen Epochen. Die Eindrücke waren da immer wieder ganz neu; ich knüpfte sie an die früheren Erinnerungen an, und schuf mir da ein eigenes Bild nach individueller Auffassung, weder durch politische Leidenschaften, noch durch andere äußerlich einwirkende Umstände getrübt.

Es war am 2. April 1810. Die Sonne trat gerade aus dem düstern, in Paris nur allzu oft heimischen Nebel hervor und beleuchtete ein Schauspiel eigner Art. Von St. Cloud her bewegte sich ein unabsehbarer Zug von Gallawagen, umgeben von schimmernden Uniformen; eine Million Menschen bedeckte dicht gedrängt den Raum zwischen den Tuilerien und den elysäischen Feldern; der tausendfache Jubel, der von diesen Kehlen erschallte, übertönte den Donner der Geschütze und das Geläute aller Glocken.

Napoleon hielt seinen feierlichen Einzug mit der ihm neuvermählten Kaiserin Maria Louise! Es war ein großer, welthistorischer Augenblick! Und wie schnell verschwand diese Pracht! Wie Viele, welche Zeugen derselben waren, leben wohl noch jetzt! Ich sah und nahm durch die Augen die äußeren Gegenstände auf, wie man eben mit zehn Jahren sieht, sich Alles fest einprägend für das Leben, aber ohne eigentlichen Zusammenhang, um in der Folge sich selbst Rechenschaft über diese Eindrücke geben zu können. Ich freute mich kindisch über diese prachtvollen Aufzüge, diese Beleuchtungen, diese Feuerwerke, Volksfeste; wie ein bunter wirrer Traum erscheint mir heute noch das Ganze. Dieß waren meine Pariser Lehrjahre.

Ich komme nun zu den Wanderjahren. Zwölf Jahre später — es war am 25. August 1822 — umstand ich mit vielen Tausenden die neu errichtete Reiterstatue Ludwig's XIV. auf der place des victoires. Sie war am Tage des heiligen Ludwig eingeweiht worden. Damals thronte ein anderer Ludwig, der achtzehnte König seines Namens; er wurde, von der Gicht geplagt, in einem Rollwagen umhergeführt, während man im Garten der Tuilerien ein blondes Kind von zwei Jahren in einem kleinen Wagen spazieren zog, den letzten Sprößling der regierenden Linie, vaterlose Waise vor seiner Geburt. Die Stimmung war eine unbehagliche; man blutete an den Wunden, welche die Kriegsjahre geschlagen, wie unter dem peinlichen Eindrucke der Friedensbedingungen. Die Kammern betraten bereits jene Bahn der Opposition, deren Mitglieder, bei Ausschließung des Deputirten Manuel, schon damals kühn ausrufen durften: Wir sind nur Fünf; aber hinter uns steht Frankreich! Diese Fünf sah man im Jahr 1830 schon zu 221 angewachsen. Es waren dieß daher die Blüthezeiten der oratischen Kämpfe, der Reden eines Foy, Benjamin Constant, Royer Collard, Marcellus und Anderer. Villette, der Alles beherrschende Minister! Die Zukunft war trübe; das Alter und die

unförmlich gewordene Gestalt des klugen Königs ließ keine lange Dauer seiner Regierung mehr erwarten.

Sein Bruder Karl, nur wenig jünger an Jahren, flößte nicht viel Vertrauen ein. Alle Hoffnungen waren auf einen zweijährigen Prinzen, l'enfant du miracle, gerichtet.

In Paris fand immer dasselbe Treiben Statt. Die Fremden strömten in Massen herbei; Handel und Wohlstand blühten, und noch war das Palais royal der Sammelplatz der Genußsüchtigen. Die besten Speisen, dann die Spielhäuser neben den lockendsten Boutiquen, der schöne Garten und leider! das widerlichste Schauspiel — die öffentliche Prostitution! Es war der Regierung Ludwig Philipp's vorbehalten, und keines ihrer geringsten Verdienste, das bekannte Nr. 113 mit den anderen Spielhöllen zu schließen und die schamlose Ausstellung feiler Reize in ihre Schlupfwinkel zurückzudrängen. Die Theater waren zu jener Zeit gut und viel besucht; das Théatre français, an seinem früheren Rufe zehrend, da Talma, die Mars, Georges und Andere aus der bessern Zeit noch lebten.

Doch hatte sich die große Oper noch nicht zur nachmaligen Höhe emporgeschwungen, während die komische Muse unter Brunet, Odry und Perlet mehr gedieh, und die heiteren ruhigen Scherze eines Scribe begannen sich Bahn zu brechen, eine feinere Richtung für das Lustspiel, als die der neuesten Zeit!

Abermals verflossen acht Jahre, und es hatte für mich die Epoche der Geschäftsthätigkeit begonnen. Ich verließ Deutschland den 26. Juli 1830, und betrat in Straßburg den Boden Frankreichs ohne eine Ahnung jener Vorfälle, die sich in Paris entwickelten. Nie sah ich die Straße bis dahin ruhiger, ich begegnete beinahe keinem Wagen, bis in Epernay der mitten im ersten Tumulte des 27sten aus der Hauptstadt abgereiste Courrier de Malle uns mit den berüchtigten Ordonnanzen auch die Nachricht ihrer unmittelbaren Folgen überbrachte. Von Post- zu Poststation

häuften sich nun die Hiobsposten; in Chateau Thiery, la Ferté, in Meaux herrschte schon große Gährung; überall hatten die Nationalgarden ihre seit drei Jahren abgelegten Uniformen hervorgesucht; mit gieriger Hast riß man sich um die Nachrichten aus Paris. In Meaux, wo eine Escadron Cuirassiere der königlichen Garde auf dem Platze aufgestellt war, sich aber ganz ruhig verhielt, kam plötzlich die erste Diligence mit einer ungeheuern dreifarbigen Fahne an und wurde jubelnd begrüßt. Es hieß, man schlage sich in den Straßen von Paris, der Herzog von Orleans aber sei zum Generallieutenant des Königreichs ernannt; man hörte deutlich die Kanonade von Paris; einzelne Deputirte eilten dahin mit Zurücklassung ihrer Wagen, sich auf kleine Briefkarren setzend, um schneller weiter zu kommen.

Ich wartete den Gang der Ereignisse ab und setzte endlich den 29. Juli Nachmittags den Weg nach Paris fort, wo ich von Bondy her gegen Abend bei der Barrière anlangte. Ich dachte mir gar oft, in welch verschiedenen Lagen sich damals die einzelnen Bewohner von Paris müssen befunden haben. Der König Karl X. war mit seiner Familie in St. Cloud, der Herzog von Orleans in Neuilly, schwankend zwischen Entschlüssen, die ihm gleich gefährlich dünkten; die Minister flüchtig; Marmont an der Spitze theils müder, theils murrender Truppen; die treuen Schweizer vom Volke gehetzt und verfolgt, sicherm Tode geweiht; die ganze Bevölkerung in fieberhafter Aufregung; Paris, einem bis in's Tiefste aufgewühlten Ameisenhaufen gleich, wo sich Alles zu retten, zu vertheidigen oder thätig mitzuwirken suchte. Von diesen mannigfaltigen Lagen war die meine wieder eine verschiedene; ich befand mich einige Stunden nach hergestellter Ruhe vor den Thoren von Paris; eine halb sieges-, halb weintrunkene Rotte war an jener Barrière versammelt und besah sich den ersten ankommenden Wagen; es empfing mich ein verworrenes Geschrei: Die Einen wollten Wein, die Andern Geld haben. Einige

verlangten die Pässe zu sehen, wieder Andere wollten mich in das Hôtel de ville führen; ich mußte so nach allen Seiten Red' und Antwort geben, und brachte in der That eine höchst peinliche Viertelstunde zu, die Gott weiß wie geendet hätte, wenn nicht der selbst ungeduldige Postillon mit den Pferden und Wagen über die das Weiterkommen hindernde Barrière gesetzt und mich im Carrière nach der Vorstadt St. Martin gebracht hätte, wo ein Schmidt den Wagen versorgte, der auf dem aufgerissenen Pariser Pflaster nicht circuliren konnte.

Bescheiden begab ich mich daher, mit dem Nothwendigsten versehen, zu Fuße nach der Rue Richelieu zu einem Gasthause. Was ich an jenem Abende bis dahin in Paris gesehen, werde ich nie vergessen!

Ueberall, wo sich Bäume fanden, waren sie gefällt und quer über die Straßen gelegt, vor den Casernen und einigen anderen Häusern waren Möbel, Betten und dergleichen aufgehäuft und verbrannt; wilde Schaaren tanzten die Carmagnole um die Flammen; Tragbahren mit Todten oder Verwundeten begegnete man auf jedem Schritte, von Zeit zu Zeit ein Sammelnder für die „Victimes;" beinahe alle Thüren der Häuser, die Gewölbe geschlossen, selbst wenige Fenster geöffnet; ein Gedränge der unheimlichsten Art in allen Gassen, auf allen Plätzen, und über alles dieß die herrlichste, laueste Sommernacht!

Nur diese kleine Skizze jener merkwürdigen Zeit wollte ich aus eigner Anschauung entwerfen. Was nun durch sechs Wochen folgte, ist wohl einer besondern Beschreibung werth; es war ein vom-Tage-zum-Tage-Leben, eine fortwährend spannende Ungewißheit, was denn aus diesem politischen Chaos werden, ob sich irgend ein geregelter Zustand der Dinge entwickeln werde.

Man kannte weder die Absichten des königlichen Hofes, noch die eigentlichen Pläne des Herzogs von Orleans; die Straßenecken waren mit Vorschlägen bedeckt; Jeder glaubte seine Privatmeinung

drucken und verbreiten zu können. Bald hieß es da: vive Napoleon II.! dann wieder Philippe VII.! oder Louis Philippe I.! am meisten ließ man aber die Republik leben; und so vergingen denn in ängstlicher Erwartung einige Tage! Karl X. hatte sich mit seinen Garden nach Rambouillet zurückgezogen, und es wurde dadurch am 4. August jener abenteuerliche Zug dahin veranlaßt, der ganz Paris in Bewegung setzte. Mit dem Rufe: „Nach Rambouillet!" durchlief Alles die Straßen; nur mit Mühe konnte man sich dem unaufhaltsamen Strome entwehren; alle Wagen wurden angehalten, die Fahrenden höflich gebeten auszusteigen, um sie den neuen Kreuzfahrern nach Rambouillet zu überlassen. Kein Omnibus blieb verschont; der Gedanke schien vorherrschend, durch eine großartige Demonstration Karl X. zeigen zu wollen, daß man ihn in der Nähe von Paris nicht dulden werde. Es lag daher dieser Cavalcade die innere Furcht zu Grunde, daß die königliche Macht sich der Stadt bemächtigen und die begangenen Frevel rächen werde.

Das Resultat ist nur zu bekannt; die königliche Familie trat die, wenngleich traurige Reise nach Cherbourg, doch in würdiger Weise an.

Mittlerweile hatte sich das Drama in Paris immer mehr entwickelt. Die zu Gunsten Heinrich's V. erfolgte Abdankung Karl's X. und seines Sohnes wurde verworfen; wie einst vor 41 Jahren eine gesetzgebende Versammlung die Rechte aller bevorzugten Klassen in einer Nacht abschaffte, so decretirte jetzt auch ein Rumpfparlament in einer noch durch einen verheerenden Sturm in der Natur ausgezeichneten Augustnacht die Veränderungen in der bisherigen Charte und die Ernennung eines neuen Königs.

Der Herzog von Orleans bestieg als Ludwig Philipp I., König der Franzosen, den Thron. Noch erinnere ich mich, wie der Herzog in das Stadthaus über die Barricaden reitend und von da zurück auf dem der Rue St. Honoré zugekehrten Balkone des Palais Royal von Lafayette umarmt und dem in zweifel-

hafter Haltung harrenden Volke als die meilleure des républiques vorgestellt wurde; noch sehe ich die traurige Sitzung in der Deputirtenkammer, in der der Julikönig den Eid leistete, und zu welcher die Königin Amalie — die erste wieder seit Marie Antoinette — mit ihren zahlreichen, zum Theil damals noch kleinen Kindern in einer Art von Omnibus fuhr! Dieß sind jetzt wohl erbleichte Bilder, doch der Auffrischung werth!

An sie reihen sich denn der Einzug des Prinzen von Joinville, dann des Herzogs von Orleans an der Spitze seines Husarenregiments, umgeben von Nationalgarden und Zöglingen der polytechnischen Schule, ferner alle die Auftritte in der Kammer wie auf den Straßen, der geheimnißvolle Tod des Herzogs von Condé, endlich der Ministerprozeß, welcher das denkwürdige Jahr beschloß. Es war damals ein wüstes, unheimliches Treiben; wer konnte nur die Gestaltung der nächsten Zukunft errathen? Straßenemeuten, Scandale in den Theatern, wo neben den scheußlichsten Stücken auch noch Reden aufreizender Art gehalten, Lieder abgesungen wurden. Man hörte sich nicht satt an der läppischen Parisienne, welche der so kräftige Sänger Nourrit täglich von der Bühne herabbrüllen mußte, bis er seine Stimme und dann seinen Verstand verlor. All dieser Rausch ging aber bald vorüber; man ergötzte sich nicht mehr an der Unzahl von Caricaturen, mit welchen man Karl X. und seine Familie überschüttet hatte; man fand diesen dem Unglücke zugefügten Hohn eines freigewordenen Volks unwürdig, und kehrte daher die satyrischen Waffen gegen Ludwig Philipp selbst. Die Parisienne wurde von der Marseillaise verdrängt, und man schien sich immer weniger mit der besten der Republiken aussöhnen zu wollen.

Ich verließ damals Paris, um nach dreizehn Jahren zum vierten Male wieder dahin zu kehren, und es beginnt nun meine eigentliche Schilderung der letzten fünf Regierungsjahre Ludwig Philipp's von 1843 bis 1847.

Es bedarf wohl nicht erst der Versicherung, daß ich Paris vielfach verändert fand; nicht nur hatte es sich während dieser langen Friedensjahre bedeutend verschönert, viele breite Straßen waren an die Stelle der frühern Winkel getreten; es war ungemein viel für die Reinlichkeit, bessere Luft geschehen; neue, zum Theile prachtvolle Häuser erhoben sich; der Wohlstand, der Luxus, und mit ihm die Genußsucht und Speculationswuth waren unglaublich gestiegen; ein, wie es schien, solideres Ministerium hatte die früheren ephemeren verdrängt; die Kammern waren ruhiger geworden; Napoleon's irdische Hülle war in den Invaliden-Dom eingezogen, während sein Erbe in Hamm gefangen saß; Paris hatte sich mit gewaltigen Festungswerken, einem steinernen Gürtel umgeben. Alles war nach Candide am besten in der besten dieser Welten! Ich werde auf die einzelnen dieser Punkte, auf welche man mit wohlgefälliger Befriedigung sah, zurückkommen. Der Eindruck, welchen aber Paris auf mich machte, als ich zur selben Barrière unter ganz verschiedenen Gefühlen wie im Jahre 1830 wieder einzog, war ein durchaus günstiger, erfreulicher. Es zeigte sich ein reges, doch anständiges Treiben; die Künste und Wissenschaften gediehen; man drängte sich zu den lebhaften Discussionen in der Kammer wie zu den gelehrten Sitzungen der Akademie; öffentliche Vorlesungen, wenn sie nur irgend einen interessanten Gegenstand behandelten, waren selbst von Frauen besucht.

Den größten Aufschwung nahm aber merkwürdiger Weise die religiöse, die katholische Richtung. Was den Bemühungen der Restauration nicht gelang, geschah unbemerkt im Stillen, von der Regierung unbeachtet, beinahe gegen ihren Willen; es belebte sich auf's Neue dieser in Paris nie erstorbene Geist, und in Familien wie auf den Kanzeln wurde in beredter Weise christlicher Glaube verbreitet, wurden Werke christlicher Liebe geübt, andächtige, wohlthätige Vereine gegründet, geistliche werkthätige Orden gestiftet, schöne Kirchen und Kapellen gebaut, oder wiederhergestellt, mit

einem Worte, in jeder Hinsicht heilbringend gewirkt. Nicht nur große Talente, wie Ravaignan, Lacordaire, Dupancoup und so viele Andere, zeigten sich als begeisternde Kanzelredner. Auch Laien, wie Montalembert, waren in Wort, Schrift und That unermüdet. So bereitete sich denn wie von selbst unter einer durch Blut, Radikalismus und ungläubige Ideen entstandene Usurpation jener bessere, sittliche und religiöse Zustand vor, der unter einem neuen Regime noch mehr erfaßt und begriffen, täglich erfreulichere Früchte bringt, und nur die einzige Klippe zu meiden hat, sich nicht, in Sicherheit eingewiegt, zu Uebertreibungen verleiten zu lassen, die, unzertrennlich von menschlichen Leidenschaften, der besten Sache schaden.

II. Der König.

Wenn man Ludwig Philipp richtig beurtheilen will, so muß man, frei von den politischen Leidenschaften des Tages, sich auf den Standpunkt der Geschichte schwingen.

Es ist dieß jetzt schon möglich, denn seit bald sieben Jahren deckt das Grab in Dreux seine irdische Hülle, und wie ein tiefer Abgrund liegt zwischen seiner Regierungszeit und der jetzigen Lage Frankreichs. So sehr hat sich da Alles bis in seine Grundfesten verändert.

Man kann Ludwig Philipp mit keinem andern der frühern französischen Könige vergleichen, weder seine Lebensschicksale, noch sein Charakter, noch endlich die Art, wie er zur Herrschaft gelangt und wie er sie geübt, lassen irgend eine Parallele zu. Um seine Usurpation zu rechtfertigen, beschwor man den Geist Hugo Capet's herauf; es hat aber diese Zusammenstellung für den Geschichtsforscher keinen Sinn; die Wahl jenes Gründers einer neuen Dynastie geschah unter ganz anderen Verhältnissen, als jene im Jahre 1830.

Schmeichler nannten Ludwig Philipp einen zweiten Henry IV., weil er auch das Reich, gleichsam auf Barricaden, erobert, ein politischer Gegner Karl's X., wie Heinrich ein Feind der Ligue, Frankreich einem neuen glücklichen Zustande der Dinge zugeführt, Frieden und Wohlstand hergestellt habe. Die Folge hat bewiesen, wie wenig gegründet eine solche Unterstellung war. Am liebsten verglich sich Ludwig Philipp selbst mit Ludwig XIV. Nicht nur machte er gerne bei jedem Anlasse seine direkte Abstammung von diesem Monarchen geltend, sondern er fand auch in seinem Aeußern Aehnlichkeit mit dem großen Ahnherrn. Daher seine Vorliebe

für Versailles, sein Drang, irgend etwas Bleibendes zu schaffen, der, weil er nicht durch Eroberungen befriedigt werden konnte, sich in einer unermüdeten Thätigkeit in Errichtung von Bauten, Anfertigung von Kunstwerken und industriellen Unternehmungen aussprach.

Endlich hat man Ludwig Philipp auch vielfach den Napoléon de la paix genannt, eine alberne Bezeichnung, deren Unsinn keiner weiteren Zergliederung bedarf.

Wenn man mit unparteiischem Auge die ganze lange Laufbahn dieses Königs prüft, so wird man, trotz seiner mannigfaltigen Erlebnisse, doch immer gewisse Grundzüge in seinem Charakter wahrnehmen, denen er stets getreu geblieben. Der philosophische Geist, welcher der Geist seiner Jugendzeit war, hatte Ludwig Philipp bis in's Innerste durchdrungen; die heftigsten Angriffe erlitt er hauptsächlich aus diesem Grunde von seinen politischen Gegnern; allein hierin finde ich ihn weit eher zu entschuldigen, als anzuklagen. Wenn man das Unglück hatte, der Sohn Egalité's zu sein, wenn man unter der Leitung eines weiblichen Hofmeisters einer encyklopädischen Erziehung genoß, so läßt sich billigerweise nicht verlangen, daß ein junger Prinz zu einem heiligen Ludwig heranreife. Jene skeptische Richtung der Zeit theilte auch der Hof der Orleans, während in den Umgebungen Ludwig's XVI. eine geistlose Frivolität um sich gegriffen hatte, die nicht weniger als die moderne Philosophie die Monarchie untergraben half. Ich weiß nicht, ob alle Anekdoten, welche man aus der Jugendzeit Ludwig Philipp's und seiner Geschwister erzählt, wahr sind; viele einzelne Züge stimmen nicht mit jener süßlich-sentimentalen Anschauung des Lebens, jenen Humanitätsprinzipien überein, welche Fr. v. Genlis ihren Zöglingen einzuschärfen bemüht war. So wollen einige Memoiren der Zeit wissen, daß am 6. October 1789, dem Unglückstage, an dem Ludwig XVI. mit Maria Antoinette von einem Pöbelhaufen von Versailles nach Paris geführt wurde, die Familie Orleans

sich auf einer Terrasse an diesem Schauspiele ergötzt hätte. Wieder andere erzählen, daß in dem Augenblick, als des Martyrerkönigs Haupt auf dem Schaffot fiel, ein junger Mann an der Ecke der Rue Royale zu Pferde gestiegen und die Nachricht dieser Katastrophe zur Armee nach Flandern überbracht habe. Wie dem auch immer sei, den jungen zwanzigjährigen Prinzen, in jener Atmosphäre von philosophischer Gleichgiltigkeit für alles Heilige und Höhere, in dem politischen Egoismus jener Zeit erzogen, kann für solche Handlungen kein Vorwurf treffen. Wie berauscht folgte er blindlings seinem Verhängnisse. Wir sahen ihn daher auf den Schlachtfeldern von Valmy und Jemappes frühe, wenngleich bald verwelkte Lorbeeren pflücken, sahen ihn, in Dumouriez's Rückzug verwickelt, in's Ausland fliehen und über zwanzig Jahre, Ulysses gleich, jene Irrfahrt anstellen, welche nicht die am wenigsten anziehende Periode des Lebens Ludwig Philipp's ist. Es war eine Schule der Prüfungen, Leiden, Demüthigungen und Erfahrungen, die seinen Charakter wie seinen Verstand gereift, seine Kenntnisse erweitert und ihm besonders die schwere Wissenschaft, die menschlichen Herzen zu ergründen, beigebracht hatten. So war Ludwig Philipp bald am Nordpol, bald in den Steppen Amerika's, gab unter fremdem Namen im Schweizer Kloster Reichenau Unterricht und fand endlich am Schlusse dieser Odyssee in Palermo den Hafen der Ruhe und des häuslichen Glücks an der Seite einer über alles Lob erhabenen, edlen, frommen, tugendhaften Gattin.

Der Pariser Friede vom Jahre 1814 führte den Herzog von Orleans mit seiner Familie nach Frankreich zurück. Doch scheint es bald zu Zwistigkeiten mit der regierenden Familie gekommen zu sein. Ludwig XVIII. verwies seinen „lieben, getreuen Vetter" nach England, wo Ludwig Philipp einige Jahre in Twikenham zubrachte. Man sagt, daß auf Veranlassung des Grafen von Artois, Monsieur, nachmaligen Karl X., der Herzog aus seiner Verbannung zurückgerufen wurde und dann später den Titel:

„Königliche Hoheit," durch das Entschädigungsgesetz der Emigranten aber ungeheure Summen erhalten.

Auch hier erwähne ich wieder einer Anekdote, deren Wahrheit ich keineswegs verbürge. Ludwig XVIII. soll nämlich, als er auf das Andringen seines königlichen Bruders diesem die Feder, mit der er die Zurückberufung der Orleans unterschrieben, mit den Worten übergeben haben: „Behalte diese Feder, sie kann dir vielleicht einmal dazu dienen, deine Abdankungsacte zu unterzeichnen!"

Von jener Zeit an bewohnte Ludwig Philipp das ihm eigenthümlich angehörende Palais royal und führte da ein so überaus glückliches Familienleben, daß viele Zeugen desselben dem Gedanken durchaus nicht Raum geben wollten, es habe der Herzog von Orleans, nach der Krone strebend, die schönste, beneidetste Existenz in Frankreich mit dem wenigstens unsichern Thron in den Tuilerien vertauschen mögen.

Ludwig Philipp hielt sich zu jener Zeit vom Hofe wie von den Geschäften möglichst fern; doch konnte er nicht verhindern, daß, gebildet, lebhaften Geistes, durch Rang und Reichthum einflußreich, wie er war, ein Kreis von Verehrern ihn umgab, die, bald seinem Ehrgeize, bald seinem Wissen und Verstande schmeichelnd, zuletzt, wie von selbst, den Mittelpunkt einer stillen Opposition bildeten und jenes Netz von Intriguen um das Palais royal zogen, in das Ludwig Philipp zuletzt, freiwillig oder unbewußt, verflochten wurde.

Als mit der Regierung Karl's X. der Widerstand wuchs, verstärkte sich auch die Partei Orleans und stieg Ludwig Philipp's Einfluß von Tag zu Tag. Nicht nur zählte die Deputirtenkammer eine bedeutende Menge seiner entschiedenen Anhänger, auch in der Pairskammer fanden die drei Farben vielfachen Anklang.

Als daher der Herzog von Orleans im Juni 1830 seinem gerade anwesenden Schwager, dem König von Neapel, ein Ballfest

gab und das Volk in frechem Muthwillen die Stühle des Gartens des Palais royal verbrannte, um auch seine Freude und sein Feuerwerk zu haben, bemerkte ein Staatsmann ganz richtig: „C'est une véritable fête napolitaine; nous dansons en effet sur un volcan!"

Ich schickte alle diese längst bekannten Schilderungen voraus, um ein möglichst vollständiges Gemälde zu entwerfen und in meiner Beurtheilung des Julikönigs nicht mißverstanden zu werden.

Die Ordonnanzen erschienen; der Aufruhr gährte in den Straßen von Paris; der Herzog von Orleans verhielt sich ruhig in Neuilly. Seine Freunde und Anhänger drängten ihn zu einem entscheidenden Schritte; Karl X., zu Gunsten Heinrich's V. abdankend, ernannte ihn zum General-Lieutenant des Königreichs.

Was sollte Ludwig Philipp thun? Nie befand sich ein Sterblicher in einer peinlicheren Verlegenheit, und in vertrauten Gesprächen äußerte er sich oft über jene Tage, theils um sich vor Anderen und sich selbst zu rechtfertigen, theils um darüber in's Klare zu kommen, was er eigentlich hätte thun sollen. Die Ereignisse hatten ihn offenbar überrascht, und sein zögernder, zu keinem kräftigen Entschlusse fähiger Charakter erschrak vor der Wirklichkeit, die er sich vielleicht wohl öfters geträumt, aber von anderen Umständen begleitet herbeigewünscht hatte.

Am 29. Juli Abends begab sich Ludwig Philipp endlich zu Fuß durch eine Hinterthür in's Palais royal, besprach sich mit Lafayette, Lafitte und anderen Wortführern des Tages, trennte sich von der königlichen Familie, und es folgten die oben beschriebenen Scenen des Hotel de ville, des Palais royal und des Eides in der Deputirtenkammer.

Ludwig Philipp stellte sich bei diesem Benehmen vor Allem die Frage: „Kann ich wie mein Vorfahrer, der Regent, Frankreich jetzt als Vormund eines minderjährigen Königs leiten, oder richte ich nicht vielmehr durch Uebernahme eines so schwer durch-

zuführenden Amtes Frankreich, dabei aber auch noch mich selbst und meine Familie zu Grunde? Durch den mir eröffneten Ausweg mache ich aber die Republik unmöglich und opfere nicht, indem ich der Chimäre der Regentschaft entsage, mich gleich der ältern Königslinie."

Wie man auch immer diese Berechnung beurtheilen mag, sie hat wenigstens Frankreich damals vor den spätern Greueln der Republik bewahrt und achtzehn Jahre länger den Frieden erhalten. Niemand war zu jener Zeit in Europa, der ein solches Resultat hätte träumen können; Niemand prophezeite der Regierung Ludwig Philipp's eine lange Dauer, und wie es dann gewöhnlich geschieht, das Unerwartete traf ein, Alles kam und gestaltete sich in ganz anderer Weise, als der natürliche Lauf der Dinge hätte vermuthen lassen. Denn wer konnte später wohl als wahrscheinlich annehmen, daß eine Regierung, welche sich durch so viele Jahre wie durch ein Wunder erhalten und consolidirt hatte, so schnell, in einer Stunde fallen, spurlos verschwinden werde?

Es bleibt deßhalb diese achtzehnjährige Regierung eine der denkwürdigsten Episoden in der Geschichte Frankreichs; ihre Schilderung liegt jedoch nicht in der Aufgabe dieser bescheidenen Blätter. Ich nehme mir nur vor, hier vorzugsweise von dem König selbst zu sprechen. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß er seiner Herrschaft den Stempel seines eigenen Charakters aufgedrückt. Er ging den Ereignissen, den Hindernissen nie mit entschiedenem Muth entgegen; er suchte immer möglichst die Schwierigkeiten zu umgehen; seine Menschenkenntniß, seine Klugheit kamen ihm dabei zu Hilfe. Es gelang ihm auf diese Weise Manches; doch fand sich oft ein noch Feinerer, der ihn verrieth, und Ludwig Philipp drang nicht immer durch. Sein moralischer Muth bestand daher wohl mehr in der Geduld, in der Ausdauer, als in einer kräftigen, männlich-königlichen Haltung. Er sah viel zu viel nach allen Seiten, zersplitterte seine Macht, und mit dem

Wunsche, allen Ansprüchen gerecht zu werden, befriedigte er zuletzt gar keine.

Er schonte die auswärtigen Mächte, er schonte die Kammer, er schonte die öffentliche Meinung, er wollte Alles versöhnen, Alles ausgleichen, sich und seine Dynastie erhalten, und unter diesen beständigen Sorgen und Rücksichten entschlüpften die Zügel unbemerkt den schwach gewordenen Händen. Zwei Neigungen waren Ludwig Philipp's gefährlichste Klippen — die eine edel: es war die Liebe für seine Familie, — die andere minder empfehlend: der Hang, sich zu bereichern, — beide standen vielleicht in Wechselwirkung. Man kann den König nicht von egoistischen Bestrebungen freisprechen, und diese schadeten ihm am meisten in der Meinung. Nicht nur hatte er große Reichthümer erworben und gesammelt, sie in umsichtiger Weise vermehrt und verwaltet, der Drang nach ferneren Schätzen trat zu sichtbar hervor und äußerte sich besonders bei den von Zeit zu Zeit sich wiederholenden Gesetzesvorlagen für Dotationen der Mitglieder der königlichen Familie, Vorschläge, die stets vom Publikum mit entschiedener Ungunst aufgenommen wurden.

Die Würdigung der Politik Ludwig Philipp's, sowie die Beziehungen zu seiner Familie behalte ich besonderen Abschnitten vor. Als ich den König näher kennen lernte, hatte er schon das siebenzigste Jahr erreicht; er sah jedoch jünger aus; nur war der Körper vorwärts gebeugt und bewegte sich freier und vortheilhafter im Civilanzuge, als in Uniform. Ludwig Philipp hatte überhaupt nichts von einem Kriegsmanne: er bekümmerte sich wenig um die Armee, und stieg in der letzten Zeit auch ungern und nicht ohne körperliche Beschwerden zu Pferde. Im Salon der Königin, der beinahe jeden Abend den Besuchenden geöffnet war, machte Ludwig Philipp, den Hut in der Hand, die Honneurs, und war sehr sorgfältig, ganz nach der Mode gekleidet. Die etwas auffallende Perücke gab später die Idee zu der bekannten abgeschmackten Caricatur.

An der Uhrkette trug der König immer eine Menge sogenannter Breloquen. Diese auffallende veraltete Mode erregte einst die Neugierde eines über die Maaßen heitern Nationalgardisten, Gastes der Tuilerien, und gab zu einer komischen Scene Anlaß. Eines Abends entfernte ich mich etwas früher aus dem Salon der Königin. Da sah ich Ludwig Philipp wie einen ganz jungen Mann mir durch die Galerie de Diane nachlaufen, noch eine unbedeutende Frage an mich richtend. Als ich einem anwesenden Deputirten meine Verwunderung über so ungewöhnliche Lebendigkeit ausdrückte, bemerkte mir dieser, daß, weil in einer Morgenzeitung gestanden, der König habe die Gicht, er vermuthe, jenes Gerücht dadurch hätte thatsächlich widerlegt werden sollen.

Seine Gesundheit war vortrefflich: er lebte aber sehr mäßig, einfach, war rein in seinen Sitten und enthielt sich Ausschweifungen jeder Art. Geregelt, selbst streng in seinem Haushalte war er vollkommen gebietender Herr in seinem Interieur, wie er wohl auch gerne in Frankreich gewesen wäre. Ludwig Philipp sprach gerne viel und gut, erzählte angenehm und hatte ein so außerordentliches Gedächtniß, daß er sich aller bekannten Namen und der unbedeutendsten Umstände aus seinem vielbewegten Leben erinnerte. Nur bei Tische war der König gewöhnlich still, legte bei kleinen Diners, nach französischer Sitte, den Gästen vor, oder schnitt Briochen, welche herumgereicht wurden. Er saß immer neben seiner Schwester und einer der anderen Prinzessinnen, der Königin gegenüber. Abends war der König meistens sehr heiter und gesprächig. Während seiner Regierung sah man ihn nie in den Straßen von Paris zu Pferd oder zu Fuß, und jene Abbildung des Königs mit dem großen Hut und Regenschirm gehört in eine frühere Epoche. Besonders seit den vielen Attentaten lebte Ludwig Philipp eigentlich wie ein Gefangener und erholte sich nur auf dem Lande, daher seine öfteren Ausflüge nach Versailles, zweimal in der Woche, dann nach St. Cloud, Neuilly und Eu.

Es ließ sich auch nichts Reizenderes denken, als diese freundliche Villa in Neuilly mit ihren kühlen Schattengängen und den Terrassen längs der Seine.

Bei diesen Excursionen saß der König immer in einem festgeschlossenen Wagen, und in raschem Laufe zogen ihn die Pferde nach seiner Bestimmung, dabei stets eine dicht an den Rädern reitende Escorte.

Die immer wiederkehrenden Attentate, von denen ich sprach, waren eine der größten Plagen dieser Regierung wie der königlichen Familie, denn nicht nur ließen dieselben nie zu einem Augenblick Ruhe kommen, sie wirkten auch erschütternd auf das Gemüth des Königs ein. Man hat in der Gelassenheit, mit der er diese Prüfungen hinnahm, einen Beweis großen persönlichen Muthes finden wollen; jedenfalls war er doch nur passiver Natur; und die ganz besonderen Vorsichtsmaßregeln, mit denen sich der König schützend umgab, bewiesen, daß er die ihm beständig drohende Gefahr kannte und nicht gleichgiltig dagegen war. Zwischen der abscheulichen Höllenmaschine Fieschi's und dem letzten Attentate Lecomte's (April 1846) im Garten zu Fontainebleau liegen so viele glücklicherweise gescheiterte Versuche dieser Art, daß man die Tagesblätter jener Zeit zu Hilfe nehmen muß, um sich der Königsmörder zu erinnern; und dennoch beschützte die göttliche Vorsehung das Leben des königlichen Greises, um ihn in der Verbannung sterben zu lassen, während sein Thronerbe einen gewaltsamen Tod in anderer Weise fand.

Ein ziemlich verbreiteter Irrthum ließ den Bürgerkönig auch bürgerliche, volksthümliche Gesinnungen hegen und die rechts und links ausgetheilten Händedrucke sollten als Argumente für diese Ansicht dienen. Ludwig Philipp war im vollen Sinne des Worts Aristokrat; Niemand war stolzer, als er, auf seine Abkunft, Niemand hatte eine höhere Idee von seiner Familie, und auch die königliche Würde erschien ihm durchaus nicht als ein bürgerliches Amt, als eine Art von Präsidentschaft.

Die durch die Umstände improvisirten Händedrucke wurden daher auch mit jedem Tage seltener, und waren mehr, wo sie noch stattfanden, wie in England, angenommene Gewohnheit. Ludwig Philipp war aber auch begeistert für die großen und geschichtlichen Erinnerungen Frankreichs und lieh diesen Gefühlen den beredtesten Ausdruck in Gründung des Museums von Versailles, ein Gedanke, dessen Ausführung allein hingereicht haben würde, sein Andenken zu verewigen. Jeder nicht durch Partei oder andere Vorurtheile verblendete Franzose muß mit Stolz und wahrer Befriedigung durch diese historischen Säle gehen.

Des Königs Vorliebe für die schönen Künste begünstigte denn auch diese Richtung: Malerei, Sculptur, vor Allem aber die Baukunst waren seit Ludwig XIV. nicht mehr in dieser Weise gepflegt worden. Ludwig Philipp hatte in dieser edlen Liebhaberei sehr viel mit König Ludwig von Bayern gemein, und es war mir, unmittelbar von München nach Paris kommend, ungemein interessant, diese Kunststrebungen beider Monarchen miteinander zu vergleichen.

Ludwig Philipp verwendete auch große Summen auf die Erhaltung und Wiederherstellung geschichtlicher Monumente, nicht nur in Paris, sondern seine Sorgfalt erstreckte sich in dieser Beziehung auf ganz Frankreich. Vorzüglich waren es viele Kirchen, die eine würdige, zweckmäßige Restauration erhielten. Es fehlte bei diesem Anlasse nicht an Declamationen, welche den philosophischen König als bigot verschrien und seiner spotteten. Ich glaube nicht, daß selbst in der letzten Zeit Ludwig Philipp tief religiös war, und daß, wenn er sich wirklich von den Traditionen einer nichts weniger als frommen Erziehung losgesagt, er nicht den Muth hatte, dieß öffentlich zu zeigen. Fassen wir daher diese vorstehende Skizze in wenigen Worten zusammen, so finden wir, daß König Ludwig Philipp kein großer Monarch, kein Feldherr, aber ein kluger Staatsmann, ein ausgezeichnet guter Haus-

hälter war, daß seine Privattugenden die des Regenten überwogen und er mit vielen edlen Eigenschaften Schwächen und einen gewissen Mangel an Offenheit verband, die ihm mehr schadeten, als die besseren Gaben ihm je nützen konnten.

Die Nachwelt wird den gewiß nicht zu leugnenden Verdiensten seiner Regierung gerechter sein, als die befangenen Zeitgenossen.

Wer nach den Katastrophen im Juli 1830 die Ruhe in Frankreich, den Frieden nach Außen zehn Jahre lang erhalten konnte, hat nicht umsonst geherrscht!

III. Die königliche Familie.

Will man Ludwig Philipp auch alle guten Eigenschaften wegleugnen, die eines guten, treuen Gatten und zärtlichen, liebenden Familienvaters kann man ihm nicht abstreiten. Auch fand sich der König im Schooße einer zahlreichen, blühenden, ihm kindlich ergebenen Familie sehr glücklich und es ließen ihn diese häuslichen Freuden gar oft die qualvollen Stunden vergessen, welche ihm seit der Thronbesteigung beschieden waren.

Aus dieser Vorliebe entsprang wohl auch der Wunsch des Königs, sich nie von den einzelnen Mitgliedern seiner Familie zu trennen, sich stets möglichst oft und lange von ihr umgeben zu sehen. Wie früher im Palais royal, wohnten später auch in den Tuilerien alle fünf Söhne unter demselben Dach, und obwohl sich alle nach und nach verheiratheten, gründete Ludwig Philipp doch für keinen ein eigenes Etablissement. Mischte sich in die Vaterliebe und das Bedürfniß, die Söhne in der Nähe zu haben, vielleicht auch die Furcht, entfernte er sie, seinen Einfluß auf seine Familie zu verlieren; schlich sich ein gewisses Mißtrauen in seine Seele? Das Palais royal blieb daher durch achtzehn Jahre leer stehen, während das Schloß der Tuilerien so sehr mit der sich rasch vergrößernden Familie angefüllt war, um manche Bequemlichkeit entbehren zu müssen. Wie bemerkt, brachte Ludwig Philipp beinahe jeden Abend im Salon der Königin zu, wo die Prinzessinnen, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, an einem runden Tische saßen und mit den Eintretenden einige Worte wechselten. Oefters spielte die Königin eine Parthie Whist, der König nie. Die zugleich ehrwürdige und freundliche Erscheinung der sanften Königin ist in Jedermanns Gedächtniß; oft sah man sie im Tuileriengarten, von

einer Dame begleitet, spazieren gehen. Ebenso bekannt sind ihre häuslichen Tugenden, ihr echt frommer Sinn. Ihre politischen Gegner, da sie ihr nichts Anderes vorwerfen konnten, behaupteten, es verzehre sie der Ehrgeiz, sie habe den meisten Antheil an dem Entschlusse des Königs im Jahr 1830 gehabt, und dergl. mehr. War dieß wirklich der Fall, und jede Vermuthung streitet für das Gegentheil, so hat die Königin Amalie, früher als Herzogin von Orleans die glücklichste Frau, diesen Hoheitstraum schwer gebüßt.

Doch nicht allein auf seine eigenen Kinder und Geschwister, auch auf die Eltern erstreckte sich die Familienliebe Ludwig Philipp's. Bei jedem Anlasse suchte er das Andenken seines Vaters unglückseligen Andenkens zu rechtfertigen, und so wenig ihm dieß auch gelingen mochte, so machte es dem Herzen des Sohnes immerhin Ehre. Die Herzogin-Mutter war jedoch eine allgemein verehrte Frau, blieb, von allen Parteien geachtet, während der ganzen Revolutionszeit in Frankreich und starb im Jahr 1822 in hohem Alter. Zwei Brüder hatte der König während der Emigration verloren. Beide starben jung. Dagegen hat ihn seine Schwester, die Prinzessin Adelaïde, beinahe durch das ganze Leben nie verlassen. Sie verband mit einem männlichen, gebildeten Geist einen richtigen Takt, eine Art von Geschäftsgewandtheit, bei der sich Ludwig Philipp gar oft Raths erholte. Selten unternahm er einen wichtigen Schritt, ohne ihn nicht vorher mit Madame Adelaïde zu besprechen. Ihr Aeußeres war bei vorgerücktem Alter gerade nicht sehr empfehlend. Den etwas harten Ausdruck eines gerötheten Gesichts milderten ein paar kluge, schöne, hellblaue Augen; sie war sehr einfach gekleidet, doch mit Ketten, Armbändern und anderem Schmucke stets bedeckt, weil sie sich von diesen Andenken nie trennen wollte.

Die Prinzessin Adelaïde war, wie ihr Bruder, im Gespräche ungemein höflich, doch erhob sich dasselbe im Salon nie über das Alltägliche. Sie theilte Gesinnungen und Neigungen, Vorzüge

und Schwächen mit dem König; es waren die unzertrennlichen Geschwister miteinander erzogen, und als diese Egeria im December 1847 starb, bedauerte man den König. Zwei Monate nachher hatte auch er Paris, wenngleich auf andere Art, verlassen.

Von den Töchtern des Königs lebt nur noch die Prinzessin Clementine, glückliche Gattin und Mutter, doch fern von dem Schauplatz ihrer Jugend. Das Andenken der Königin von Belgien kann man wohl nicht besser ehren, als wenn man sie das treue Abbild ihrer Mutter nennt. Dieselbe Sanftmuth und Frömmigkeit, derselbe Wohlthätigkeitssinn, dieselbe Sorgfalt in der Erziehung ihrer Familie. Eine kurze Laufbahn nur war jener talentvollen Prinzessin von Orleans bestimmt, die mit ihrem Meißel die Jungfrau verewigte, welche man in der Geschichte die von Orleans nennt. Gar manches kleine, weniger bekannte Meisterstück ist aus der Prinzessin von Württemberg kunstreicher Hand hervorgegangen.

Die fünf Söhne des Königs, zu einer so bedeutungsvollen Zukunft bestimmt, wuchsen heran, kräftige, vielbegabte Prinzen. Sie hatten Alle eine sorgfältige Erziehung genossen und sich dem Dienste des Vaterlandes geweiht. Während die Herzoge von Orleans, Nemours und Aumale sich in Algier auszeichneten und manchen Sieg selbst mit ihrem Blute erkauften, die Leiden wie die Gefahren der Armee theilten, durchsegelte der Prinz von Joinville als kühner Seefahrer die fernen Meere, der französischen Flagge überall Achtung verschaffend, und brachte Napoleon's Ueberreste von St. Helena zurück. Da traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel der furchtbare Tod des Herzogs von Orleans die königliche Familie; nicht nur zerriß dieser unerwartete Verlust ihre Herzen, er hatte auch eine große, unheilvolle politische Bedeutung. Am Jahrestage dieser Katastrophe hörte ich den König darüber sprechen und an diese wehmüthige Erinnerung eine lange Betrachtung über seine eigene Laufbahn knüpfen.

Die Herzogin Helene ertrug diesen entsetzlichen Schlag mit einer seltenen Seelenstärke, und widmete seit dieser Zeit in stiller Zurückgezogenheit alle ihre Kräfte der Erziehung ihrer Söhne. Man sagte damals, daß der Graf von Paris von sanftem Charakter, Fleiß mit einem gewissen Ernste verbinde, während sein jüngerer Bruder einen lebhafteren Geist verrathe.

Nach einigen Jahren waren alle Söhne Ludwig Philipp's verheirathet, und während der Herzog von Nemours die blonde, schöne, deutsche Prinzessin von Coburg ehelichte, verband sich der Prinz von Joinville, seiner Bestimmung als Admiral getreu, mit einer Braut jenseits der Meere. Bald sah man diese noch so junge, liebliche Prinzessin, welche weder die europäische Sonne, noch den Schnee gesehen hatte, aus Brasilien ankommen, eine zarte, südliche Pflanze dem ernsten Gemahle zur Seite. Nicht lange nachher heirathete der jugendlich kräftige, blonde Aumale, ganz das Bild eines französischen Kriegers, die Tochter des Herzogs von Salerno, welche durch Geist und Anmuth ersetzte, was ihr an körperlichen Reizen gebrach. Endlich fand jene Verlobung in Spanien Statt, die einzige, welche ihrer Folgen wegen politische Bedeutung gewann. So repräsentirten die fünf Schwiegertöchter Ludwig Philipp's verschiedene Nationen und Himmelsstriche: Nord- und Süddeutschland, Neapel und Spanien, endlich Brasilien, und es fragt sich, im Fall einer Regentschaft, wie sich diese verschiedenen Elemente, durch das väterliche, aber strenge Ansehen des Königs zusammengehalten, gestaltet hätten?

IV. Die Minister und Staatsmänner.

Jede Epoche hat ihre politischen Charaktere: in manchen ragt einer vor allen anderen hervor, und die kleinen Lichter beugen sich vor seinem Glanze. Die Regierungsperiode, von welcher ich spreche, wurde durch keinen so gewaltigen Geist beherrscht, und wenn ich eine lange Gallerie von Staatsmännern jener Zeit vorführe, so wird man darin manche berühmte Persönlichkeit, viele Namen finden, welche mit der Geschichte Frankreichs verbunden sind, aber keinen Cardinal Richelieu!

Die Politiker der ältern Schule waren verschwunden, entweder im Privatstande wie Villèle, oder gestorben wie Peyronnet, Talleyrand und Andere. Die größte Zukunft unter allen Ministern Ludwig Philipp's hatte unstreitig Casimir Perrier; er war ein Mann von ebenso viel Geist als Energie. Doch die Cholera machte seinem Wirken bald ein Ende. Es zeigte sich daher von jener Zeit an ein gar seltsames Jagen nach Portefeuilles, bei dem immer Einige gleiche Ansprüche auf die ministerielle Macht behaupten zu können glaubten. Es drehte sich dabei um drei Namen: Guizot, Thiers, Molé: war Einer derselben am Ruder, verbanden sich die beiden Anderen gegen ihn, und erst nach langen Kämpfen gelang es Guizot, das Ruder zu ergreifen und während sieben Jahren — den letzten des Julireiches — zu behaupten. Wer weiß, welchen Aufwand von Kräften, Beredsamkeit, Zeit und Opfern es damals kostete, nicht etwa die schweren Pflichten eines Rathgebers der Krone zu erfüllen, nein! nur um Minister zu *bleiben*, wird den Beglückten um diese beständige Unruhe nicht beneiden. Es gehörte ein unbeschränkter Ehrgeiz, oder große Vaterlandsliebe und Ergebenheit dazu, um diesen fortwährenden Angriffen,

Verleumdungen der Gegner zu widerstehen, viel Geduld und Ausdauer, um die Wünsche und Ansprüche der Freunde zu befriedigen. Ein Minister jener Zeit befand sich in einem fortwährenden Vertheidigungs- und Abwehrzustand, und wenn man sich erinnert, wie ängstlich die Stimmen abgezählt wurden, wie vielfach man sich bei den Wahlen bemühte, ministerielle Deputirten zu erhalten, die dann wieder für die Bedürfnisse ihres Departements in die Schranken traten, so glaubte man einem Intriguenspiele zuzusehen, das, wenn zuweilen komisch, doch nicht selten langweilig und widerlich war.

Guizot ist ein eminenter Geist, ein denkender Kopf, ein edler, durchaus rechtlicher Charakter; er hat etwas von der Unbestechlichkeit und dem politischen Muthe der Alten. Seine Verdienste als Geschichtsschreiber sind bekannt, ebenso glänzend als seine ausgezeichneten Rednergaben.

Mit wohlklingendem Organe, gewählter Sprache und männlichem Ernste beherrschte Guizot die Tribüne, und wenn er sie betreten, brachen sich an ihrem Fuße die Wogen der politischen Leidenschaften, welche die Kammer durchtobten. Ich sah eines Tages Guizot während drei Viertelstunden mit verschränkten Armen auf der Tribüne stehen, ohne daß ihn die Opposition zu Worte kommen ließ. In allen Tönen wurde ihm das Wörtchen: „Gand!" zugerufen, und das verworrene Geschrei glich zuletzt mehr einem Gebelle, als menschlichen Stimmen. Ruhig wartete Guizot den Sturm ab und verschaffte sich zuletzt Gehör. Auch seine Feinde konnten ihm die Achtung nicht versagen, die dem uneigennützigen, dem talentvollen, dem redlichen Manne gebührt. Die gewisse Steifheit (roideur), die man Guizot so oft vorwarf, war nur angenommen; sie ging nicht tief, und man will sogar bemerkt haben, daß er viele Fragen mit einer Leichtigkeit behandelte, die im Widerspruche mit seinem ernsten Wesen schien. So viel ist gewiß, Guizot hat nicht nur ausgezeichneten Verstand,

er ist auch Mann von Herz, für alles Schöne und Gute empfänglich. Rührend waren die Beziehungen zu seiner alten Mutter, zu seiner früh verstorbenen Frau, zu seinen Kindern.

Im Gegensatze zu dem Gelehrten war Graf Molé der Staatsmann der feinen Welt, der Hof- und Edelmann. Thiers ließ sich mit keinem von Beiden vergleichen, wenngleich eine ganze Menge von theils geistreichen, theils albernen Parallelen zwischen Guizot und Thiers aufgestellt wurden. Mittheilend, lebhaft, unruhig war er weder als Minister, noch auf den Bänken der Opposition angenehm. Mit scharfer Dialektik angreifend, machte er aber weniger Eindruck auf der Tribüne, weil er außer einem kreischenden Organe so schnell sprach, daß manche Theile seiner Rede den Zuhörern ganz entgingen.

Um dieß Kleeblatt drehten sich dann die anderen Candidaten der Portefeuilles, und alsobald hatte sich, war nur das Haupt ernannt, schnell ein Cabinet gebildet. Das Kriegsministerium übernahm gewöhnlich einer der Marschälle: Oudinot, Maison, Victor, Gérard, Sebastiani und Andere lösten sich nach der Reihe ab; unter ihnen behauptete Marschall Soult den Platz am öftesten und längsten. Ich will den Verdiensten dieses alten Kriegshelden nicht zu nahe treten, aber mit einem gewissen barschen Wesen verband er ein wenig angenehmes Aeußere. Er war nicht Redner und ersetzte den Mangel dieses Talents mit einer Heftigkeit in Worten und Geberden, die nicht für ihn einnahmen. Einen freundlichen Contrast bildete der Admiral Makau.

Duchatel, Martin, Lacave, Cunin-Gridaine, Dumont und wie diese Herren alle heißen, waren achtenswerthe Männer, die wohl ihrer Aufgabe genügten. Mehr den Schriftstellern und dem gelehrten Volk, als der Politik gehörten die Minister Salvandy, Villemain, Remusat an. Soll ich auch Lamartine zu den Staatsmännern rechnen? Ich glaube kaum! Die Gastrolle, welche er im Jahr 1848 spielte, war gar zu kurz und schmählich. Broglie

erschien auch von Zeit zu Zeit auf der Ministerbank, doch sein unabhängiger, etwas spröder Charakter machte ihn nicht beliebt. Der Freund und Liebling des Königs war eigentlich Montalivet, ein schöner Mann von einnehmenden Formen, eine Art von Hausminister, da er die Civilliste verwaltete und nur immer kurz in einzelnen Cabineten debutirte.

Eine eigene Art von politischen Sommitäten bildeten damals auch die Präsidenten der Kammer. Der alte, jetzt bald 100jährige Pasquier saß, einer Mumie gleich, mit unerschütterlicher Ruhe auf seinem Stuhle; nur ein kleiner beweglicher Pair war im Stande, ihn aus der gewohnten Ruhe zu bringen. Ihm zunächst stand der Großreferendair Duc Decaze, einer älteren Schule angehörend.

Den Scepter in der Deputirtenkammer führten zu jener Zeit Dupin der Aeltere und Sauzet. Der Erstere entschädigte sich für die mit diesem Amte unzertrennliche Langweile durch mehr oder minder gute Witze. Seine häßliche Gestalt, die so sehr die Caricatur herauszufordern schien, war von einem nicht ungewöhnlichen Geiste belebt. Doch erfreute sich Dupin im Allgemeinen keiner großen Beliebtheit, da seine Derbheit, wie sein bizarrer, oft unerträglicher Charakter ihm viele offene und geheime Feinde zuzogen. Ludwig Philipp's Rathgeber galt Dupin für einen der tüchtigsten Rechtsgelehrten. Sauzet, den Präsidentenstuhl mit Würde einnehmend, machte sich auf demselben gehörig wichtig und breit, und standen ihm nicht die Pfeile des Witzes seines Vorgängers zu Gebote, so erfreute er sich einer gesunden Lunge und eines kräftigen Armes, mit dem er auf das Bureau schlagen oder die Glocke in Bewegung setzen konnte, welche die Kammer zur Ruhe einladen sollte. Nur eine Natur, der Sauzet's ähnlich, konnte so lange einer solchen Riesenarbeit widerstehen, die jener der Danaïden oder des Sisiphus gleichkam. Sein Wissen, sein ehrlicher Charakter und gerader Sinn, hatten Sauzet zu dieser

Würde erhoben, denn im Jahr 1830 war er auch nicht dem Namen nach bekannt, und als Advokat von Lyon nach Paris berufen worden, um einen der Minister Karl's X. zu vertheidigen.

Alle diese Herren hatten dann ihre Empfangtage, gewöhnlich nach zehn Uhr Abends. Man konnte sich nicht leicht etwas Langweiligeres als diese officiellen Soiréen denken. Es drängten sich in dieselben Alle, welche etwas erfahren oder erlangen wollten; man sah da nur ernste, wichtige, oder ängstliche Gesichter, hörte nur von innerer Politik — die äußere wurde meistens bei Guizot besprochen — daher von Wahlen, Kammerverhandlungen, Minister- oder Börsenkrisen. Nicht die gesellige Unterhaltung, nur die Absicht, sich zu zeigen, einen Wunsch anzubringen, war der Zweck dieser Versammlungen. Die Damenwelt bildete entschieden die Minderzahl. Das größte Verdienst dieser Empfangtage, welche nach den Wohnungen der Minister in diesseits und jenseits der Seine eingetheilt wurden, war unstreitig ihre Kürze, denn Alles trieb sich in ungestümer Eile von einem Salon zum andern.

V. Die Kammern.

Wer aus einer Loge den Blick über den schönen Saal des Palastes Luxembourg schweifen ließ, der übersah eine ganze Menge ehrwürdiger kahler, weißer oder mit Perücken bedeckter Häupter, unter die sich nur selten einige jüngere Köpfe von Paris mischten, welche ihren Sitz in der Kammer noch ererbt hatten. Die Abschaffung dieser früheren Erblichkeit hatte aber der Pairs-Kammer den Lebensfaden abgeschnitten; sie war nur noch eine Art von Senat, in welchen man alle berühmten Namen, welche Frankreich im Felde, in der Politik, Literatur oder den Wissenschaften aufzuführen hatte, ernannte. Alter Adel und jüngst erworbener Reichthum gaben auch Anspruch auf diese Ehre. Mit Ausnahme der legitimistischen Partei waren daher so ziemlich alle älteren Illustrationen in diesem Saale vereinigt.

Die Haltung der Versammlung war nicht feierlich, aber kalt; selten wand sich die Aufmerksamkeit ihren Verhandlungen zu, und nur in Ausnahmefällen erregten sie jenes dramatische Interesse, das oft die Sitzungen der Deputirtenkammer einflößten. Die Herrn Pairs beschäftigten sich nur zu häufig mit ihren Privatangelegenheiten, schrieben Briefe, Berichte, Reden, oder gar, wie Victor Hugo, Verse. Ein wichtiger Gegenstand, die Rede eines Ministers oder eines ausgezeichneten Kammermitglieds, fesselte für einen Augenblick die Theilnahme des Saals, aber diese Eindrücke waren nicht nachhaltig, und es entstieg diesen Sitzungen ein Parfum von Langeweile, der sich der stets gähnende Kanzler kaum entwehren konnte. Dabei war der Anzug der Pairs ebenso nachlässig als unbequem; sie trugen ohne Hut und Degen mit ihren Morgenkleidern eine gestickte Uniform, die auf diese Weise

mehr einer Livrée glich; auch die Militärpersonen unterwarfen sich diesem Gebrauche.

Die Pairskammer zählte einige vortreffliche Redner, bekannte Staatsmänner und berühmte Gelehrte und Schriftsteller. Unter den Ersteren glänzte vor Allen Montalembert, jener junge Mann, der das Feuer, das ihn verzehrte, in die anscheinend ruhigsten Reden zurückzudrängen wußte und in klaren Worten und einem schönem Organe die Zuhörer stets zum Beifalle hinriß. Barante, St. Aulaire, St. Priest, Flahaut, Bourgoing und Andere waren die Diplomaten der Versammlung, aber keine beredten Organe derselben. Den so geistreichen St. Priest sah ich sogar einmal mitten in einem Vortrage die Tribüne verlassen, weil ihm eine gewisse Befangenheit nicht weiter zu sprechen gestattete. Mathieu de la Redorte, Boissy und mehrere Andere bemühten sich, durch eine oft bis zur Heftigkeit getriebene Opposition den Debatten etwas Leben einzuhauchen, brachten es aber höchstens zu einem Strohfeuer. Victor Hugo endlich, von dem man eigentlich nicht recht weiß, wie er in diese Kammer gelangte, spielte eine meist stumme Rolle.

So zogen sich die Verhandlungen der Pairskammer schleppend hin, erschwerten und verlängerten die Sessionen, und als die Stunde schlug, wo sie, ihrer conservativen Bestimmung getreu, König, Vaterland und Verfassung schützen und vertheidigen sollte, war sie wie Spreu vor dem Winde verschwunden.

Wenden wir uns nun zum eigentlichen Tummelplatze der politischen Leidenschaften, der Deputirtenkammer, so ist das Bild, wenngleich belebter, doch keineswegs erquicklicher. Dennoch waren zu der Zeit, von der ich spreche, die Discussionen weit friedlicher als früher, und namentlich jene über auswärtige Verhältnisse beinahe ganz verstummt. Sie nahmen einen mehr persönlichen Charakter gegen das Ministerium und besonders gegen Guizot an, und der Sturm brach daher nur dann los, wenn diese Frage in's Spiel kam.

Stets drängte sich aber ein emotionslustiges Publikum vom Tage der Eröffnungen der Kammern bis zum Schlusse zu den Sitzungen. Man riß sich um die Eintrittskarten, oder kaufte sie; die Zuhörer-Räume waren meistens mit Neugierigen überfüllt.

Der König, wenn er, was gewöhnlich geschah, die Session persönlich eröffnete, hielt die Rede mit fester Stimme; es hatte aber diese Ceremonie nichts Feierliches; von Begeisterung war nichts zu verspüren; das Ganze trüb und kalt wie die letzten Decembertage, an denen die Versammlung einberufen wurde; Alles schien froh, einer lästigen Formalität wieder einmal überhoben zu sein. Dann kamen die gewöhnlich stürmischen Adresseberathungen, endlich der sich gewöhnlich bis zum Juni abwickelnde Lauf der Verhandlungen, welche die Gemüther mehr oder minder aufregten.

Wenn man mit ruhig-prüfendem Auge denselben beiwohnte, da die Summe von Kräften, Geld, Zeit und Talenten aufgewendet sah, so mußte man sich billig die Frage stellen, ob auch das Resultat allen diesen Opfern, diesem Aufwand von Beredsamkeit und Anstrengungen jeder Art entsprach? Man untersuchte, ob hier wohl in diesem verworrenen Treiben das Wohl des Landes berathen werde, sich nicht vielmehr Alles um die Behauptung oder Erlangung der ministeriellen Macht drehe? Weit entfernt von der eigentlichen Aufgabe hat diese Versammlung nicht nur Frankreich und die Verfassung, wie es ihr Eid gebot, nicht beschützt und gerettet, sondern sie gab vielmehr bei zwei verhängnißvollen Katastrophen selbst das Losungswort zum Umsturze des Königthums. Dazu führten so viele Millionen Worte, die in diesen Räumen verhallten, dazu jene allbewunderte Kunst der Beredsamkeit, und wenn je wohlthätige Gesetze aus der Urne hervorgegangen, wogen sie doch gewiß die ungeheueren Nachtheile nicht auf, welche ein solcher parlamentarischer Zustand der Dinge mit sich brachte.

Ich kann deßhalb dem größten oratorischen Talente auf diesem Gebiete die Kraft, Wirkung, Bedeutung und Ueberzeugungs-

fähigkeit nicht zuerkennen, welche man demselben gewöhnlich beimißt. Der Parteiredner häuft nach Advocatenart alle seine Argumente, gruppirt sie, begeistert die Gleichgesinnten, — bekehrt er aber auch die Andersdenkenden zu seiner Ansicht? Haben diese Reden einen andern Zweck, als den der Befriedigung des Ehrgeizes, der persönlichen Eitelkeit, und wer geht denn eigentlich aus diesen Worttournieren als Sieger hervor? Es handelt sich dabei immer nur um eine mehr oder minder große Anzahl weißer oder schwarzer Kugeln. Auf diesen Punkt, auf den der Majorität sind alle Gedanken gerichtet. Tritt auch zuweilen ein von Vaterlandsliebe beseelter Redner mit der ganzen Kraft der Ueberzeugung für eine edle Sache auf, so wird er, hat er Talent, wohl bewundert, ändert aber schwerlich den Lauf der Dinge.

Ein weit dankbareres Feld eröffnet sich daher wohl dem Kanzelredner; da können gotterfüllte Priester, deren es in Frankreich so viele gibt, noch wirken, da noch hoffen, reichliche Früchte auszusäen. Es hat die Beredsamkeit hier noch einen bestimmten, lohnenden Zweck, und das Talent erlahmt nicht an dem trostlosen Gedanken, Worte in die Luft zu sprechen.

Bei all dem ist die Redekunst ebenso schwer, als sich ungemein selten begabte Jünger finden, sie zu üben. Ich habe schon von Thiers und Guizot in dieser Eigenschaft gesprochen. Berryer galt allgemein für den besten Redner der Kammer, und man hörte seine oratorischen Ergüsse gern, wie man etwa einen guten Schauspieler hört und beklatscht. Vom politischen Redner war aber nie der Advocat zu trennen, und dieß Gefühl that der Wirkung seiner Philippiken Eintrag. Bei Lamartine war wieder das poetische Element vorherrschend, und Beide dieser Deputirten müssen sich doch wohl selbst oft eingestanden haben, wie wenig nachhaltig ihr Einfluß, wie die Wirkung ihrer Reden auf die Majorität der Kammer war.

Sieht man nun auf dieß 33jährige Treiben zurück, faßt man zusammen, was während derselben geschrieben, gesprochen, gehandelt wurde, so wird man bei der Nichtigkeit aller dieser Bestrebungen unwillkürlich an die schönen Worte Fenelon's erinnert: „L'homme s'agite, Dieu le mène!" oder möchte, wie Guizot jüngst am Schluß einer Rede in der Akademie, mit der Stelle des Evangeliums ausrufen:

„Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, das Uebrige wird euch gegeben werden!"

VI. Die Gesellschaft.

Was man in anderen Städten unter Gesellschaft im engeren Sinne bezeichnet, bestand damals eigentlich nicht in Paris. Es gab eine Menge einzelner Gesellschaften, aber keinen wirklichen Mittelpunkt der Geselligkeit. Die Feste in den Tuilerien, die hergebrachten Soirées bei den Würdeträgern und Botschaftern konnte man nicht dazu rechnen; sie waren für die Hausherren wie für die Eingeladenen mehr eine Last, als Genuß und Erholung, ein Geschäft, wie ein anderes, das man abthun mußte, eine Pflicht, die das Amt auferlegt. Ein großer Ball am Hofe Ludwig Philipp's zumal gehörte nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Vier= bis fünftausend Menschen drängten sich da in die hellerleuchteten Räume; man wurde gestoßen, gedrückt, verging vor Hitze, und es war schwer, von einem Saal in den andern zu gelangen. Die königliche Familie, welche vor Anfang des Balls das diplomatische Corps in einem besondern Gemach empfangen und Cercle gemacht, begab sich dann in den Saal der Marschälle, um den Tänzen zuzusehen. Ein fernes Brausen verkündete den Anfang des Soupers, welches im Theatersaale stattfand; fünfzehnhundert Gedecke waren hier für die Damen bestimmt, und wer so glücklich oder so kühn war, mit Aufopferung eines Theils seiner Toilette in die Logen als Zuschauer zu gelangen, soll durch den reizenden Anblick überrascht worden sein. Doch das ungestüme Treiben am Eingange der Thüren schreckte mich, wie so Viele, stets von diesem Versuche zurück. Nach jenem Souper wurde abermals gedeckt und das Buffet preisgegeben.

Schöne glänzende Feste sah ich bei dem Grafen Appony, dem Fürsten Deligne, bei Rothschild und in anderen Häusern.

Alle diese Freuden gleichen sich. Nur zu gerne flüchtet man sich aus diesen lärmenden, ermüdenden Routs in kleinere Cirkel, wo ein geistreiches Gespräch für die Flachheit der allgemeinen Conversation der sogenannten großen Welt entschädigt. In Paris gibt es aber gar viele solche Häuser, in denen selbst ältere Hausfrauen mit der den Französinnen eigenen graziösen Anmuth und dem besten geselligen Tone die näheren Bekannten empfangen. Sie sind der Zufluchtsort der wahren Geselligkeit, nehmen aber mehr den Charakter von Coterien an. Viele der älteren legitimistischen Familien brachten einen großen Theil des Jahres auf dem Lande zu, und sahen im Winter zu Paris nur einen gewählten vertrauten Kreis. Man begegnete denselben nie in der offiziellen Welt, noch weniger bei Hofe, an dem die Rückkehr einer solchen Familie immer gern gesehen wurde.

Das diplomatische Corps war damals sehr zahlreich, acht Botschafter an der Spitze. Es bildete aber nicht eine eigene Gesellschaft für sich, sondern wählte sich den geselligen Umgang in den Pariser Cirkeln. Stillschweigend gab man sich auf einem neutralen Boden ein Stelldichein. Es war dieß der Salon der Fürstin Lieven, der, durch die beständige Anwesenheit Guizot's belebt, sich dadurch noch mehr zu einer diplomatischen Coterie gestaltete. Auch bei kleinen Soiréen war die Gräfin Appony die liebenswürdigste Hausfrau, und ich glaube nicht, daß je ein Botschafter den geselligen Rang besser in Paris behauptete, als damals der österreichische.

Alle anderen Vereinigungen ließen sich nach den besonderen Klassen der Gesellschaft eintheilen; es gab da Bälle und Abendcirkel der höheren Beamten, der Finanzwelt, der Generalität, des sogenannten Carreau, der Emporkömmlinge, der Börsenkönige, der Spieler, der Künstler und Schauspieler, der Schriftsteller in der Mode und der Akademiker; kein Stand, der nicht bemüht war, irgend Gleichgesinnte oder Gleichgestellte hier und da um seine Lampe oder um Tanzorchester zu versammeln.

Noch muß ich eines eigenthümlichen Salons gedenken, der an eine frühere Zeit, antike Sitten erinnerte. Es war der bekannte Salon der Madame Recamier. Es hatte sich diese geistreiche, gebildete Frau in ihrem Alter in eine Art von Kloster zurückgezogen, wo sie jeden Abend einige Freunde besuchten. Chateaubriand war die Seele dieser Versammlungen, wie es denn überhaupt in Paris Sitte war, daß irgend ein vieljähriger Hausfreund den Soiréen älterer Damen vorstand und der Gemahl, wenn noch einer existirte, verschwand oder andere Cirkel besuchte.

Ein Hagestolz, der jahrelang sich im Salon einer Wittwe auf diese Weise einfand, antwortete auf die Frage: weßhalb er denn nicht lieber, der Bequemlichkeit wegen, sich mit jener Dame vermähle? — „Wo soll ich denn meine Abende zubringen?“

Endlich besteht ein Hôtel und in diesem ein Salon, und in dem Salon eine Familie, wie man all dieß nur in solcher Art zu Paris finden kann. An der äußersten Spitze der Insel St. Louis, weit entfernt von dem rauschenden Quartier der Hauptstadt, erhebt sich, bizarr gebaut, das Hôtel Lambert. Merkwürdiger als seine Architektur ist die innere Einrichtung: l'histoire a passé par là! Lebrun's unsterblicher Pinsel hat diese Wände geziert.

Und dieß Hôtel bewohnt seit Jahren Fürst Adam Czatoriski mit seiner Familie, den sein politischer Plan weder die gesellige Gastfreiheit seiner Nation, noch den großen Hang, Wohlthun zu verbreiten, vergessen lassen konnte.

Einem solchen Balle, irgend einem segensreichen Zwecke gewidmet, wohnte ich einst in jenem Feenpalaste bei, und ich muß gestehen, daß er mich, trotz der Vielseitigkeit der Pariser Feste, durch die Originalität der Anordnung wie des Locals überraschte!

Zu jener Zeit hatte die Mode begonnen, an verschiedenen Tagen und zu bestimmten Stunden die Morgenbesuche zu empfangen. Man wollte dadurch vermeiden, sich gegenseitig zu verfehlen,

und war sicher, seine Bekannten, von anderen Freunden umgeben, immer zu treffen: eine gute, nachahmenswerthe Sitte.

Wie an anderen Orten, hatte auch nach englischem Vorbilde das Klubwesen in Paris überhand genommen, und war der echten, feinen Geselligkeit gefährlich. Seit der Aufhebung der Spielhäuser vermehrten sich die Klubs, und das Bedürfniß, jene Leidenschaft zu befriedigen, machte sich vorzüglich da Luft. Auch hier vereinigten sich wieder Gleichgesinnte; die Liebhaber der Pferde und Wettrennen fanden sich im Jockey-Klub; alte Generäle und Beamte auf dem Boulevard Montmartre; der Klub der Union sollte die Pariser den Fremden nähern, war aber mehr legitimistisch; Landwirthe versammelte der Cercle agricole u. s. w. Vortreffliche Diners, die Karten, die Cigarren und die freie ungebundene Art, die Zeit zu tödten, waren die Hauptmagnete dieser Anstalten. Viele Mitglieder, besonders Engländer, verließen sie beinahe nie, besorgten da ihre Correspondenzen, hatten Unterredungen mit Freunden oder Geschäftsleuten.

Soll ich dem Kapitel über Geselligkeit noch ein Gemälde über die Pariser Sitten jener Zeit beifügen, so sinkt mir der Muth, einen so oft behandelten und nie erschöpften Gegenstand abermals zur Sprache zu bringen; dieß Prisma spielt gar zu viele Farben: es blendet und verwirrt.

Doch da Theater und Musik einen Hauptbestandtheil der geselligen Conversation bilden, so erlaube ich mir einige Rückblicke.

Die Pariser Theater üben, und mit vollem Rechte, die größte Anziehungskraft auf die Fremden. Jedes ist vortrefflich in seiner Gattung, und man kann sich in den Funambules ebenso gut unterhalten, als in der großen Oper. Die Einheimischen sind schon für dieses Vergnügen blasirt, und viele Pariser gehen gar nie in's Theater. Auch das Publikum, welches Logen und Parterre füllt, ist ein eigenes in Paris; jede erste Vorstellung eines bedeutenden Stücks aber ein wahres Fest, zu dem nur besonders Privilegirte

geladen sind. Es ist nicht zu leugnen, daß die große Vorliebe für die Theater durch die tägliche Posaune der Presse genährt und erhöht wird. Nicht nur die sogenannten Reclamen, albernen, monotonen Lobpreisungen der banalsten Art, sondern die geistreichsten Feuilletons beschäftigen sich mit Theaterangelegenheiten, und es ist oft weit angenehmer, die kritischen Artikel zu lesen, als die Stücke selbst zu sehen, gar oft ist in der Beurtheilung mehr Witz und Geist enthalten, als in den Couplets, Versen und Prosen der dramatischen Schriftsteller.

Ich konnte mich mit der französischen Tragödie nie befreunden; nicht nur fand ich die besten Autoren ohne poetischen Schwung, auch das Pathos der Mimen sprach mich nicht an. Die Zeitgenossen schienen auch diese Ansicht zu theilen, und die geschraubten Tiraden der Trias: Corneille, Racine und Voltaire zogen nicht mehr an. Da war ein wahrer Retter in der Noth: die Rachel erschienen! Sie beherrschte die tragische Bühne zu jener Zeit, und ein Trauerspiel ohne sie spielte vor leeren Bänken.

Es war, bei allen Manieren, ein Zauber über ihre genialen Darstellungen ausgegossen, dem sich die wenigsten Kunstfreunde entwehren konnten.

Im Lustspiele muß man vor allen anderen Nationen den Franzosen die Meisterschaft zuerkennen, und wenn sich hier, wie in keinem Lande, Dichter finden, so stehen ihnen auch jederzeit Schauspieler zur Hand, fähig, ihre Schöpfungen in's Leben zu führen. Es ist nicht möglich, mehr Feinheit, Humor, Grazie, Leichtigkeit und Abwechslung in das Spiel zu bringen, als die Pariser Komiker. Selbst die Traditionen der Zeit Molière's sind erhalten, und die Darstellung eines seiner Stücke im Théatre français gehört zu den größten dramatischen Genüssen. Hier ist Leben, Wahrheit; nie wird über die Gränzlinie des Schicklichen gegangen, so nahe man auch an sie streift; ein sicherer Takt hält immer von den Ueberschreitungen zurück. Aber wie empfänglich,

wie dankbar ist auch das Publikum für diese Eindrücke, und wie wirken seine Aufmunterungen auf die Schauspieler zurück! Welches innige Verständniß herrscht zwischen der Bühne und dem Hause!

Soll ich nun noch von jenen ephemeren Erscheinungen sprechen, die so ungemein unterhaltend die Theater auf den Boulevards füllen? Sie sind das eigentliche Element, in dem sich die Franzosen am freiesten bewegen, und Bouffé, Ravel, Arnal mit einer Menge niedlicher, talentvoller Actricen bemühten sich jeden Abend um die Wette, die Besuchenden zu erheitern. Es ist aber nicht sowohl die alltägliche Komik, die Possenreißerei, welche hier fesselt: jeder französische Mime weiß auch der unbedeutendsten Rolle eine gewisse Farbe zu geben, und jene Schauspieler sind die beliebtesten, welche Charaktere schaffen, die betretene Bahn verlassen und originelle Darsteller werden, wie es so viele gibt.

In widerlichem Contraste zu diesen freundlichen Scenen stehen die sogenannten Melodramas auf dem sogenannten Boulevard du crime. Sie sind aber leider bei den unteren, nach Emotionen der derbsten Art lüsternen Klassen ungemein beliebt. Es ist gar nicht zu berechnen, welche Keime der Verderbniß, des Lasters und der Unsittlichkeit diese Volksstücke täglich in noch junge Gemüther pflanzen und die bösen Gewohnheiten in älteren Besuchern bestärken. Die geringe Saat einer oberflächlichen, sentimentalen Moral, welche da verbreitet wird, wiegt die vielen schlimmen Eindrücke nicht auf, und wenn sich die Wuth des impressionablen Publikums auch oft gegen den Bösewicht wendet und der Sieg der Tugend beklatscht wird, — so müssen doch solche erbauliche Stücke den Haß der unteren Klassen gegen die höheren Stände, Unzufriedenheit mit ihrer Lage erwecken, und es bereiten sich da jene gewaltsamen Auftritte vor, die, im Theater bewundert, zuletzt auf der Straße die Fiction in Wirklichkeit verkehren.

An diese Sehenswürdigkeiten reihen sich sodann eine ganze Menge von Cirques, Taschenkünstlern, Phantasmagorien, Mario-

netten und Schattenspielen, welche man in ihrem ganzen Glanze bei Volksfesten sehen kann. Auch Franconi's Reiterkünste waren immer eine ungemein beliebte Unterhaltung der Pariser, und wenn man nicht Baucher's Fertigkeit und Aureol's wirklich staunenswerthe Geschicklichkeit bewunderte, gab es immer tausend kleine Ueberraschungen, welche von den Zuschauern in dem schönen Gebäude mit kindischer Lust begrüßt wurden.

Und nun vollends die Musik in Paris! Wie ganz anders wird sie betrieben als in anderen Städten! Wie anders als in Wien! Vergleichen wir nur die große Oper mit dem Kärnthnerthortheater und die Vereinsconcerte mit jenen im Conservatoire! Doch geht es in der tragischen Oper in Frankreich wie mit dem Trauerspiele: die französischen Heldensänger können sich von einer gewissen Manier nicht lossagen und schreien über die Maßen. Die komische Oper ist daher auch hier wieder das Feld, auf dem die französischen Stimmen am meisten gedeihen; es ist das gesungene Lustspiel, das ihnen zusagt, und eine so fein gespielte leichte Oper erfreut stets, wenn man es auch mit dem Gesang nicht immer genau nehmen darf. Boeildieu, Auber, Adam, Ambroise, selbst Halevy und Herold bereicherten das Repertoire dieser Oper mit einer Reihe der lieblichsten Compositionen; selbst zu den beinahe vergessen gewesenen Melodien Lully's, Monsigny's und Mehul's zeigt man wieder von Zeit zu Zeit Lust. Die große Oper aber mit dem Zauber ihrer herrlichen Decorationen, den blendenden Balleten und all den Zuthaten, welche beinahe mehr den Augen, als den Ohren schmeicheln, hielt sich nicht mehr streng an ihr altes Genre. Meyerbeer, Rossini, Donizetti beschenkten sie mit ihren Meisterwerken, und ein neues, kräftiges Leben gab sich damals in dieser Richtung kund. Weniger um gute Musikwerke, als um die Kehlen, sie auszuführen, war man verlegen, und die Meteore am Gesangshimmel wurden mit jedem Jahre seltener. Mitten zwischen diesen beiden französischen Opern bewegte und

behauptete sich jeden Winter die italienische. Sie war mehr Modesache, und man vernachlässigte die opéra comique, um einer oft mehr als mittelmäßigen Vorstellung aux bouffes (wie man in Paris sagt) beizuwohnen. Das Opernhaus ist mehr ein eleganter Salon, in dem man sich zeigen will; die Vorstellung dauert kaum zwei Stunden und die Inscenesetzung ist mehr als dürftig. Dennoch wurden meist veraltete Opern mit einem Enthusiasmus aufgenommen, der den Lieblingen Mario, Lablache, Ronconi, den Damen Grisi und Persiani galt. Rossini, Bellini, Donizetti waren damals immer noch die Meister der Scene und Verdi fing erst an, sich lärmend Bahn zu brechen.

Eine schätzenswerthe Eigenschaft der Pariser ist auch, fremder Musik gerecht zu sein; ich spreche hier nicht von den süßen, einschmeichelnden Weisen der Italiener; auch die deutsche Musik, die in ihrem Ernste doch gewiß nicht dem französischen Geschmacke zusagen sollte, würdigte man, freilich erst nach langer Zeit; Mozart, Haydn wurden, wie Beethoven, Weber und Schubert, gern gehört und ihre Werke vortrefflich wiedergegeben. Kein Orchester der Welt kann sich mit dem des Conservatoire messen; die Reinheit und Vollendung der Ausführung übertrifft alles bisher Gehörte; und mit welch' dankbarer Stille, mit welch' innigem Verständnisse lauscht das kunstsinnige Publikum diesen Tönen!

Es gibt in Paris Vereine für Musik aller Art; auch Dilettantenhäuser öffnen sich regelmäßigen Produktionen, wie jenes des Fürsten Moscowa, für Kirchen- und ernstere Musik. Die Säle der bekannten Herz, Pleyel, Erard und Anderer veranstalteten eine Unzahl von Concerten, unter denen dann immer einige als besonders begünstigte und besuchte hervorragen.

Berlioz betrat zu jener Zeit mit seinen Riesenconcerten eine neue Bahn. Ein Tongemälde eigner Art rollte ein junger Componist, „David," auf. Es sollte die Eindrücke „der Wüste" musikalisch wiedergeben und erregte großes Aufsehen.

Virtuosen strömten Paris stets von allen Seiten zu. Meyerbeer und Lißt waren beinahe jährlich wiederkehrende willkommene Gäste. Beider Ruf ist festgegründet.

Im Vorübergehen bemerke ich, daß die große Schwierigkeit der Franzosen, fremde Namen auszusprechen, sich auch auf den einfachen Namen „Lißt“ erstreckte; man strengte die Zunge ungemein an, um das ungarische stumme „z“ hören zu lassen, und unterließ nie, Franz mit tz zu schreiben.

VII. Historische Monumente.

Paris lieferte den Annalen der Geschichte seit Jahrhunderten fortwährend reiche Beiträge, und keine Stadt enthielt so viele historische Denkmale. Wenn die Revolutionen wie die Baulust der Neuzeit diese Zeugen früherer Tage immer mehr verschwinden ließen, so spricht doch beinahe aus jedem Steine die Vergangenheit. Wenn von einem der Thürme im Mittelpunkte der Stadt das Auge über die Dächer schweift, so begegnet es nicht nur der ehrwürdigen Notre Dame, es ruht auch auf dem Tour St. Jaques, auf den hohen Kaminen des Louvre und der Tuilerien und dem feingeformten Thürmchen der heiligen Kapelle.

Die „Thermes" erinnern an die römischen Zeiten des Kaisers Julian; aus dem Mittelalter sind außer den zum Theil noch wohlerhaltenen Kirchen St. Germain l'auxerrois, St. Mery, St. Severin und andere wenige Gebäude übrig geblieben; alle die einst so berühmten Hôtels mit ihren bizarren Formen sind unter dem unbarmherzigen Hammer gefallen, und nur das bescheidene Hôtel Cluny, sinnig zu einer Art von Museum für Antiquitäten eingerichtet, ist noch der Repräsentant einer längst vergessenen Zeit.

Es ist schon etwas lange her, seit Alexander III., jener gewaltige Papst, der sich in Venedig mit dem Kaiser Friedrich dem Rothbarte versöhnte, auch in Paris erschien, und zugleich mit Ludwig VII. im Jahr 1162 den Grundstein zur Kirche Notre Dame legte.

Welche Ereignisse sind nicht an diesem Gotteshause vorübergegangen, und es bedarf der romantischen Zuthaten eines Victor

Hugo nicht, um diesem majestätischen Tempel die Theilnahme des gläubigen Christen wie des begeisterten Kunstfreundes zuzuwenden!

Die Kirche zu St. Denis bildet das würdigste Seitenstück, und selbst die leeren Königsgräber bieten noch Stoff für die lehrreichsten Betrachtungen. Von dem ewigen Denkmale des „guten" Königs Dagobert, um dessen Seele sich Engel und Teufel streiten, bis zu dem geschmacklosen Mausoleum des unglücklichen Königspaares enthalten diese Grüfte den Staub vierzehnhundertjähriger Herrlichkeiten.

Es läßt sich nichts Graziöseres denken, als die Bauart von St. Denis in der jetzigen, so sinnreich unternommenen Restauration, die man Ludwig Philipp verdankt.

Doch auch noch eine andere Perle gothischer Architektur hatte der Kunstsinn dieses Königs einem langjährigen Grabe entrissen. Es ist die Sainte Chapelle, von dem heiligen Ludwig gegründet, eine wundervolle Schöpfung jener Zeit. Lange vergessen, zu einem Archiv benützt, trat sie endlich wieder in ihrem Glanze hervor, erfreut, erbaut, entzückt die für solche Genüsse Empfänglichen. Die übertünchten Wände wurden abgekratzt; man fand die Spuren der alten Verzierungen und Malereien, hielt sich genau an diese Vorbilder, und Paris war um einen Kunstschatz reicher.

Einzelne Sammlungen erhalten viele Gegenstände aus früheren Zeiten. Der Louvre ist reich an solchen Erinnerungen. Wenn man endlich nicht ohne Rührung bei dem Monumente Abélard's und Heloïsens auf dem Kirchhofe Père la Chaise verweilt, so erfreut sich wieder der Blick an der allerliebsten Façade des Schlosses Anet in den Beaux arts.

Doch wenn auch alle historischen Denkmale nach und nach untergingen, Versailles würde dafür sorgen, daß Frankreichs Größe nicht bei einer gedankenlosen, gleichgiltigen Nachwelt in Vergessenheit geriethe. König Ludwig Philipp hat durch Gründung dieses großartigen Museums ein lebendiges Buch der französischen

Geschichte aufgestellt, in dem man nur blättern darf, um sich zu belehren und zu erheben. Es ist darin keine Gattung von Ruhm und Größe übergangen, und wenn auch ein Blatt fehlt, wird man es dem Gründer Dank wissen, so klaffende Wunden nicht aufgedeckt zu haben.

Aber so wie man die lange, inhaltreiche Geschichte eines Landes wie Frankreich nicht an einem Tage lesen und verstehen kann, ebenso unmöglich ist es, die Gallerien von Versailles in einigen Stunden zu durchgehen und ihren massenhaften Inhalt in sich aufzunehmen. Ein Gefühl der Ermüdung und Uebersättigung ist die Folge solcher gezwungenen Gänge und somit den wenigsten Fremden, die nicht oft und gern wiederkehren können, vergönnt, den wahren Genuß zu ahnen, den eine genauere Kenntniß dieser historischen Schätze bietet.

Wer keinen Sinn für die Erinnerungen an die Kreuzzüge hat, deren Charakter hier so sinnig in einigen herrlich mit Wappen und dergl. geschmückten Sälen angedeutet ist, wird sich vielleicht mit so größerer Vorliebe der Gallerie der Kaiserzeit zuwenden, wo die kaum noch unseren Augen verschwundenen und beinahe schon unglaublichen Heldenthaten vorgestellt sind. Wer sich nicht an Schlachten und blutigen Bildern erfreut, den wird vielleicht die Sammlung von geschichtlichen Portraiten fesseln, wie sie nicht vollständiger und abwechselnder gedacht werden kann. Wer endlich durch die Bilder der Vorzeit ermüdet wird, ergötzt sich vielleicht an den Scenen, welche die Ereignisse unserer Tage darstellen.

Der Gedanke, der dieser Schöpfung zu Grunde lag, war ein ungemein großer und glücklicher. Zu welch edlerem Zwecke konnte man diese herrlichen Räume verwenden, und war ihre Benützung in dieser Weise nicht passender, als sie in Casernen oder Spitäler zu verwandeln? Die Erinnerung an Ludwig XIV. vermählt sich da mit allen jenen Anhaltspunkten, an denen die französische Geschichte so überreich ist.

Hat das stundenlange Durchgehen der Gallerien ermüdet, so findet man Erholung in den frischen Laubengängen des Parks, bei den schäumenden Cascaden und kunstreichen Wasserwerken, in dem allerliebsten Jardin du Roi, oder in den reizenden Trianon's.

Wie Alles in der Welt hat denn auch dieser Lieblingsgedanke des Julikönigs Tadler und Widerspruch gefunden. Außer den Stimmen feindlicher politischer Parteien waren es auch Bedenken der Kunstverständigen, die sich dagegen erklärten. Vor einem solchen Unternehmen sollte, dünkt mir, jede kleinliche Animosität verstummen und das patriotische Gefühl lauter für ein Werk sprechen, das weit besser als das Pantheon seine eigentliche Bestimmung erfüllt hat. Was die Ausstellungen in Beziehung auf die Kunst betrifft, so erinnere ich nur daran, daß bei der ganzen Anlage der Gedanke die Hauptsache, die Ausführung nur Sache der Form war. Bei der Schnelligkeit, mit der das Museum zu Stande kam, konnte nicht vermieden werden, daß viele mittelmäßige Bildwerke darin aufgestellt wurden; sie lassen sich leicht durch bessere ersetzen. Eine Gallerie, die aber außer Gemälden alter bewährter Künstler Werke von Eugène Delacroix, Coudère, Horace Vernet und so vielen Anderen enthält, welche Statuen der besten Sculpturen, wie Pradier, Clesinger und Anderer zieren, verdient doch wahrhaftig nicht den Spottnamen der collection des croutes. Ein Vorwurf, den die Sammlung vielleicht mit mehr Recht träfe, wäre die Art, mit der die verschiedenen Epochen behandelt sind, da die eine oft vernachlässigt, die andere verhältnißmäßig zu sehr begünstigt ist. So ist z. B. die Zeit der Könige vor Ludwig XIV. sehr dürftig bedacht, während die Feldzüge in Algier große Säle, die Smala eine Wand einnimmt, auf der zehn der berühmtesten Schlachten hätten abgebildet werden können. Doch muß man dem Gründer diese kleine Eitelkeit für den Ruhm seiner Familie zu gut halten, um so mehr, als der-

selbe in dem glänzenden Farbenpinsel Horace Vernet's einen so beredten Dollmetscher fand.

Soll ich endlich noch von den Bauwerken sprechen, welche jene Periode für die Nachwelt geschaffen, so erwähne ich der Julisäule, welche an Eleganz und Kühnheit die Schwestersäule an dem Platze Vendôme weit übertrifft. Ferner jener Trauerkapelle, die ein unheilvolles Ereigniß in der Familie Orleans verewigt und mit den heiligen Bildern ihrer Patrone und einer Marmorgruppe der Prinzessin Maria geschmückt einen wehmüthigen Eindruck hervorbringt.

Viele neue Kirchen sah diese Epoche theils vollenden, theils entstehen, und die Madelaine wie die Kirche St. Vincent de Paule erregen die Bewunderung der Fremden, während sich mein Geschmack mehr mit jener Bauart befreundet, welche uns die neue Kirche Ste. Clotilde und die niedliche Chapelle de N. D. de bon secours vorführt.

VIII. Skizzen.

Paris ist die Stadt der Contraste in Allem, so auch in den Charakteren, und wenn sich gleich wenigstens die auffallenden Außenseiten mehr verlieren, so finden sich doch Sonderlinge genug, die dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen. Es gibt in jeder Stadt gewisse Gestalten, die, von Jedermann gekannt, in bestimmten Kreisen und zu bestimmten Stunden erscheinen: Personen, denen ihr Aeußeres oder ihre bizarre Lebensweise einen gewissen Stempel aufdrücken. So hat früher ein alter Diplomat in Paris gelebt, der durch fünfzig Jahre die große Oper besuchte, den man nie beim Tageslichte sah, und den, seiner geisterhaften Erscheinung wegen, der Volkswitz: den Apollo des Kirchhofs nannte, von dem Napoleon behauptete, daß er der muthigste Mann in Frankreich sei, wo er es wage, auf seinen Füßen zu gehen, bei dem endlich der Degen als ein dritter Fuß erschien. Ebenso bekannt war der kleine Mann, den man als das Männchen im blauen Mantel bezeichnete, und der nur in theuren Zeiten gesehen wurde, Kleidungsstücke, Nahrungsmittel und Holz an die Armen vertheilend. Wer hat den alten Perser nicht bemerkt, der mit seiner hohen Pelzmütze regelmäßig in den Theatern erschien, wer endlich jenem modernen Diogenes nicht begegnet, der mit schnellen Schritten täglich das Palais royal durchmaß: l'homme à la longue barbe in schmutzige Fetzen gekleidet?

Alle diese Figuren waren zu ihrer Zeit so bekannt, als später der russische Fürst mit dem beständigen Torticolli, oder der dicke Doctor Veron, oder der schwerfällige Hofpoet Vatout und so viele Andere. Damals konnte man ein Original eigener Art, einen deutschen Arzt sehen, der seit dreißig Jahren in Paris eine

Existenz hatte, wie vor und nach ihm kein Sohn Aeskulap's. Sein Verstand und Wissen war so ausgezeichnet wie seine Häßlichkeit, mit kolossaler Charlatanerie wirkliche medicinische Kenntnisse gepaart.

Aus dem weiten Kreise fremder Diplomaten jener Zeit hebe ich nur Einige hervor:

Zwei liebenswürdige Greise, gleich rüstig, gesellig, sich lebhaft für Alles interessirend, waren seit dem Jahre 1815 in Paris accreditirt, daher die sogenannten Doyens des Corps. Dennoch waren ihre Charaktere sehr verschieden. Der Eine, Hagestolz, mild, von den freundlichsten Formen, wohlwollend, mit Recht beliebt und geschätzt. Der Andere, voll Verstand, leidenschaftlich, absprechend, Familienvater. Mit seinem Wesen verband sich aber eine frivole Richtung, welche widerlich wirkte und das Vergnügen schwächte, das sein geistreicher Umgang, sein Gedächtniß, geziert mit Erinnerungen, sonst gewährte. Es ist so peinlich, weißen Herren die ihnen gebührende Achtung versagen zu müssen!

Die Greise aus dieser Schule werden glücklicher Weise jetzt immer seltener; sie schienen in den Traditionen einer in sinnlichen Genüssen verbrachten Jugendzeit sich für den Verlust ihrer eigenen Würde entschädigen zu wollen. Um die Skizze zu vollenden, muß ich beifügen, daß dieser Diplomat es war, der als Zeuge Gustav III. sterbend in seinen Armen empfing, der es war, welcher von allen Gesandten im Jahre 1830 allein Karl X. in die Verbannung begleiten wollte; der endlich im 88sten Jahre die Feier des Jahrestags seiner ersten Kommunion zu Straßburg, wo er studirt hatte, mit seinem Bruder beging.

Ein anderer Diplomat, welcher zu jener Zeit als spanischer Botschafter nach Paris kam, erregte durch seine Schicksale wie seine Persönlichkeit Aufsehen: Martinez de la Rosa. Bald im Exil, bald im Kerker lebend, bald wieder mit allen irdischen Ehren überhäuft, brachte der spanische Lamartine stets ein freundliches

Gesicht in die Salons; galant gegen die Damen, guter College, feiner Weltmann und anmuthiger Dichter: bedurfte es mehr, um zu gefallen? Ich kenne nur einige seiner sehr gelungenen Poesien; ob seine größeren politischen und philosophischen Werke, besonders jenes über den Geist des Jahrhunderts, den lebensfrohen Geist athmen, der sich in seiner Person aussprach, weiß ich nicht.

Außer den afrikanischen Häuptlingen, welche Paris besuchten, und unter denen besonders ein junger Mann mit feinen Zügen und selbst eleganten Formen ungemein gefiel, erschienen zu jener Zeit nur selten hohe Gäste in der Residenz Ludwig Philipp's. Die Königin Victoria besuchte das Schloß Eu, die Herzogin von Kent, der König der Belgier, der Herzog Max in Bayern, die Herzoglich Coburg'schen Herrschaften, Prinz und Prinzessin von Salerno machten vorübergehende Erscheinungen in Paris.

Durch längere Zeit hatte die Königin Christine sich da aufgehalten und viel mit dem Hofe der Tuilerien verkehrt. Wer die kleine lebhafte Frau, einfach im Aeußern, sah, muthete ihr nicht den Einfluß zu, welchen sie auf die Wendung der Geschicke Spaniens übte. Ueber und über mit Orden bedeckt, in reicher Uniform stolzirte Rianzares durch die Säle, eine herkulische Gestalt, sich aber den stummen Rollen anschließend.

Bald nachher war Abd-el-Kader der afrikanische Löwe des Tages.

IX. Akademie, Gelehrte, Schriftsteller, Künstler.

Am linken Seine-Ufer, nicht fern von der Statue Heinrich's IV. und dem Münzgebäude, dem Louvre gegenüber, erhebt sich ein Gebäude mit einer hohen, runden Kuppel, gewöhnlich der Palast Mazarin, auch das Institut de France genannt. Es ist der Sitz der Akademie, oder vielmehr der fünf Akademien. Außer der eigentlichen sogenannten Akademie française bestehen nämlich vier besondere Sectionen für die verschiedenen Zweige der Wissenschaften und schönen Künste. Die Mitglieder derselben nennen sich ohne Unterschied: membres de l'Institut. Auswärtige sind Ehrenmitglieder. Alle werden durch die Sectionen selbst gewählt. Die bekanntlich von Richelieu gestiftete Akademie nimmt nur Franzosen in ihren Schooß auf, welche die Mitglieder gleichfalls wählen. Ihre ursprüngliche Bestimmung war, über die Reinheit der französischen Sprache zu wachen und ein Wörterbuch zu entwerfen, welches als unveränderliche Richtschnur gelten und alle zweifelhaften Fälle entscheiden sollte. Dieser berühmte Dictionnaire de l'Academie ist seit zweihundert Jahren nur wenig vorgeschritten: ich weiß nicht, bis zu welchem Buchstaben er bereits gediehen. Mit Recht konnte daher der Kaiser Napoleon neulich den dermaligen Präsidenten Guizot fragen, ob die Akademie denn ewig an jenem Werke arbeiten werde? worauf dieser sehr fein antwortete: Sire, en effet, elle se croit immortelle.

Es ist, in die Akademie française gewählt zu werden, mehr eine Ehrensache. Es sind ihre Fauteuils gesucht, weil sie die Elite, die Crême der Gelehrtenwelt aufnehmen, und jeder Literat strebt daher, sich auf die Höhe dieses Rahmtopfes zu schwingen.

Stirbt ein Mitglied, so findet sich gleich ein Dutzend Candidaten, um den Platz einzunehmen. Die Stühle sind durch Nummern bezeichnet, und jeder hat daher seine eigene Geschichte. Man ist um so stolzer, darauf zu sitzen, wenn ihn früher schon gefeierte Namen verherrlichten! Ein witziger Kopf schrieb einst die Geschichte des 41sten Fauteuils, von dem er annahm, daß ihn alle jene berühmten Schriftsteller Frankreichs besetzt hätten, welche im Laufe der Zeit nicht der Ehre gewürdigt wurden, zu Mitgliedern der Akademie ernannt zu werden, wie z. B. Molière, Rousseau, in späterer Zeit Balzac, Beranger und Andere mehr.

Bei der Aufnahme eines neuen Mitglieds wird das Lob des zu Ersetzenden gesprochen und die Verdienste des Eintretenden hervorgehoben. Solche Sitzungen sind immer feierlich und außerordentlich besucht. Mit großer Aufmerksamkeit folgt man den meistens ausgezeichneten Vorträgen. So sah ich in rascher Folge A. de Vigny, Ste Beuve und Mérimée aufnehmen. Viele zum Theil berühmte Akademiker, wie Nodier, Casimir de la Vigne, Etienne, Jouy und Andere starben während meines Aufenthalts.

Man mag nun diese Anstalt beurtheilen, wie man will, sie als unnütz verwerfen, als Befriedigung einer rein persönlichen Eitelkeit bezeichnen, sie besteht dennoch einzig in ihrer Art, und ihre Aufhebung würde eine empfindliche Lücke in der gelehrten Welt lassen. Diese Vereinigung der größeren Geister eines Landes ist immerhin ein glücklicher Gedanke, und wenn es auch nur der Ehrgeiz wäre, den er in jedem Gebildeten weckt, Mitglied der Akademie zu werden, ist schon dieß edle Streben ein Gewinn; dabei geht es denn natürlich nicht ohne Intriguen ab, und nicht immer geht der würdigste Mann aus der Wahlurne hervor; ja, nicht die Gelehrsamkeit, die literarischen Verdienste allein entschieden bei solchen Ernennungen. Man sah oft Mitglieder, die nie eine Sylbe geschrieben. Politik, Rücksichten aller Art gaben hier den Ausschlag; und hohe Kirchenfürsten wie ausgezeichnete Staats-

männer, Kriegshelden wie bekannte Redner nahmen neben Gelehrten, Philosophen, Dichtern Sitze in der Akademie ein.

Ich spreche nicht von den Gelehrten, deren Namen in der gebildeten Welt bekannt, von Fr. Arago, dem Astronomen, Guizot, Barante, Thiers, Aug. Thierry, Mignet, den Geschichtschreibern, Flourens, dem Physiologen, Villemain, Rémusat, Tocqueville, St. Marc Girardin, Nisard, den geistreichen Professoren und Schriftstellern; nur bei den Dichtern und Romanschreibern will ich einen Augenblick verweilen, weil ich glaube, daß dieser Zweig der Literatur nie mehr ausgebeutet wurde, als zur Regierungszeit Ludwig Philipp's. Zwei Sterne glänzten damals am Dichterhimmel: Lamartine und Victor Hugo. Beide sah das Jahr 1848 erbleichen! Beide gingen in einem verzehrenden politischen Ehrgeiz unter.

Lamartine hatte schon früher die ruhmvolle Bahn der lyrischen Poesie verlassen, um Geschichte zu schreiben, und in seinen leider zu berühmt gewordenen Girondisten mehr Einbildungskraft als historischen Ernst gezeigt.

Victor Hugo, durch zwanzig Jahre der gefeiertste Dichtername, ist noch tiefer gesunken. Er hat herrliche Verse geschrieben, neue, kühne Gedanken in Reime gekleidet; ein hoher poetischer Schwung findet sich in vielen seiner, besonders dramatischen Stellen. Aber es fehlte ihm stets die Dichterweihe. Wer mit dem Gewande der Poesie die schmutzigsten Bilder der Phantasie bedecken, an unmoralische, jedes bessere Gefühl empörende Gegenstände ein unverkennbar großes Talent verschwenden konnte, ist nicht würdig der Ehre des Parnasses. Wenn ich diese wilden Ausgeburten einer ungezügelten Einbildungskraft, diese bald wollüstigen, bald aufreizenden Bilder mit der reinen, keuschen Muße unsers Schiller's vergleiche, wem gebührt da wohl der Lorbeer?

Gehe ich nun zum Heere der Romanschreiber und Feuilletonisten über, so treten uns zwei kolossale Größen entgegen:

Balzac und Alex. Dumas. Bàlzac's Gestirn neigte sich damals schon dem Untergange, während der Creole mit wahren Cyclopenfäusten seinen Monte cristo, seine Musketiere, Bände zu Hunderten, schrieb. Ein Talent, das, einer bessern Richtung zugewendet, Großes hätte leisten können, war unstreitig jenes von Eugene Sue. Doch von Leidenschaft und den verwerflichsten Tendenzen geleitet, den Dämonen verfallen, nahm Sue ein klägliches Ende. Welche beklagenswerthen Verirrungen, welche fratzenhaften Verzerrungen alles Edlern, aller höheren Gefühle! Es sind dieß, will man sie nicht Werke der Hölle nennen, jedenfalls die eines Hirnverrückten.

An diese Schriftsteller reihten sich Gozlan, A. Karr, J. Janin, Fr. Soulié, Th. Gautier und viele andere gern gelesene, angenehme Erzähler, selbst der Liebling der Vorzimmer, der Beherrscher der Leihbibliotheken, Paul de Kok, erhielt immer noch seinen alten Ruf.

Nur ungern erwähne ich einer Frau, die unter dem Männer-Pseudonym „Georges Sand“ so große Aufmerksamkeit erregte. Ich konnte mich mit ihren Schriften nie befreunden; eine verderbliche, oder vielmehr gar keine Moral, ein geschraubtes, unerquickliches Wesen sprechen aus ihren Blättern; sie befriedigen in keiner Weise, und ist Talent darin nicht zu verkennen, so bedauert man um so tiefer den Mißbrauch desselben.

Eine elegante, angenehme Schriftstellerin war Frau v. Girardin, an Talent weit ihrer gleichfalls schreibenden Mutter, Sophie Gay, überlegen; endlich fand sich sogar noch ein schriftstellerisches Ehepaar, Herr und Madame Ancelot.

Ponsard trat damals mit seinen Trauerspielen hervor, die viel versprachen und ihm später die Hallen der Akademie eröffneten. Der kleine, bewegliche, rastlos thätige Scribe war schon im Besitz eines Fauteuils, und wenn man ihm für seine Schriften auch keinen Tugendpreis zuerkennen konnte, seine Stücke nicht immer die reinste Moral athmeten und er die geschichtlichen Stoffe

unbarmherzig verarbeitete, so war ihm doch kein anderer dramatischer Autor an die Seite zu stellen. Er beherrschte nicht nur die Bühnen des Lustspiels und Vaudevilles, er schrieb auch unzählige Liederbücher für die Opern von Meyerbeer, Auber, Halevy und Andere.

Noch ein Wort von den Künstlern!

Die Namen, welche man zu jener Zeit am meisten aussprach, waren Horace Vernet und unser Landsmann Winterhalter. Beide waren sozusagen die Hofmaler in den Tuilerien. Während Vernet mit einer nur ihm eigenen Farbengluth die Siege der Armee in Algier verewigte, oder Portraits voll Leben und Wahrheit auf die Leinwand zauberte, schilderte Winterhalter das eigentliche Hofleben, malte wiederholt den König und alle Mitglieder seiner Familie, entwarf jene großen Wandbilder, welche die Zusammenkunft mit der Königin Victoria, oder andere wichtige Momente der Zeit der Nachwelt überliefern sollten. Auch war Winterhalter's großes Talent, sein unermüdlicher Fleiß, seine anspruchslose Bereitwilligkeit, fern von allen Künstlerlaunen, diesen riesenhaften Aufgaben vollkommen gewachsen. Er wurde dabei von mehreren wackeren deutschen Künstlern unterstützt. Auch war der Andrang zu Winterhalter's Atelier ein ganz außerordentlicher, und er konnte nie den zahlreichen Bestellungen auf Portraits genügen; jahrelang mußte man sich vormerken lassen.

Von den Werken anderer Meister sprachen mich die von Paul de la Roche vor allen an; er erreichte mit Ary Schefer die größte Höhe. Der Ruf von Ingres erschien mir immer etwas usurpirt und gemacht; mit den Bildern von E. de Lacroix mögen sich Jene befreunden, denen dieses bizarre Genre zusagt.

In jedem Jahre fanden regelmäßig zwei Kunstausstellungen Statt: die allgemeine und jene der Probearbeiten der Zöglinge der Akademie. Die große Ausstellung war, in Ermangelung eines passenden Locals, in den Gallerien des Louvre. Man konnte sich nichts Ermüdenderes denken, als sich durch diese mit

Menschen angefüllten Säle zu drängen, um unter tausend Bildern einige Meisterwerke herauszufinden. Der Ort der Ausstellung war der neuen Schule nicht günstig, denn unwillkürlich suchte das Auge die Lieblinge Robert, Mignard, Creuze, Lesueur oder Lebrun und fand an der Stelle der reizenden Bilder dieser Maler unbedeutende Genre-Gemälde oder gar Portraits von Pariser Spießbürgern.

Die Jugendarbeiten der Zöglinge aus Rom endlich befriedigten nur selten; es war nur wenig anziehend, denselben Gegenstand, meist aus der Mythologie oder alten Geschichte, einförmig zwölf- oder mehrmal in stümperhafter Weise behandelt zu sehen.

Ein ungemein schönes und zweckmäßiges Institut ist die Ecole des beaux arts auch in ihrer Bauart und äußern Einrichtung. Es ist überdieß durch das bekannte Rundgemälde La Roche's, die Künstler alter Zeit gruppirt vorstellend, und durch Signol's letztes Gericht geziert.

Man kann daher wohl sagen, daß sich damals ein reges Kunstleben zeigte und der Impuls, von oben gegeben, ein ungemein fruchtbringender war. Architekte, wie Maler und Bildhauer fanden hinreichende Beschäftigung. Die Kirchen bedeckten sich mit Fresken, und die Darstellungen von Heiligen und der Bibel entlehnten Gegenständen hatten, bei den stets wechselnden Richtungen der Zeit, die früher so beliebten mythologischen oder Schlachten-Bilder verdrängt.

Unter den Bildhauern nenne ich vorzüglich Pradier.

Ich bin nun zum Schlusse meiner übersichtlichen Schilderungen gelangt, und nur als übersichtlich, den Gegenstand durchaus nicht erschöpfend, muß ich sie bezeichnen. Sie sind ein kleiner Beitrag zur Charakteristik jener Zeit, welche so rasch abgeschlossen wurde, daß selbst die Brücke abgetragen erscheint, welche sie eben

noch mit der Gegenwart verbinden könnte. Um den Leser nicht zu ermüden, habe ich gar Manches unberührt gelassen, was zur Vervollständigung des Gemäldes hätte eingereiht werden müssen. Ich habe weder von der Entwicklung der französischen Armee und Marine, noch von den Festungswerken gesprochen; nicht das weite Gebiet der sogenannten materiellen Interessen betreten, der Gerichtshöfe und ihrer Emotionen, Causes célèbres nicht erwähnt. Ebenso enthielt ich mich einer Beschreibung der Industrieausstellung im Jahre 1844, des Börsenschwindels in den Jahren 1845 und 1846, wo die Jagd nach Nordbahnactien an die Zeiten Law's erinnerte; sprach nicht von dem Aufschwunge des Handels, der Industrie, von allen den Segnungen wie den Nachtheilen eines langen Friedens, führte nicht in die zum Theil sehr interessanten Fabriken aller Art ein, deren Erzeugnisse die Augen der Fremden in den glänzend ausgestatteten riesengroßen Magazinen blenden; warf keinen Blick auf so viele anziehende Sammlungen, die Arts et métiers die Bibliotheken, die Münze, den jardin des plantes; dennoch wuchsen diese Blätter an, und würden es noch mehr, wollte ich auch die Schattenseiten von Paris skizziren, in jenes Dunkel der Geheimnisse dringen, welche die große Stadt in sich verbirgt, die Wunder der neuen Heilmethode, des Magnetismus, der Elektricität berühren, die Welt der verborgenen Künste und Charlatanerien aufdecken. An dem Tage meiner Ankunft in Paris starben der alte achtzigjährige Dr. Hahnemann, der Vater der Homöopathie, und Mademoiselle Lenormand. Welch eine Zusammenstellung! Ich habe mich stets mit Ekel von den Wahrsagerkünsten abgewendet, den Frevel und Unfug mißbilligt, den man mit Geisterbeschwörungen, Voraussagungen, drehenden oder schreibenden Tischen und dergleichen getrieben; solche Erscheinungen tauchen immer von Zeit zu Zeit wieder auf, und bei dem großen Interesse, welches man denselben zuwendet, ist es unglaublich, daß diese Wissenschaft sich nicht mehr ausgebildet, man sich etwa immer

in demselben Kreise dreht; während mit Hast irgend ein neues Phänomen dieser Art ergriffen und bearbeitet wird, fällt es beinahe ebenso wieder der Vergessenheit anheim. Es sind uns aber in dieser Beziehung gar enge Gränzen gezogen, und den Adepten wie den Ungläubigen möchte ich stets zurufen: qu'en savons-nous? Ich konnte mich jedoch dem Einflusse der Mode nicht ganz entziehen und wohnte öfters den damals so besuchten Sitzungen von Somnambulen bei. Ich gestehe, daß mich diese unleugbaren Resultate vielfach in Erstaunen setzten, aber in ein Erstaunen der unheimlichsten Art. Man muß sich daher mit den Wirkungen begnügen, ohne ihren räthselhaften Ursachen nachspüren zu wollen.

Paris gilt so sehr als der Mittelpunkt von Frankreich, in dem sich alles Interessante concentrirt, daß man den Provinzen nur wenig Aufmerksamkeit zuwendet und jetzt um so schneller der Hauptstadt zueilt, als von allen Seiten Eisenbahnen Tag und Nacht den raschen und wohlfeilen Verkehr erleichtern. Auch schlagen nur wenige Herzen in den Departements, welche nicht hier und da eine wahre Sehnsucht nach Paris ergriffe; dahin sind alle Wünsche, alle Gedanken, alle Hoffnungen und Plane gerichtet; dort ist das Ziel für jeden Ehrgeiz, jedes zu machende Glück!

Dennoch bietet auch die Provinz gar viele Anziehungspunkte. Ich kenne zwar etwa nur die eine Hälfte Frankreichs, den südlichen Theil habe ich nie besucht; doch fand ich die Ausflüge in die näheren Gegenden von Paris ungemein lohnend, und nur im raschen Fluge will ich meine Leser an die Ufer der Loire und in die Normandie führen.

Hatte ich Paris schon einen Augenblick verlassen, um Versailles zu besuchen, so gedenke ich jetzt auch noch jenes wundervollen Schlosses, in dessen Sälen sich die Geschichte Frankreichs von Franz I. bis heute abspiegelt: Fontainebleau!

X. Ausflüge.

Geschichte und Poesie vereinigen sich, um den Ufern der Loire eine gewisse Bedeutung zu geben. Viele wichtige Begebenheiten haben sich da zugetragen und die Romanzen dieses Paradies Frankreichs besungen. In der Wirklichkeit gestaltet sich dieß Alles aber viel prosaischer; nicht nur ist die Loire ein reißendes, gelbes, schmutziges Wasser, ihre Ufer sind an Schönheit und reizenden Punkten auch nicht mit den deutschen Flüssen zu vergleichen, und selbst die Seine durchfließt weit lachendere Gegenden.

Was der Loire daher Bedeutung gibt, sind allerdings die historischen Erinnerungen, die Menge vielgenannter Städte und Schlösser, welche sich in ihrer Nähe erheben. Doch verfolgen wir ihren Lauf von Orleans bis Nantes.

Bei der erstern Stadt ergießt sich ein kleiner Fluß „Loiret" in die Loire. Er entspringt unweit Orleans in dem Park eines Privat-Schlosses, und seine ergiebigen Quellen bilden da gleich einen kleinen See, aus dem der Loiret ziemlich breit fließt, um seine kurze Laufbahn bald zu beschließen.

Orleans ist eine stille Stadt, und wäre außer seiner geschichtlichen Bedeutung nicht die herrliche Kathedrale und das Denkmal des heldenmüthigen Mädchens, man verließe wohl die Eisenbahn nicht.

Bald erreicht man Blois, eine kleine amphitheatralisch gebaute Stadt mit dem schönen großen Schlosse, in dem das blutige Drama der Guisen geendet. Ludwig Philipp ließ diesen merkwürdigen Bau wiederherstellen. Nur eine Wegstunde entfernt liegt in einer trostlosen Ebene das königliche Chambord mit seinen unzähligen Thürmen, Fenstern und Kaminen — der reinste Renaissance-Styl! Doch hat dieser prachtvolle Sitz des ritterlichen

Erbauers nur mehr noch das Ansehen einer großartigen Ruine; Fenster, Thüren, jede Art von Einrichtung fehlen, und man zeigt in den weiten offenen Sälen nur einen Tisch, auf den der hier verstorbene Marschall von Sachsen nach seinem Tode gelegt wurde. Aber wunderbar ist diese Bauart; die getrennten, nebeneinander laufenden Wendeltreppen, die vielen Gallerien, die allerliebsten architektonischen Verzierungen aller Art! Der Prinz, welcher den Namen dieses verwaisten Schlosses trägt, ist fern; diese Hallen sind öde und tragen die allzu sichtbaren Spuren langjähriger Verlassenheit! Der große Park erscheint verwildert, pachtenden Jagdliebhabern preisgegeben!

Wir sind wieder auf der Loire, sehen da das historische Schloß Chaumont mit der unheimlichen Erinnerung an Katharina von Medicis und ihre astrologischen Künste; — endlich Amboise. Das alte Schloß beherrscht die breite Brücke der Loire. Wer gedenkt dabei nicht an das junge Königspaar Franz II. und der lieblichen Maria Stuart, an die Greuel der dortigen Verschwörung? Furchtbare Steinmassen thürmen sich da zu Wällen und unterirdischen Gängen auf; ich faßte nur das Pittoreske, die schöne Lage dieses Schlosses in's Auge, und jene von Ludwig Philipp restaurirte Kapelle, deren gothische, feine Verzierungen wie in Stein gehauene Spitzen erscheinen. Wer Amboise besucht, kann nicht am Schlosse Chenonceaux vorübergehen. Es ist noch ganz erhalten, der Erinnerungen an Diane de Poitiers und seiner späteren Bewohner voll.

Mit vielem Verständnisse hat der Besitzer alle diese kleinen Schätze aus der Vorzeit gesammelt; die Kapelle wie einzelne Zimmer sind sinnreich damit angefüllt.

Chenonceaux liegt ganz eigen; das Schloß bildet eine Brücke über den Cher; wenn man zum Hauptthor eingeht und den Saal des Erdgeschosses durchschreitet, so befindet man sich auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses. Die Gegend ist reizend.

Bald sind wir in Tours. Man ist nun im Garten Frankreichs; das Land reich und fruchtbar, doch nicht überraschend schön, um jene Bezeichnung zu rechtfertigen. Hier erinnern wir nur an den heiligen Martin, dessen Abtei in der Schreckenszeit in die Luft geflogen, an die düstere Gestalt Ludwig's XI. zu Plessis les tours, sehen die schöne Domkirche und setzen dann unsere Reise fort bis zu jenem klassischen Boden der Vendée, die aber dem Freunde von Naturschönheiten ebenso geringe Ausbeute verspricht.

Längs den Ufern der Loire bemerkt man ganze Reihen von Höhlen und in den Lehmboden gegrabene menschliche Wohnungen, ein trauriger Anblick! Dann fährt man an dem hochgelegenen Saumur vorüber, sieht den Einfluß der Mayenne, und wie man sich Nantes nähert, wird die Loire immer breiter und erinnert wohl mit ihren Inseln und ihrer unabsehbaren Ausdehnung an die amerikanischen Flüsse. Eine große dunkle Masse erschien uns gegen Sonnenuntergang am Horizont. Es war die Kathedrale jener Stadt, die höchste, die ich je gesehen; der Thurm ist dagegen unvollendet. Monumente erhalten das Andenken der alten Herzoge der Bretagne; ihr letzter Sprößling: Anna, die Frau zweier Könige, liegt hier begraben.

Nantes ist eine große, zum Theil gut gebaute Stadt, belebt, in Sitten, Handel und Treiben die Nähe des Meeres verrathend.

Weniger anziehend ist die Schwesterstadt Rennes, eine düstere, aus schwarzen Steinen erbaute Stadt, deren Aussehen nicht durch die Umgegend erheitert wird.

Endlich durchflog ich auch die klippenreichen Küsten der Bretagne, sah St. Malo, Dinan, Granville und jenen sich aus den Meeresfluthen erhebenden Felsen, den gefürchteten Mont St. Michel.

Auch der Normandie galten zahlreiche Ausflüge. Von jeher fühlte ich mich von diesem Lande romantischer Sagen und blühender Vegetation angezogen. Das Auge ruht mit Wohlgefallen auf diesen Burgen, auf den grünen Triften.

Wenn man das weite, herrliche Thal von Rouen übersieht, oder sich an dem schönen Meeresufer bei Honfleur erquickt, überall ist Charakter, Kraft; die Ueberlieferungen der Vergangenheit vereinigen sich mit dem Zauber der Gegenwart. J. Janin hat diese Provinz anziehend beschrieben, die so oft der Gegenstand wie der Schauplatz des Kampfes zweier großen Nationen war! Durchgeht man die Straßen der ehrwürdigen Stadt Rouen, so glaubt man sich um Jahrhunderte zurückversetzt, wenn nicht wieder neue Gebäude und die modernen Quais an unsere Zeit erinnerten. Außer einer ganzen Sammlung der schönsten gothischen Kirchen tritt auch noch das Palais de justice mit einem Style hervor, wie ihn kein anderes, weltlichen Zwecken errichtetes Gebäude in Frankreich mehr aufzuzeigen hat. Plump erscheint daneben jener Palast, dessen Fenster Zeugen des Feuertodes der Jungfrau von Orleans waren. Eine geschmacklose Statue verewigt diese Schandthat und entstellt den Platz.

Die Kathedrale und St. Ouen streiten um die Palme der Schönheit. Staunt man in der einen Kirche über den Reichthum und die Kühnheit der Verzierungen und Formen, so macht die edle Einfachheit der andern den erhebendsten Eindruck. Ich kenne nur wenige Kirchen, welche jener von St. Ouen zu vergleichen!

Ein Dampfschiff ladet uns zur Seine-Fahrt ein. Man zeigt uns die Ruinen eines Schlosses, das Robert der Teufel bewohnt haben soll; wir sehen Tancarville, Quilleboeuf, les Audelys und andere Orte, und auf einer Insel verbergen sich die Ruinen der Abtei Jumièges, wo Agnes Sorel die letzte Ruhestätte fand.

Bald erweitert sich die Seine und gleicht von ihrer Mündung einem großen See, um den sich Havre und Honfleur ziehen. Die Natur ist hier, ungeachtet der Nähe des Meeres, ungemein reich; nichts Lieblicheres läßt sich denken, als die Höhe von Ingouville (Ingolstadt?), oder die so bekannte Wallfahrt Notredame de Grâce. Auf einem Vorgebirge gelegen, von hohen alten Bäumen

umschattet, nimmt dieß Gotteshaus die frommen Pilger auf, Matrosen, die, aus augenscheinlicher Todesgefahr auf dem Meere gerettet, der Stella maris hier ihre Dankopfer überbringen. Rührend ist ein solcher Zug Wallfahrer mit den sonnverbrannten, ernsten Gesichtern zu sehen, wenn sie singend den Berg besteigen und ein kleines Schiffsmodell oder ein anderes ex voto-Zeichen auf den Altar niederlegen. Ringsum ist die Kirche mit solchen frommen Gaben geschmückt.

Im Sommer ist die Gegend von Badenden belebt. Frascati, Fécamp, Trouville fassen oft nicht die Gäste.

Setzt man die Reise weiter nach Caën fort, so findet man auch dort historische Erinnerungen: das Grab Wilhelm's des Eroberers, mehrere schöne Kirchen.

Nordwestlich von Rouen liegt das Seebad Dieppe, weder durch Lage, noch Gebäude ausgezeichnet.

Ein Ausflug von hier nach dem Schloß Eu lohnt der Mühe. Früher den Grafen gleichen Namens gehörend, kam es an die Familie Guise, dann an die grande Demoiselle, endlich durch die Penthièvre wieder an die Orleans. Ludwig Philipp behandelte diese Besitzung mit besonderer Vorliebe. Er fand sich da behaglich. Die kühlen Alleen des schönen Parks führten bis zu dem kleinen Hafen Trepott, wo eine Flotille zu Spazierfahrten auf der offenen See einlud. Mit Sorgfalt war das alte Schloß restaurirt, mit Erinnerungen aus seiner alten und neuen Geschichte geschmückt worden; die Gallerie mit den Portraiten der Guise stand jener der Orleans gegenüber. Auch die sehr große, schöne Kirche mit der Gruft der Grafen von Eu ist nicht ohne Interesse. Wie muß den alten König in seiner Verbannung die Zerstörung und Zerstückelung dieses Lieblingssitzes geschmerzt haben! Und welche Kluft liegt zwischen der Gastfreundschaft, welche an jenem Westende Europas die Königin Victoria begrüßte, und ihrem Besuche zu Paris!

XI. Rückblicke.

Die Zeiten ändern sich und mit ihnen vor Allem die Politik der Völker. Dennoch finden sich in dem Leben der Nationen gewisse hervorragende Grundzüge des Handelns und der Gesinnungen, welche ihre Politik erst durch Jahrhunderte bestimmen und die, zuweilen unterdrückt oder schlummernd, dann wieder um so sichtbarer hervortreten, wenn Leidenschaften, Interessen oder sonst was immer für Ursachen diese Hebel in Bewegung setzen.

Ein solcher charakteristischer Zug ist die durch alle Epochen fortlaufende Rivalität Frankreichs und Englands, und der dadurch nach und nach entstandene Haß, die Antipathien zwischen beiden Nationen. Es läuft dieser Zug wie der rothe Faden durch ihre Geschichte. Seit Wilhelm dem Eroberer kamen die zwei Staaten näher miteinander in Berührung, und Conflicte zeigten sich beinahe während der Regierung aller nachfolgenden Könige. Wenn Philipp August und Richard Löwenherz auch zusammen als Kreuzfahrer in Palästina fochten, so war ihre Eintracht deßhalb doch nicht groß, und Johann ohne Land mußte bald nachher einem französischen Prinzen weichen. Der versöhnende Sinn Ludwig's des Heiligen erhielt den Frieden, aber nach dem Erlöschen seines Stammes brach jener hundertjährige verheerende Kampf aus, in dem Frankreich in drei blutigen Schlachten unterlag, König Johann als Gefangener in England starb, und später unter dem wahnsinnigen Karl VI. Frankreich nur wie durch ein Wunder dem Schicksal entging, eine englische Provinz zu werden. Zu den Feindseligkeiten mit England gesellten sich dann die Eroberungssucht der französischen Könige in Italien und die Verwicklungen, welche deßhalb mit dem deutschen Reich entstanden. Doch auch hier mischte sich England

unter Heinrich VIII. wieder thätig ein, um später nur desto kräftiger Antheil an dem beklagenswerthen Kampfe der Religions-Parteien in Frankreich nehmen zu können. Durch seine inneren Unruhen bei sich beschäftigt, war England zu einem Waffenstillstande nach außen gezwungen, und kaum trat dasselbe aus jener furchtbaren politischen Krisis hervor, als sich Ludwig XIV. offen gegen die neue Dynastie erklärte, und wie lang, wie verderblich und blutig jener Krieg unter verschiedenen Vorwänden gedauert, davon weiß die Geschichte von 1688 bis 1714 zu erzählen. Nun trat eine jener seltenen Epochen ein, in denen sich Frankreich England näherte: es war die Zeit der Regentschaft. Doch unter Ludwig XV. erwachte die Kriegsflamme wieder, die bald verzehrend auch Amerika ergriff, und die Jahre 1789 bis 1793 waren für Ludwig XVI. die Vergeltung seiner England feindseligen Politik. Die Anstrengungen und Opfer Englands, die Republik und nachher Napoleon's Macht zu zerstören, sind nur zu bekannt. Mit dem unglückseligen Geschenke seiner Charte hat es Frankreich beinahe mehr geschadet, als durch die Gewalt der Waffen, und das Jahr 1830 war die Antwort auf die Eroberung Algiers.

Ludwig Philipp schien, gleich seinem Ahnherrn, dem Regenten, die Uebermacht Englands zu fühlen, und beugte sich vor ihr bis zu dem letzten Jahre seiner Herrschaft, wo er das Gewicht ihrer auf Frankreich stets drückenden Hand wohl auch fühlen mußte. Ich glaube bewiesen zu haben, daß, wenn dieser Kampf öfters ruhte, er doch nie geendet, und wie durch eine Art von Verhängniß Frankreich immer groß und mächtig, wenn England gedemüthigt; das Inselland stolz und blühend war, wenn das Mißgeschick Frankreich heimsuchte. Es waren die zwei auf- oder absteigenden Schalen einer Wage. Selten nur fand sich ihre Zunge im Gleichgewicht. Eine solche Periode war die der jüngstvergangenen Zeit. A. Dumas sagt irgendwo schön und wahr, um jene Eifersucht beider Nationen durch die Geschichte zu beweisen:

„England hat in der Jungfrau von Orleans die Begeisterung, in Maria Stuart die Grazie und Schönheit, in Napoleon das Genie Frankreichs getödtet."

Nach dieser Uebersicht kehre ich zur Politik der Zeit des Julikönigthums zurück. Wie dieses hatte schon die Restauration mit zwei großen Hindernissen zu kämpfen: es war dieß der Pariser Friede und die Charte. Die nach der Ansicht der Franzosen aller Parteien drückenden und erniedrigenden Bestimmungen jenes Friedensvertrages mußten die Aufgabe jeder Regierung erschweren: sie lagen wie ein Alp auf der Brust Frankreichs, und riefen ein beständiges Gefühl von Mißbehagen hervor, dessen sich die umwälzende Partei nur zu sehr bemächtigte. Es gelang der klugen Regierung Ludwig's XVIII. so wenig, als der einer exclusiven Richtung folgenden Karl's X., diese bösen Geister zu beschwören. Die neue Verfassungsform aber gab dieser Unzufriedenheit einen bestimmten Ausdruck und eröffnete sich da die Arena für die parlamentarischen Kämpfe, und nicht weil Karl X., durch Nothwehr gezwungen, die Charte angeblich verletzte, sondern weil sie sein Bruder octroyirt, trat jener die Reise nach Cherbourg an.

Ludwig Philipp fand die genannten beiden feindlichen Principien gleichfalls vor; sie umstanden wie Dämonen seinen Thron. Sie zu beschwichtigen, wurde die enge Allianz mit England abgeschlossen und dadurch der Friede in Europa erhalten, den man in Paris um keinen Preis brechen wollte; die Verfassung frischte man aber in der Weise auf, um die Gemüther wenigstens auf einige Zeit zu beruhigen, und ungeachtet aller Kämpfe gelang dieß viel länger, als man je hätte erwarten sollen.

Des Königs Louis Philippe's Politik war daher nach Außen: möglichst gutes Einverständniß mit allen Mächten, gestützt auf die entente cordiale mit England; nach Innen: jenes Schaukelsystem des juste milieu, das unter beständiger Abwägung der

Gewalten zuletzt, verlor eine derselben das Gleichgewicht, mit ihrem Sturze enden mußte. Es ist keiner französischen Regierung, wäre sie auch noch so stark, möglich, auf die Länge den wiederholten Schlägen der Presse und der Opposition in den Kammern zu widerstehen. Diese Ansicht, welche früher als die Meinung einer Partei galt, hat sich durch zwei Katastrophen als historische Wahrheit bewiesen, und wer es künftighin immer auf's Neue versuchen wollte, dieß Wagspiel zu unternehmen, würde sich denselben Folgen aussetzen.

Die neue kaiserliche Regierung in Frankreich hat es verstanden, jene beiden Klippen geschickt und glücklich zu umschiffen. Indem sie das Nationalgefühl hob, Frankreich die ihm gebührende Stelle im Rathe der Völker wieder anwies, machte sie jenen zeit- und geldraubenden Discussionen, jenem widerlichen Streit um Portefeuilles ein Ende und beschenkte Frankreich mit einer Reihe nützlicher und wohlthätiger Gesetze unter dem Schutz einer Verfassung, deren Artikel sie nicht selbst jeden Augenblick in Frage stellen.

Es wäre jedoch unbillig, bei den Schwierigkeiten, welche die Regierung des Julikönigs umgaben, seine umsichtige Verwaltung, seine Klugheit und Geschicklichkeit in Handhabung der Macht zu leugnen. Seine Gewandtheit ist gleich seiner Geduld zu bewundern, und wenn das Resultat am Ende seiner politischen Laufbahn nicht der allgemeinen Erwartung entsprach, so lag — wollen wir es nicht das Spiel jenes Königs nennen, den Talleyrand mit „Sa Majesté le hasard" bezeichnet — dessen Geschick in einer höhern Hand. Man glaube aber ja nicht, daß Ludwig Philipp alle diese ihn bedrohenden Gefahren nicht gekannt hätte. Er war sich seiner Lage vollkommen bewußt, und sprach sich bei den vielen Reden, die er am Neujahrstage oder am 1. Mai hielt, sowie unter vier Augen, klar und offen darüber aus. Wie oft sagte er: „Ich kenne den Abgrund, den Bosheit und politische Leiden-

schaften vor unseren Füßen zu öffnen suchen; ich weiß, auf welch brennendem Boden wir stehen! Allein meine festgegründete Macht, das Zusammenwirken der Staatsbürger wie der constitutionellen Institutionen werden über diese Umtriebe siegen und das schöne Frankreich vor neuen Stürmen bewahren!“

Wenn Ludwig Philipp vielleicht auch ein ängstliches Gefühl wegen der Regentschaft beschleichen mußte, so sah er sich doch von einem kräftigen, gutgesinnten Führer! umgeben — ein eigenes Verhängniß entschied in anderer Weise; nur ein Blinder kann seine bessere Ueberzeugung der Wahrheit dieser inhaltsschweren Lehren verschließen!

Das glänzendste Erbtheil, welches die Restauration der Juliregierung hinterlassen, war die Eroberung Algiers. Sie wurde gehörig ausgebeutet und beschäftigte die Armee, gab Kriegsruhm und Lorbeeren, zog die Aufmerksamkeit von anderen Punkten ab, und es war diese Colonisation eine der Lichtseiten jener Periode. Glücklich wußte das Ministerium die Hindernisse zu beseitigen, welche England beständig dem Besitze Algiers entgegensetzte, und da Frankreich sich aller unmittelbaren Einmischung in die europäischen Angelegenheiten enthielt und den einzigen schüchternen Versuch im Orient 1840 mit einer Niederlage büßte, so richtete es seine Blicke bald nach den Inseln des stillen Meeres, bald nach Peru oder Marocco, endlich nach China. Doch trat es da überall nur leise auf, um die Klauen des verbündeten Leoparden nicht zu fühlen. Es war daher allerdings Guizot Glück zu wünschen, daß bei den Kammerverhandlungen in den Jahren 1844 und 1845 die Opposition auf dem sonst so sturmbewegten Felde der auswärtigen Politik keine andere Frage zum Gegenstand ihrer Angriffe machen konnte, als le droit de visite, die Königin Pomaré und Pritchard. Es hatten sich die Wogen der Opposition in dieser Richtung so ziemlich gelegt, und man sah mit einiger Befriedigung auf eine Friedenszeit von vollen dreißig

Jahren (1815 bis 1845) hin, in erfreulichem Gegensatze zum dreißigjährigen Kriege des siebenzehnten Jahrhunderts.

War daher die Politik Ludwig Philipp's vielfach eine ängstliche, allen Verhältnissen Rücksicht tragende, eines großen, mächtigen Reiches nicht immer würdige, so lagen außer seinem zu keinen entscheidenden Maßregeln geneigten Charakter auch noch diesem Systeme die Hemmnisse zu Grunde, welche er im Innern fand; er trug beständig die Fesseln, die er sich durch seine Erhebung auf den Thron, wie durch eine mit jeder Herrschaft unerträgliche Verfassungsform auferlegt. In diesen Zauberkreis gebannt, war ein einmaliges Heraustreten das Losungswort des Verderbens, und der so lange versuchte Eiertanz mißlang endlich.

Ein beredter Mund sagte erst neulich: „Die Geschichte ist die Wissenschaft des alternden Mannes. Während die Jugend vorwärtsschreitend in die Zukunft schaut, kehrt sich der Mann, welcher gelebt, der Vergangenheit zu, der er angehört, und sucht aus den Geschicken verschwundener Generationen die Gestaltung der Zeiten zu errathen, die er nicht mehr sehen soll."

Von diesem Gefühle beseelt, ergehe auch ich mich gern in dem stillen Reiche der Vorzeit, beschwöre gern die Geister vergangener Größen herauf und finde darin doppelten Trost und Genuß; einmal entschädigt die ruhige Erforschung früherer Ereignisse für das trübe Treiben der Gegenwart, wo man befangen durch Leidenschaften und Parteiansichten unwillkürlich mit in den Strudel der Tagesbegebenheiten gerissen wird. Auf der andern Seite lernt man die Gegenwart durch die Vergleichung mit den Vorfällen anderer Tage richtiger beurtheilen, sagt sich auf diese Weise von manchen Vorurtheilen los und würdigt, im Zusammenhange mit vergangenen Thatsachen, besser die augenblickliche Lage der Dinge; man bewahrt sich dadurch vor dem zweifachen Fehler: die Gegenwart auf Kosten der Vergangenheit zu überschätzen, oder, wie dieß so häufig geschieht, die guten alten Zeiten zurückzuwünschen!

Ich will es daher, bei meiner doppelten Vorliebe für Paris und geschichtliche Studien, versuchen, in kurzen Zügen ein Bild jener Stadt zur Zeit des Jahres 47 in jedem der neunzehn christlichen Jahrhunderte zu entwerfen, da ich das Jahr 1847 zum Ausgangspunkte meiner Schilderungen genommen.

Jahr 47 nach Christi Geburt. Gallien ist größtentheils ein den Römern unterworfenes Land, und verliert mit seinen alten Göttern auch seine Freiheit und politische Unabhängigkeit. Kaiser Claudius herrscht und vertilgt mit Strenge den Druidendienst. Gallien ist in vier große Provinzen eingetheilt; Lugdunum, Lyon, der Hauptsitz der römischen Niederlassungen; die nicht unterworfenen Stämme ziehen sich nach Norden zurück. Paris erscheint noch nicht unter den gallischen Städten. Fischerhütten bedecken die waldigen Inseln und Ufer der Seine.

147. Nach Hadrian's Tod erhält das römische Reich unter Kaiser Antonius die größte Ausdehnung, ist auf dem höchsten Gipfel der Macht. Die Adler Roma's beherrschen Gallien; die Militär-Einrichtungen, die festen Plätze der Eroberer umfassen die Provinz Gallien. Schon zeigen sich Spuren des sich verbreitenden Christenthums, dessen erste Ueberlieferungen sich in Lyon, Marseille, Vienne, Narbonne und anderen Orten seit den Zeiten der Apostel erhalten. Von Paris ist noch nicht die Rede.

247. Fortwährend römische Herrschaft unter rasch wechselnden Kaisern; unter diesen in jenem Jahre Philipp, welchen Viele für einen heimlichen Christen hielten. Paris erscheint jetzt schon als Stadt unter dem Namen „Lutetia," doch ohne politische Bedeutung. Der neunzigjährige Bischof in Lyon hat nebst vielen anderen heiligen Martyrern die neue Lehre schon mit seinem Blute besiegelt. Doch bald nachher (250) erschienen, vom Papste Fabian gesendet, sieben Priester in Gallien, das Evangelium verkündend. Unter diesen gründete der Apostel dieses Landes, Dyonis (St. Denis), die erste katholische Kirche in Paris, und starb mit vielen Gefährten

unweit von Lutetia auf einem Hügel den Tod des Blutzeugen. Der Name „Montmartre“ ruft dieß Ereigniß heute noch der Nachwelt in's Gedächtniß zurück.

347. Ein welthistorisches Ereigniß hatte Statt gefunden: der große Constantin — der erste römische Kaiser — hatte die Taufe erhalten, und seine Söhne beherrschten um jenes Jahr das weite Reich. Schon war dasselbe durch die Einfälle der Barbaren bedroht, welche der Cäsar Julian, von Gallien zurückkehrend, über den Rhein warf.

Dieser Feldherr, der später als Kaiser durch seinen Abfall eine so beklagenswerthe Berühmtheit erlangte, hielt sich längere Zeit in Paris auf, das er „seine liebe Lutetia“ nannte, und auf dem linken Ufer der Seine jenes Gebäude aufführen ließ, welches noch heute, unter dem Namen der „Thermes“ bekannt, das einzige noch bestehende römische Mauerwerk in Paris ist.

447. Die große, geheimnißvolle Wanderung der Völker war vollbracht, die Barbaren von allen Seiten auch in Gallien eingedrungen. Nur mit großer Anstrengung schlug sie der tapfere römische Feldherr Aetius zurück. Ein Stein nach dem andern löste sich von dem gewaltigen Gebäude des römischen Reichs; bald sollte selbst der Thron der abendländischen Kaiser (476) mit Romulus Augustulus unter seinen Trümmern begraben werden. Gallien hatte sich einen eigenen König gegeben und nannte sich nun nach dessen Stamm: Frankreich. Nach dem Sohne des ersten fränkischen Heerführers, Clodio, der 447 starb, regierte Merwig oder Merovius, von dem die neue Dynastie den Namen trug.

Einem verheerenden Strome gleich ergossen sich nun aber die Hunnen unter Attila über halb Europa.

Der furchtbare Eroberer verschonte auf seinem Triumphzuge Paris, den Bitten der armen Hirtin von Nanterre widerstehend, jener Genovefa, welche die Hauptstadt als ihre Schutzheilige verehrt. Auch Troyes berührte Attila nicht, durch die Vorstel-

lungen eines heiligen Bischofs bewogen; endlich hielt das imponirende Ansehen des großen Papstes Leo I. die „Geißel Gottes" im Siegesmarsche von Rom auf. So beugte sich, was keiner Waffengewalt widerstanden, unter die Stimme eines schwachen, aber frommen Mädchens und unter die Majestät der Kirche.

547. Das neue fränkische Reich hatte nun auch seinen ersten christlichen König, Chlodwig, erhalten, von der heiligen Clotilde bekehrt. Nach dessen Tode theilten seine vier Söhne das Reich, und Childebert wurde Herr von Paris, wodurch diese Stadt eine höhere politische Bedeutung erhielt. Als später nach Chlotar's Tode (561) dessen vier Söhne wieder eine neue Theilung des Erbes vornahmen, fiel Paris an Charibert, und wurde, als dieser bald starb, für so wichtig gehalten, daß man jene Stadt für neutrales Gebiet erklärte und die drei überlebenden Brüder mit den heiligsten Schwüren versprachen, Paris nie, Einer ohne den Andern, zu betreten.

Damals war der heilige Germain der geistliche Oberhirte von Paris.

Es folgt nun jene Periode der Greuel und Verbrechen, zu denen die Leidenschaften zweier herrschsüchtigen Frauen, Brunhilde und Fredegunde, die nächste Veranlassung gegeben.

647. Eine neue Epoche hat begonnen! die der Maires du Palais, oder Haushofmeister der Könige, welche, von Dagobert an, nur dem Namen nach regierten, daher „rois fainéants," Scheinkönige, genannt wurden.

Pipin von Heristal, der Stammvater eines nun entstehenden mächtigen Königgeschlechts, herrscht mit Anderen, wie Ebroin, an der Stelle der Merowinger.

Von Paris ist in dieser Zeit der Verwirrung wenig die Rede. Viele Heilige verherrlichten die Kirche und wehrten mit Wort und That der hereinbrechenden Barbarei und Sittenverderbniß.

747. Nachdem der Sohn Pipin's von Heristal, Karl Martell, siegreich die Saracenen zurückgeschlagen und Frankreich vor dem Schicksale Spaniens bewahrt, sehen wir nun schon dessen Enkel, Pipin den Kurzen, beinahe unumschränkt herrschen und sich bald, ohne Blutvergießen, der den schwachen Händen der Merowinger entsinkenden Krone bemächtigen.

Paris begrüßte zum ersten Mal einen Papst in seinen Mauern: Stephan II., welcher Pipin mit dessen beiden Söhnen zu St. Denis krönte.

847. Das Jahrhundert Karl's des Großen liegt hinter uns, eine Zeit, so voll der außerordentlichsten Begebenheiten, daß die Epochen vor und nach derselben unbedeutend erscheinen. Paris blieb von so gewaltigen Ereignissen nicht unberührt. Der unnatürliche Kampf der Söhne mit Ludwig dem Frommen und den Brüdern unter sich selbst war zu Ende. Der Vertrag von Verdun (844) trennte das fränkische Reich für immer von Deutschland. Doch war Paris noch nicht der beständige Sitz der französischen Könige. Karl der Kahle durchzog das Land, bald durch innere Unruhen, bald durch die Normannen geängstigt. Dieß kriegerische Volk verheerte wiederholt ganze Strecken mit Feuer und Schwert; seine Schiffe bedeckten beständig die Seine, und Paris wurde oft verwüstet, zum Theile verbrannt. Es war eine Zeit der Noth und Trostlosigkeit.

947. Nicht erfreulicher ist das Bild von Paris, welches sich um diese Zeit aufrollt. Der schwache König Karl der Einfältige war vom Throne vertrieben; die Normannen unter Rollo, ihrem Führer, der sich taufen ließ, Herren eines großen Theils des Reichs.

Da ermannten sich die Großen Frankreichs; es bildete sich die Feudalherrschaft aus, und ein mächtiger Geist, Hugo, Graf von Paris, überragte die Epoche. Selbst die Krone verschmähend, leitete er stets die Königswahl. Nach Raoul's Tode sehen wir Karl's Sohn, Ludwig IV., auf dem Throne. Doch das Reich

der Karolinger neigte sich auch seinem Ende zu, und des großen Hugo Sohn, Hugo Capet, sollte bald, wie einst Pipin, mit der Macht auch des Königs Titel und Krone erhalten. Das Geschlecht der Grafen von Paris war zum herrschenden gewählt und erhoben, seine Hauptstadt jene von Frankreich geworden.

1047. Der Enkel des ersten Capetingers, Heinrich I., ist König und theilt seinen Thron mit einer russischen Prinzessin, Anna, Tochter des Herzogs Jaroslaw, der ersten und einzigen französischen Königin aus jenem fernen Lande. Kämpfe mit den Normannen, innere Unruhen, Hungersnoth und Elend bezeichnen diese Regierung, während welcher man, da 1000 Jahre nach Christi Geburt verflossen, in Paris das Ende der Welt vorausgesagt. Doch macht sich auch jetzt der fromme Sinn der Kirche durch Gebet und Werke christlicher Liebe geltend, mildert die Sitten, hindert Greuel und Blutvergießen. In Paris, wie in ganz Frankreich, wurde damals der sogenannte Gottesfriede (trève ou paix de Dieu) verkündet. Viele Concilien wurden in jener Stadt gehalten.

1147. Immer klarer treten nun Personen und Ereignisse hervor. Paris, die beständige Residenz der Könige, vergrößert, bedeckt sich mit Kirchen, Klöstern und Schulen. Bald erheben sich die Thürme von Notre Dame. Es ist das Zeitalter religiöser Begeisterung, der Anfang des Ritterthums. König Ludwig VII. befindet sich mit seiner jungen Gemahlin Alienor in Palästina. Der zweite Kreuzzug, von dem außerordentlichsten Manne seiner Zeit, dem heiligen Bernhard, gepredigt, hatte begonnen. Sugor, Abt von St. Denis, ist Regent von Frankreich, und der Ruf der Gelehrsamkeit wie der seltsamen Schicksale Abelard's erfüllt die gebildete Welt.

1247. Die Regierung Philipp August's (II.) hatte auf Paris Einfluß gewonnen. Durch Ringmauern, Pflaster und andere Veränderungen verschönert und beschützt, hatte sich diese Stadt bald zur ersten in Frankreich emporgeschwungen. Kirchliche Strei-

tigkeiten, der Kampf mit den Albigensern störten den Frieden. Doch hatte sich um diese Zeit jenes leuchtende Gestirn erhoben, dessen wohlthätige Strahlen durch alle Jahrhunderte glänzen, jener König, dessen Charakter und Tugenden einzig dastehen in der Geschichte der Zeiten: Ludwig IX.

Die Epoche, in die wir jetzt treten, ist jedoch die trübste seiner langen, so gesegneten Regierung. Sein heiliger Eifer ließ sich durch den unglücklichen Ausgang des zweiten Kreuzzuges nicht abhalten, gerade hundert Jahre nachher sich mit seiner schönen, frommen Gemahlin Margaretha von Provence nach dem Morgenland einzuschiffen. Siegreich in Damiette, wurde Ludwig bald nachher gefangen. Seine Mutter Bianca war in Paris als Regentin zurückgeblieben. Die Aufmerksamkeit wand sich damals von dieser Stadt Lyon zu, wo der große Kampf zwischen zwei gewaltigen Gegnern, Kaiser Friedrich II. und dem Papste Innocenz IV., entschieden werden sollte.

1347. Abermals ändert sich die Scene! Ein Jahrhundert voll der wichtigsten Ereignisse war vorübergezogen. Nach Philipp's IV. Tode waren bald auch seine drei Söhne, Könige, kinderlos im kräftigsten Mannesalter gestorben. Paris war voll Entsetzen Zeuge des blutigen Dramas, das mit dem Feuertode der letzten Templer endete.

Philipp (VI.) von der Linie Valois regiert. Seine Erhebung auf den Thron entzündet den Krieg mit England. Eduard III. siegt in der Schlacht von Crecy, und Philipp wie Frankreich sind am Rande des Verderbens. Calais fällt und bleibt durch zweihundert Jahre englische Festung.

Zum ersten Male hört man damals in Paris den Donner der Geschütze; das Pulver war erfunden; doch bei keinem Sieges-, keinem Freudenfest ertönten die Kanonen. Der verheerende Krieg hatte alle Kräfte erschöpft, und in seinem Gefolge erschien die Pest, welche halb Europa durchzog und Paris entvölkerte. Gegen 500 Personen starben jeden Tag. Der Jammer hatte den höchsten

Grad erreicht. Die Juden wurden verfolgt, und Flagellanten durchzogen, die Straßen mit ihrem Blute röthend, Paris, das Maaß der Leiden zu füllen.

1447. Der hundertjährige Krieg hatte ausgetobt; die englische Herrschaft war zu Ende. Karl VII. regierte, ein König, auf dessen Geschick die Frauen einen eigenen Einfluß zu üben schienen. Jung schon von einer entarteten Mutter zurückgesetzt und verfolgt, war später sein schwaches Herz zwischen einer tugendhaften, liebenden Gattin und der schönen, sanften Agnes Sorel getheilt.

Ein schlichtes, gottbegeistertes Hirtenmädchen rettete abermals Frankreich und Paris.

Karl's Leben begann unter dem Eindruck des Wahnsinns seines Vaters und endete mit der Furcht vor einem rebellischen Sohne.

Paris, bald der Schauplatz innerer Fehden, bald des Uebermuths der englischen Eroberer, blieb immer der Sitz der Regierung.

1547. Unglaubliche Begebenheiten hatten sich in einem Zeitraume von hundert Jahren zusammengedrängt. Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Entdeckung Amerikas, endlich — die Reformation!

Das Jahr 1547 erscheint bei dieser Weltlage wie ein Wendepunkt in einer verhängnißvollen Zeit. Es endet mit demselben eine beinahe dreißigjährige Fehde zwischen den drei mächtigsten Fürsten der Epoche, jene lange Reihe von Schlachten und Eroberungen, meistens in Italien, welche nur Verheerungen, kein eigentliches, irgend einem Theile nützliches Resultat zurückließen. Von jenem Jahr an aber beginnt ein anderer Kampf in Frankreich selbst: die unglückseligen Religionskriege mit allen ihren blutigen Wechselfällen bis zum Edicte von Nantes.

Franz I. stirbt, der ritterliche König, der vielleicht von allen Monarchen Frankreichs den Charakter seines Volkes am meisten repräsentirte, und wohl deßhalb, trotz seines Mißgeschicks und seiner

Schwächen, so beliebt war. In demselben Jahr endet Heinrich VIII., bald sein Bundesgenosse, bald sein Gegner, ein fluchbeladenes Leben.

Heinrich II. besteigt den französischen Thron, und in naher Zukunft sehen wir die historischen Gestalten einer Katharina von Medicis, einer Maria Stuart, der Guise und Heinrich's von Bearn hervortreten.

Es ist dieß aber auch die Zeit der sogenannten Renaissance, des Erwachens der schönen Künste, des bessern Geschmacks; Kirchen und Paläste, wie der Louvre und andere, erheben sich und werden durch die Meisterhände der Zeit Leo's X. geschmückt. Paris nimmt einen bisher kaum geahnten Aufschwung, ist der Schauplatz glänzender Feste und Tourniere; die letzten Strahlen der Ritterzeit verbinden sich da mit dem Emporblühen der Wissenschaft und Kunst.

1647. Die Religionskriege sind zu Ende. Ein Leben, welches von der Bartholomäusnacht an in vielen Schlachten, in hundert Gefahren sich glücklich erhalten, unterliegt einem fluchwürdigen Meuchelmorde: Heinrich IV. ist nicht mehr! Aber auch sein Sohn, Ludwig XIII., und in demselben Jahre (1643) dessen mächtiger Minister, Cardinal Richelieu, waren gestorben.

Von dieser Zeit an verließen die Könige Paris. Ludwig XIII. und Ludwig XIV. bewohnten St. Germain, und Letzterer machte später das stolze Versailles zur königlichen Residenz. Seit Heinrich IV. sah, außer König Ludwig XVIII., Paris keinen Monarchen mehr in seinen Mauern sterben, seit Ludwig XIV. keinen Sohn seinem Vater auf dem Throne folgen. Anna von Oesterreich bewacht als Regentin die Wiege des königlichen Kindes; Mazarin ist Minister.

Die eiserne Hand Richelieu's, welche auf dem Adel Frankreichs wie auf den Hugenotten drückend ruhte, hatte eine Reaction während der Minderjährigkeit des jungen Königs hervorgerufen. Es entspann sich in Paris jener unter dem Namen der „Fronde" bekannte Bürgerkrieg, in dem wieder Barrikaden gebaut wurden und

erlauchte Frauen einen thätigen Antheil nahmen. Mit Erstaunen sah man die grande Demoiselle das Feuer der Kanonen leiten. Der Hof war aus der Hauptstadt geflohen.

Man hat die Regierungszeit Ludwig's XIV. mit einem Tage verglichen, der am Morgen trübe, Mittags von der glänzendsten Sonne erleuchtet, gegen Abend wieder durch Gewitterwolken verdunkelt wurde. Jene Jugendzeit war daher eine gefahrdrohende, traurige Zeit.

Auch in England bereitete sich das Parlament kalt und berechnend zum Königsmorde vor. Die Gemahlin des unglücklichen Karl's I., die Tochter Heinrich's IV., suchte, fand aber keine Hilfe am französischen Hofe. Deutschland verblutete an den durch den dreißigjährigen Krieg erhaltenen Wunden, und der westphälische Friede war der Unterzeichnung nahe.

1747. Das Jahrhundert Ludwig's XIV. und die Regentschaftszeit sind vorüber. Ludwig XV. steht an der Schwelle jener Periode, wo er den Namen des „Vielgeliebten" verlieren, den im Felde erlangten Ruhm einbüßen und durch eine beispiellos schlechte Verwaltung seiner Regierung unter der Pompadour und ihrer noch unwürdigern Nachfolgerin den Stempel der Schmach aufdrücken sollte. Es ist die Epoche der erwachenden Philosophie, des Unglaubens, des Verspottens alles Heiligen und des Zweifels an jeder Wahrheit, das Zeitalter der Encyklopädisten und einer allgemeinen Frivolität.

Paris, vom Hofe verlassen, gefällt sich immer mehr in einer unabhängigen, der Monarchie trotzenden Stellung, und wird der Sitz jener Geistesrichtung, die sich verderbenbringend über Frankreich und Europa ergießt.

1847. Ludwig Philipp König! Allgemeiner Friede; zunehmender Wohlstand und Luxus. Zustände, wie ich sie in den vorstehenden Blättern geschildert! Doch decken nur Blumen und Phrasen den gähnenden Abgrund; die Störung der trüglichen Ruhe ist nahe.

Unbemerkt schleicht sich ein Feind ein, der, unter dem falschen Namen der Republik nur Anarchie und Zerstörung alles Bestehenden mit sich bringt. Es ist dieß ein Zustand, für den Frankreich einmal nicht geschaffen ist, den seine Sitten wie tausendjährige Traditionen zurückstoßen. Stolz, Neid, Gottlosigkeit, Genußsucht im Bunde mit der stets thätigen Umsturzpartei waren die Triebfedern aller Revolutionen. Die Blouse beneidet den Paletot, der Paletot die Uniform, und läßt man auch die Gleichheit vor dem Gesetze gelten, so treten die Unterscheidungen im gewöhnlichen Leben um so greller hervor. Keiner ist, der sich nicht durch ein rothes Band vor seinen Nebenmenschen auszuzeichnen wünschte, und wer nicht vom Ehrgeize getrieben, sehnt sich doch, das schwarze Brod mit Kuchen, die Mansarde wenigstens mit dem Entresol zu vertauschen. Wer daher im Ernst an den Bestand einer Republik — das Losungswort der revolutionären Propaganda — in Frankreich glaubt, kennt dieß Land nicht.

Es kann nicht in unserm Plane liegen, zwischen den achtzehn Jahrhunderten, die wir soeben im Kreislaufe durchflogen, und der Jetztzeit einen philosophisch-historischen Vergleich anzustellen. Es ergibt sich derselbe für jeden denkenden Leser von selbst.

Ein Rückblick auf die Zeit von hundert Jahren läßt uns aber die heutige Lage Frankreichs unter einem ebenso aufgeklärten, als gerechten und männlich-festen Regenten in höchstem Grad erwünscht erscheinen. Wenn wir jedoch z. B. auch die jetzigen Zustände Rußlands mit jenen vor einem Jahrhundert, die in St. Petersburg regierende kaiserliche Familie mit dem Hofe der Kaiserin Elisabeth im Jahr 1757; wenn wir das Reich der George in England mit der schönen Häuslichkeit vergleichen, welche jetzt den Thron in London ziert, so ist gewiß ein Fortschritt der erfreulichsten Art nicht zu leugnen!